
HARUKI
MURAKAMI
DIE ERMORDUNG DES COMMENDATORE
I
Eine Idee erscheint
DUMONT
eBook

Allein reist der namenlose Erzähler und Maler ziellos durch Japan. Schließlich zieht er sich in ein abgelegenes Haus, das einem berühmten Künstler gehört, zurück. Eines Tages erhält er ein äußerst lukratives Angebot. Er soll das Porträt eines reichen Mannes anfertigen. Nach einigem Zögern nimmt er an, und Wataru Menshiki sitzt ihm fortan Modell. Doch der Ich-Erzähler findet nicht zu seiner alten Fertigkeit zurück. Das, was Menshiki ausmacht, kann er nicht erfassen. Wer ist dieser Mann, dessen Bildnis er keine Tiefe verleihen kann?

Durch einen Zufall entdeckt der junge Maler auf dem Dachboden ein meisterhaftes Gemälde. Es trägt den Titel ›Die Ermordung des Commendatore‹. Er ist wie besessen von dem Bild, mit dessen Auffinden zunehmend merkwürdige Dinge um ihn herum geschehen, so als würde sich eine andere Welt öffnen. Mit wem könnte er darüber reden? Da ist keiner außer Menshiki, den er kennt. Soll er sich ihm wirklich anvertrauen? Als er es tut, erkennt der Ich-Erzähler, dass Menshiki einen ungeahnten Einfluss auf sein Leben hat.

Der Roman wird fortgesetzt in Band 2 ›Eine Metapher wandelt sich‹ (DuMont, April 2018).



Credit: © Markus Tedeskino/Ag. Focus

HARUKI MURAKAMI, 1949 in Kyoto geboren, lebte über längere Zeit in den USA und in Europa und ist der gefeierte und mit höchsten Literaturpreisen ausgezeichnete Autor zahlreicher Romane und Erzählungen. Sein Werk erscheint in deutscher Übersetzung bei DuMont. Zuletzt erschienen ›Von Beruf Schriftsteller‹ (2016) und ›Birthday Girl‹, illustriert von Kat Menschik (2017).

HARUKI MURAKAMI

DIE ERMORDUNG DES COMMENDATORE

Band 1: EINE IDEE ERSCHEINT

Roman

Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe

DUMONT

eBook 2018
Die japanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel ›Kishidancho goroshi. Killing Commendatore‹ bei Shinchosha, Tokio.
© 2017 by Haruki Murakami

© 2018 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Übersetzung: Ursula Gräfe
Redaktion: Stephan Kleiner
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagabbildung: © plainpicture / Bobo Olsson – aus der Kollektion Rauschen
Satz: Angelika Kudella, Köln
eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
ISBN eBook 978-3-8321-8988-4

www.dumont-buchverlag.de

DIE ERMORDUNG DES COMMENDATORE

Band 1:
EINE IDEE ERSCHEINT

PROLOG

Als ich heute nach einem kurzen Mittagsschlaf erwachte, sah ich den »Mann ohne Gesicht« vor mir. Er saß auf einem Stuhl gegenüber dem Sofa, auf dem ich geschlafen hatte, und blickte mich aus seinen nicht vorhandenen Augen an.

Der Mann war groß und sah überhaupt genauso aus wie bei unserer letzten Begegnung. Sein gesichtsloses Gesicht war zur Hälfte von einem schwarzen Hut mit breiter Krempe verdeckt, und er trug einen langen Mantel in einem dunklen Farbton.

»Ich will, dass du mich porträtierst«, sagte der Mann ohne Gesicht, nachdem er sich vergewissert hatte, dass ich wach war. Seine Stimme war leise und frei von jeglicher Intonation oder Wärme. »Du hast es mir versprochen. Erinnerst du dich?«

»Natürlich. Aber damals hatten wir kein Papier, darum konnte ich Sie nicht malen«, erwiderte ich ebenfalls tonlos und ohne Wärme. »Stattdessen hatte ich Ihnen das Pinguin-Amulett als Pfand gegeben.«

»Ja, ich habe es mitgebracht.«

Er hielt mir den Plastikpinguin mit der Rechten entgegen. Er war so etwas wie ein Anhänger für eine Handy-Schlaufe. Der Mann hatte außergewöhnlich große Hände. Es klapperte leise, als er den kleinen Gegenstand auf die Glasplatte des Couchtischs fallen ließ.

»Ich gebe ihn dir zurück, denn du wirst ihn vielleicht brauchen. Er ist ein Talisman und kann die Menschen beschützen, die dir am Herzen liegen. Allerdings will ich, dass du mich dafür porträtierst.«

Ich saß in der Klemme. »Das sagen Sie so einfach, aber ich habe noch nie jemanden ohne Gesicht porträtiert.«

Meine Kehle fühlte sich staubtrocken an.

»Nach allem, was ich gehört habe, bist du ein Meister deines Fachs. Und außerdem hast du mir das alles schon beim ersten Mal gesagt.« Der Mann ohne Gesicht lachte. Oder zumindest glaubte ich, dass er lachte. Es klang wie das Heulen des Windes in einer tiefen Höhle.

Er nahm den schwarzen Hut ab, der sein Gesicht zur Hälfte verdeckt hatte. Dort, wo es hätte sein sollen, kreiste nur langsam ein milchig weißer Nebel.

Ich stand auf und holte ein Skizzenbuch und einen weichen Bleistift aus meinem Atelier, um auf dem Sofa sitzend ein Porträt des gesichtslosen Mannes zu zeichnen. Aber wo ansetzen? Da war ja nichts. Wie in aller Welt sollte ich etwas nicht Vorhandenes zeichnen? Außerdem änderte der milchweiße Nebel, der dieses Nichts umhüllte, unablässig seine Gestalt.

»Aber ein bisschen Tempo, wenn ich bitten darf«, sagte der Mann ohne Gesicht. »Ich kann nicht lange bleiben.«

Mein Herz begann zu hämmern. Ich hatte keine Zeit. Ich musste mich beeilen. Aber meine Finger mit dem Bleistift hingen wie erstarrt in der Luft. Als wäre meine Hand von den Fingerspitzen bis zum Gelenk gelähmt. Er hatte recht, es gab einige Menschen, die ich beschützen musste. Doch alles, was ich konnte, war malen. Und dennoch war ich völlig außerstande, das Gesicht des Mannes ohne Gesicht zu zeichnen. Ratlos starrte ich auf den kreisenden Nebel. »Tut mir leid, aber die Zeit ist um«, sagte der Mann ohne Gesicht kurz darauf, wobei ein breiter Fluss aus weißem Atem seinem nicht vorhandenen Mund entströmte.

»Warten Sie! Nur noch einen Moment …«

Der Mann setzte seinen schwarzen Hut wieder auf, sodass sein Gesicht abermals zur Hälfte verborgen war. »Ich komme wieder.

Vielleicht schaffst du es dann, mich zu malen. Bis dahin behalte ich das Pinguin-Amulett.«

Und weg war er. Jäh, als hätte ein plötzlicher Windstoß ihn fortgerissen, war der Mann ohne Gesicht verschwunden. Nur der leere Stuhl und der Glastisch waren zurückgeblieben. Nicht jedoch das Pinguin-Amulett auf dem Glastisch.

Fast hätte ich die Begebenheit für einen kurzen Traum halten können. Aber ich wusste sehr wohl, dass ich nicht geträumt hatte. Denn andernfalls wäre die ganze Welt, in der ich lebte, ein Traum gewesen.

Vielleicht würde es mir eines Tages gelingen, das Nichts zu porträtieren. Ebenso wie es einem gewissen Maler gelungen war, das Bild mit dem Titel *Die Ermordung des Commendatore* zu malen. Doch dazu brauchte ich Zeit. Ich musste die Zeit zu meiner Verbündeten machen.

1 DIE BESCHLAGENE OBERFLÄCHE POLIEREN

Vom Mai jenes Jahres bis zum Beginn des nächsten lebte ich an einem Berg nahe dem Eingang eines engen Tals, in dem es im Sommer unablässig regnete. Was daran lag, dass der Südwestwind die feuchten Wolken vom Meer in das Tal hineintrieb, wo sie an die Berghänge stießen und abregneten. Oberhalb des Tals hingegen war das Wetter meist schön. Da das Haus, in dem ich wohnte, genau an der Wetterscheide stand, kam es vor, dass im Garten ein starker Schauer niederging, obwohl auf der Vorderseite die Sonne schien. Anfangs verblüffte mich das, aber bald gewöhnte ich mich daran, und es wurde für mich zur Normalität.

Wenn es windig war, waberten die Wolkenfetzen tief an den Hängen der umliegenden Berge entlang wie verirrte Geister aus der Vergangenheit auf der Suche nach verlorenen Erinnerungen. Mitunter tanzten auch weiße Regentröpfchen lautlos im Wind wie winzige Schneeflocken. Und da fast immer ein Wind wehte, war der Sommer hier auch ohne Klimaanlage angenehm.

Das Haus war klein und alt, verfügte jedoch über einen ausgedehnten Garten, in dessen hohem Gras eine Katzenfamilie Unterschlupf gefunden hatte. Aber als der Gärtner kam und mähte, wurde es der gestreiften Kätzin wohl unbehaglich, und sie zog mit ihren drei Jungen fort. Sie hatte ein strenges Gesicht und war mager, ein Zeichen, dass sie gerade genug zum Leben hatte.

Das Haus stand auf dem Kamm des Berges, und von der nach Südwesten zeigenden Terrasse aus sah man zwischen den Bäumen ein Stückchen Meer von der Größe einer Waschschüssel. Ein winziges Fragment des riesigen Pazifischen Ozeans. Einem mir

bekannten Makler zufolge stieg der Preis eines Grundstücks, nur weil man ein Fleckchen Meer dieser Größe sehen konnte, doch für mich spielte dieser sogenannte »Meerblick« keine Rolle. Von Weitem wirkte das kleine Stück Wasser wie eine dunkle Masse aus Blei. Warum jemandem an diesem Anblick gelegen sein sollte, war mir unverständlich. Die Aussicht auf die umliegenden Berge, die ihre Erscheinung je nach Jahreszeit und Wetter dramatisch wandelten, gefiel mir viel besser. In jenen Tagen wurde ich dieses atemberaubenden Wechsels niemals müde.

Damals hatten meine Frau und ich uns getrennt, und die Scheidung war offiziell eingereicht, doch danach geschah so vieles, dass wir am Ende beschlossen, unsere Ehe fortzuführen.

Die Hintergründe sind nicht leicht zu verstehen, und ein Satz wie »Wir kamen wieder zusammen« beschreibt das ganze Durcheinander von Ursache und Wirkung, das nicht einmal wir als Betroffene zu begreifen imstande waren, nur unzureichend. Aber die neun Monate zwischen unseren beiden Ehen (also der, die wir zuerst geführt hatten, und der späteren) wirkten so einschneidend wie ein Kanal, den man durch eine Landenge gräbt.

Ob diese neun Monate eine lange oder eine kurze Trennung waren, kann ich nicht beurteilen. Im Nachhinein kommen sie mir manchmal wie eine Ewigkeit vor und dann wieder, als wären sie wie im Flug vergangen. Meine diesbezüglichen Empfindungen ändern sich von Tag zu Tag. Beim Fotografieren legt man bisweilen eine Zigarettenschachtel neben einen Gegenstand, um seine Größe zu verdeutlichen, aber die Zigarettenschachtel, die neben dem Abbild in meinem Gedächtnis liegt, scheint sich entsprechend meiner Stimmung auszudehnen oder zusammenzuziehen. Anscheinend bewegt und verändert sich der Maßstab in meinem Gedächtnis ebenso, wie die Dinge und Ereignisse des Augenblicks ständig in Bewegung sind, sich verändern oder entziehen.

Doch auch wenn meine sämtlichen Erinnerungen in Bewegung sind, heißt das nicht, dass sie sich willkürlich ausdehnen oder zusammenziehen. Im Grunde war mein Leben bis dahin vornehmlich in ruhigen, geordneten und vernünftigen Bahnen verlaufen. Allein diese neun Monate stürzten mich in ein unvermitteltes Chaos. Ich befand mich in vielfacher Hinsicht in einem Ausnahmezustand, den ich erlebte wie ein Schwimmer, der bei ruhiger See unversehens in einen reißenden Strudel gerät.

Wenn ich auf diese Zeit zurückblicke (ja, ich schreibe diese Zeilen, indem ich mir den Ablauf jener nun schon einige Jahre zurückliegenden Ereignisse ins Gedächtnis rufe), schwanken häufig Tragweite, Perspektive und Zusammenhänge, was vielleicht daran liegt, dass einiges nicht sicher ist oder sich die logische Reihenfolge mit zunehmender Distanz verändert. Dennoch bin ich entschlossen, meine Schilderung der Ereignisse so systematisch und logisch voranzutreiben, wie meine Kräfte und Fähigkeiten es erlauben. Vielleicht scheitere ich mit meinem Versuch, aber zumindest will ich mich, so gut ich kann, an den provisorischen Rahmen halten, den ich mir selbst gesetzt habe. So wie jener Schwimmer sich mit letzter Kraft an einen vorübertreibenden Baumstamm klammert.

Nach dem Umzug in mein neues Heim besorgte ich mir zuerst ein preisgünstiges gebrauchtes Auto. Mein bisheriger Wagen hatte vor Kurzem endgültig seinen Geist aufgegeben, weshalb ich ihn verschrotten lassen und mir einen neuen kaufen musste. Wer allein auf einem Berg lebt, braucht unbedingt ein Fahrzeug, um die täglichen Notwendigkeiten einzukaufen. Also suchte ich einen Toyota-Gebrauchtwagenhändler am Stadtrand von Odawara auf und erstand einen praktischen Corolla Kombi bei ihm. Der Verkäufer bezeichnete die Farbe als »taubenblau«, während ich mich eher an die Gesichtsfarbe eines blutarmen Schwerkranken erinnert fühlte. Er hatte erst 36 000 Kilometer auf dem Tacho, aber da es sich um einen Unfallwagen handelte, gewährte der Händler mir einen recht

ordentlichen Rabatt. Ich machte eine Probefahrt, Bremsen und Reifen schienen in Ordnung zu sein. Da ich nicht häufig auf der Autobahn fuhr, reichte mir das.

Das Haus auf dem Berg hatte ich von Masahiko Amada gemietet. Er war auf der gleichen Kunsthochschule gewesen wie ich und zwei Jahre älter, aber einer der wenigen, mit denen ich mich gut verstand, sodass wir uns auch nach dem Examen noch hin und wieder trafen. Er hatte nach seinem Studium als Grafikdesigner bei einer Werbefirma angefangen.

Als meine Frau sich von mir trennte, hatte ich unsere gemeinsame Wohnung verlassen und nicht gewusst, wohin. Das Haus von Masahikos Vater stand leer, also fragte ich meinen Freund, ob ich es als eine Art Haussitter bewohnen dürfe. Der Vater war der berühmte Maler Tomohiko Amada, und das Haus in den Bergen bei Odawara hatte ihm auch als Atelier gedient. Seine Frau war zehn Jahre zuvor gestorben, aber er hatte weiter dort gelebt. Leider war er in jüngster Zeit an einer rasch fortschreitenden Demenz erkrankt und in eine luxuriöse Seniorenresidenz auf dem Plateau von Izu umgezogen, sodass sein Haus bereits seit einigen Monaten leer stand.

»Es liegt halt ziemlich hoch am Berg, nicht gerade verkehrsgünstig, aber deine Ruhe wirst du dort haben. Die kann ich dir hundertprozentig garantieren. Der ideale Ort zum Malen. Nichts wird dich ablenken«, sagte Masahiko Amada.

Als Miete verlangte er nur einen nominellen Betrag.

»Leer stehende Häuser verwahrlosen, und man ist dauernd in Sorge wegen verlassener Vogelnester und der Brandgefahr. Also ist es für mich eine Beruhigung, wenn jemand dort ist. Aber es wäre dir sicher unangenehm, ganz umsonst dort zu wohnen. Der einzige Haken ist, dass ich dich vielleicht kurzfristig bitten muss auszuziehen.«

Ich hatte nichts dagegen. Außerdem besaß ich ohnehin nicht mehr, als ich auf der Ladefläche meines kleinen Wagens unterbringen

konnte. Sobald er mich darum bitten würde, könnte ich am nächsten Tag wieder ausziehen.

Also bezog ich am Ende der Feiertagskette im Mai das hübsche kleine Haus, eine Art Cottage im westlichen Stil. Es hatte nur eine Etage, aber Raum genug für eine Person. Amada wusste nicht genau, wie weit das Grundstück reichte. Es lag auf einem nicht sehr hohen Berg und war von Bäumen umgeben. Im Garten standen hohe Kiefern mit ausladenden Ästen, die in alle vier Himmelsrichtungen ragten. Hier und da lagen Gartensteine, und neben der Hauslaterne wuchs eine prachtvolle Bananenstaude.

Wie mein Freund gesagt hatte, war es sehr ruhig. Doch wenn ich mich jetzt zurückerinnere, kann ich nicht behaupten, dass es keine *Ablenkung* gab.

In den acht Monaten, die ich nach der Trennung von meiner Frau auf dem Berg verbrachte, hatte ich nacheinander sexuelle Beziehungen zu zwei Frauen. Beide waren verheiratet. Eine war jünger, die andere älter als ich. Beide waren Teilnehmerinnen des Malkurses, den ich in Odawara gab.

Ich hatte meine Chance genutzt, sie angesprochen und eingeladen (normalerweise ist mir so etwas zu peinlich. Als schüchterner Charakter bin ich in derlei Dingen nicht gerade versiert). Und sie waren nicht abgeneigt gewesen.

Warum, weiß ich nicht, aber damals erschien es mir einfach und folgerichtig, sie in mein Bett zu locken. Ich hatte nicht das Gefühl, Schülerinnen zu verführen. Mit ihnen zu schlafen fand ich genauso normal, wie jemanden, der zufällig auf der Straße an mir vorbeilief, nach der Uhrzeit zu fragen.

Die erste, mit der ich ein Verhältnis hatte, war Ende zwanzig, hochgewachsen, mit großen schwarzen Augen. Sie hatte kleine Brüste und schmale Hüften. Ihre Stirn war breit, sie hatte sehr schönes, glattes Haar und im Verhältnis zu ihrem sonstigen

Körperbau große Ohren. Nach landläufigen Vorstellungen war sie vielleicht nicht schön zu nennen, aber sie hatte ausgesprochen interessante Gesichtszüge, die mich als Maler reizten. (Tatsächlich fertigte ich auch immer wieder Skizzen von ihr an.) Sie war kinderlos. Ihr Mann war Geschichtslehrer an einer Privatschule, und zu Hause schlug er seine Frau. In der Schule durfte er keine Gewalt anwenden, also reagierte er wohl stattdessen seinen Frust an ihr ab. Aber er schlug sie nie ins Gesicht. Als sie sich auszog, sah ich, dass ihr Körper von Blutergüssen übersät war. Es war ihr zuwider, sich mir so zu zeigen, und wenn wir uns auszogen, musste es immer dunkel im Zimmer sein.

Sie hatte so gut wie kein Interesse an Sex, und da sie nie ausreichend feucht wurde, klagte sie über Schmerzen, sobald ich in sie eindrang. Auch wenn ich mir viel Zeit für ein gründliches Vorspiel nahm und wir Gleitgel benutzten, zeigte das keine Wirkung. Ihre Schmerzen waren heftig und ließen nie nach. Mitunter schrie sie sogar.

Dennoch wollte sie mit mir schlafen. Zumindest verabscheute sie es nicht. Aber warum? Vielleicht verlangte es sie nach dem Schmerz? Oder sie wollte sich für irgendetwas bestrafen? Die Menschen sind in ihrem Leben auf der Suche nach den verschiedensten Dingen. Doch eines suchte sie ganz bestimmt nicht: Intimität.

Da sie sich weigerte, zu mir oder zu ihr zu gehen, fuhren wir stets mit meinem Wagen in ein etwas entferntes, an der Küste gelegenes kleines Hotel für Paare, um dort miteinander zu schlafen. Wir trafen uns auf dem großen Parkplatz eines Familienrestaurants, kamen ungefähr kurz nach eins im Hotel an und verließen es vor drei. Bei diesen Gelegenheiten trug sie immer eine große Sonnenbrille. Doch eines Tages erschien sie nicht zu unserer Verabredung. Auch im Malkurs tauchte sie nicht mehr auf. Das war das Ende unserer kurzen, wenig aufregenden Affäre. Insgesamt war es ungefähr vier oder fünf Mal zum Geschlechtsverkehr zwischen uns gekommen.

Die nächste Dame, mit der ich eine Liaison einging, führte ein glückliches Familienleben. Zumindest schien es ihr an nichts zu fehlen. Sie war damals einundvierzig (wie ich mich erinnere) und somit etwa fünf Jahre älter als ich. Sie hatte ebenmäßige Gesichtszüge, war zierlich und stets geschmackvoll gekleidet. Da sie jeden zweiten Tag in ein Sportstudio ging und Yoga machte, hatte sie kein Gramm überschüssiges Fett am Bauch. Sie fuhr einen brandneuen roten Mini Cooper, den sie gerade erst gekauft hatte. An sonnigen Tagen konnte ich ihn schon von Ferne funkeln sehen. Sie hatte zwei Töchter, die beide eine teure Privatschule in Shonan besuchten. Sie selbst war ebenfalls auf dieser Schule gewesen. Ihr Mann leitete irgendeine Firma, welche, erfuhr ich nicht (natürlich interessierte es mich auch nicht besonders).

Es ist mir unklar, warum sie mein etwas dreistes sexuelles Angebot nicht einfach ausschlug. Vielleicht übte ich zu jener Zeit so etwas wie eine magnetische Anziehungskraft aus, von der ihr Geist (sozusagen) wie Eisensplitter angezogen wurde. Oder es hatte gar nichts mit Geist und Magneten zu tun, sondern es verlangte sie rein zufällig nach körperlicher Befriedigung, und ich war nur »der Typ, der gerade zur Hand war«.

Jedenfalls konnte ich damals ganz selbstverständlich und ohne Hemmungen den gewünschten Partner spielen. Von Anfang an schien sie unsere Beziehung auf eine sehr natürliche Weise zu genießen. Was die körperliche Seite anging (wobei es zwischen uns kaum eine andere gab), hätte unsere Beziehung harmonischer nicht sein können. Wir vollzogen den Akt offen und unverfälscht, und diese Unverfälschtheit erreichte eine beinahe abstrakte Ebene, wie ich zu meiner Überraschung irgendwann feststellte.

Aber natürlich sollte ich eines Tages wieder zu meinem wahren Wesen zurückkehren. Eines trüben Morgens zu Beginn des Winters rief sie mich an. Sie sprach mit tonloser Stimme, als würde sie einen Text ablesen. »Es ist besser, wenn wir uns in Zukunft nicht mehr

sehen. Es wäre ohnehin nicht mehr wie früher«, sagte sie. Oder etwas in dieser Art.

Es war genau, wie sie sagte. Wir hatten keine Basis mehr.

Während meines Studiums an der Kunsthochschule hatte ich hauptsächlich abstrakte Bilder gemalt. Dennoch war die Variation sehr groß, und ich war selbst nicht imstande, ihre Form und ihren Inhalt zu erklären. Jedenfalls bildete ich »frei und uneingeschränkt nichtkonkrete Vorstellungen« ab. Ein paarmal gewann ich im Rahmen von Ausstellungen sogar kleine Preise. Einige meiner Bilder wurden in Kunstzeitschriften abgedruckt. Es gab auch ein paar Professoren und Freunde, die sie besprachen und mich ermutigten. Abgesehen von den Erwartungen für meine Zukunft glaubte ich, zumindest über ein gewisses Talent zu verfügen. Allerdings brauchte ich für meine Ölgemälde große Leinwände und viel Material. Also häuften sich die Kosten. Und die Wahrscheinlichkeit, dass ein großzügiger Mäzen auftauchen würde, um eine größere Anzahl riesiger Ölbilder von einem namenlosen Künstler zu kaufen und seine Wände damit zu schmücken, ging vermutlich gegen null.

Natürlich konnte ich von dieser Art Malerei, auch wenn sie mir gefiel, nicht leben, also begann ich nach meinem Examen, Porträts auf Bestellung anzufertigen, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich porträtierte Firmenchefs, wichtige Persönlichkeiten wissenschaftlicher Gesellschaften, Parlamentsmitglieder, regionale Berühmtheiten, eben Menschen, die man als »Pfeiler der Gesellschaft« bezeichnet (obwohl sie in Umfang und Stabilität durchaus unterschiedlich waren). Gefordert war ein realistischer, profunder und ruhiger Stil. Die Gemälde waren sehr konkret und praktisch und dienten dazu, Ziernischen oder die Wände von Chefzimmern zu verschönen. Das hieß, ich musste bei meiner Arbeit Bilder malen, die meiner Individualität als Maler geradezu entgegengesetzt waren. Auch wenn ich noch so viele davon produzierte, zu künstlerischem Ruhm würde das nie führen.

Eine kleine, auf Porträtaufträge spezialisierte Firma in Yotsuya hatte mich auf persönliche Empfehlung eines Professors aus meiner Studienzeit unter Vertrag genommen. Ich bekam zwar kein regelmäßiges Salär, aber wenn ich genügend Aufträge hatte, reichte es für einen ledigen jungen Mann. Ich konnte mir ein bescheidenes Leben leisten, eine kleine Wohnung an der Seibu-Kokubunji-Linie mieten, drei Mahlzeiten am Tag essen, mir hin und wieder einen billigen Wein gönnen und ein Mädchen ins Kino einladen. Meine Aufträge führte ich termingerecht und sorgfältig aus, und wenn ich ein gewisses Einkommen erreicht hätte, würde ich später noch viele Jahre die Bilder malen können, die ich ernsthaft malen wollte. Natürlich sah ich die Porträtmalerei nur als ein vorläufiges Mittel zum Zweck und hatte nicht die Absicht, diese Tätigkeit bis in alle Ewigkeit fortzuführen.

Als Broterwerb war diese sogenannte Porträtmalerei sogar ziemlich angenehm. Während meines Studiums hatte ich eine Weile für eine Umzugsfirma und in einem Convenience Store gearbeitet. Dagegen war das Malen sowohl körperlich als auch geistig eine Erleichterung für mich. War man einmal mit den Regeln vertraut, musste man nur immer ein und denselben Vorgang wiederholen. Bald brauchte ich auch gar nicht mehr lange, um ein Porträt zu vollenden. Nicht anders als ein routinierter Pilot, der ein Flugzeug steuert.

Und nachdem ich ein Jahr lang unverdrossen gearbeitet hatte, merkte ich, dass meine Porträts unerwartet gut ankamen. Gegen die Zufriedenheit von Klienten ist ja nichts einzuwenden. Hätte es dagegen Beschwerden über die Machart meiner Porträts gegeben, hätte ich natürlich nicht weitermachen können. Oder mir wäre ganz einfach gekündigt worden. Doch da das Gegenteil der Fall war, bekam ich mehr und mehr Aufträge, und langsam, aber sicher stieg auch mein Honorar. Das Porträtieren wurde zu einer ernsthaften Beschäftigung. Und obwohl ich neu in der Firma war, erhielt ich einen Auftrag nach dem anderen, und mein Honorar wurde weiter

erhöht. Auch der für mich zuständige Agent bewunderte meine Bilder. Einige der Auftraggeber lobten sogar meinen besonderen Stil.

Ich hatte keine Ahnung, warum ausgerechnet meine Porträts so geschätzt wurden, denn ich hatte die mir erteilten Aufträge klaglos, aber auch ohne großen Enthusiasmus einen nach dem anderen ausgeführt. Ehrlich gesagt, kann ich mich an kein einziges der Gesichter mehr erinnern, die ich damals gemalt habe. Dennoch war es mein Ziel, Maler zu werden, und welche Art von Bild auch immer ich mit meinem Pinsel auf die Leinwand brachte, ich hätte kein absolut schlechtes Bild malen können. Damit hätte ich meine Ehre als Künstler beschmutzt und meine Berufung verraten. Auch wenn dies Werke waren, auf die ich nicht stolz sein konnte, bemühte ich mich doch, keine Bilder zu malen, für die ich mich hätte schämen müssen. Wahrscheinlich nennt man das »Berufsehre«. Jedenfalls konnte ich nicht anders.

Wenn ich ein Porträt malte, bediente ich mich einer bestimmten Arbeitsweise. Zunächst einmal ließ ich die zu malende Person nicht Modell sitzen. Wenn ich einen Auftrag erhielt, führte ich zuerst ein etwa einstündiges Gespräch unter vier Augen mit dem Klienten (dem Menschen, der porträtiert wurde). Es wurde nur geredet. Ich machte keine Skizzen oder Ähnliches. Ich stellte verschiedene Fragen, und die Person antwortete darauf. Wo, wann, in welcher Familie war sie geboren worden, wie hatte sie ihre Jugend verbracht, auf welcher Schule war sie gewesen, was war sie von Beruf, ihre familiären Umstände, oder wie war sie in ihre jetzige Position gelangt? Wir sprachen auch über ihren Alltag und ihre Hobbys. In der Regel gaben die Menschen sehr bereitwillig Auskunft über sich. Manche sogar mit großer Begeisterung (vielleicht weil sie sonst nie jemand nach ihrem Leben fragte). Mitunter wurde aus einem für eine Stunde angesetzten Interview ein zwei- oder dreistündiges. Anschließend ließ ich mir fünf oder sechs Fotos von der Person aus ihrem Alltagsleben geben. Ganz normale Schnappschüsse. Danach machte

ich von Fall zu Fall noch mit meiner Kleinbildkamera einige Porträtfotos aus verschiedenen Perspektiven. Mehr brauchte ich nicht.

»Muss ich Ihnen denn nicht in einer bestimmten Pose Modell sitzen?«, fragten mich die meisten Klienten besorgt. Kaum war ihr Porträt beschlossene Sache gewesen, hatten sie sich darauf eingestellt, dass der Maler – trugen die denn heutzutage keine Barette? – mit ernster Miene, den Pinsel in der Hand, vor der Leinwand stehen und sein Modell, das sich keinesfalls rühren dürfte, immer wieder genau in Augenschein nehmen würde. So wie man es häufig in Filmen sieht.

»Möchten Sie, dass wir es so machen?«, fragte ich zurück. »Für jemanden, der es nicht gewohnt ist, Modell zu sitzen, ist das ein hartes Stück Arbeit. Da Sie viele Stunden in derselben Haltung ausharren müssten, würde Ihnen sicher auch langweilig, und Sie bekämen Schmerzen in den Schultern. Aber wenn Sie darauf bestehen, machen wir es natürlich so.«

Selbstverständlich hatten neunundneunzig Prozent meiner Klienten diesen Wunsch nicht. Die meisten waren vielbeschäftigte Männer in den besten Jahren. Oder in fortgeschrittenem Alter und im Ruhestand. Sie zogen es vor, auf sinnlose Strapazen zu verzichten.

»Es genügt, wenn wir uns einmal treffen und ein Gespräch führen«, beruhigte ich sie. »Für das Gelingen Ihres Porträts spielt es absolut keine Rolle, ob ich Sie als lebendes Modell vor mir habe oder nicht. Sollten Sie jedoch unzufrieden sein, trage ich die Verantwortung und werde nachbessern.«

Ich brauchte in der Regel zwei Wochen für ein Porträt (bis das Bild dann ganz getrocknet war, vergingen mehrere Monate). Viel wichtiger, als die Person selbst vor Augen zu haben, war für mich die lebendige, plastische Erinnerung an sie (ihre tatsächliche Anwesenheit hätte mich eher gestört). Diese auf die Leinwand zu bannen war die weitaus bessere Methode. Anscheinend verfügte ich über ein starkes visuelles Erinnerungsvermögen und die Fähigkeit,

diese visuellen Erinnerungen abzurufen. Und diese Fähigkeit – man könnte sie vielleicht als »spezielle Technik« bezeichnen – war mein wichtigstes Handwerkszeug.

Ein bedeutender Aspekt für einen Porträtisten ist es, seinen Klienten zumindest ein wenig sympathisch zu finden. Deshalb bemühte ich mich in dem anfänglichen einstündigen Interview, zumindest eine Eigenschaft in meinem Modell zu entdecken, die ich mochte. Natürlich gab es Menschen, bei denen dies absolut nicht möglich gewesen wäre, wenn ich ständigen persönlichen Umgang mit ihnen hätte pflegen müssen. Aber während einer zeitlich und räumlich begrenzten Begegnung einem Klienten die eine oder andere liebenswerte Eigenschaft abzugewinnen, bereitete mir keine großen Schwierigkeiten. In jedem Menschen findet sich, wenn man tief in sein Inneres blickt, unweigerlich ein Licht, das zum Vorschein kommt, sobald man seine beschlagene Oberfläche (und die haben wahrscheinlich viele) mit einem Tuch reinigt und poliert. Und dieser Geist durchdringt dann ganz von selbst das Werk.

So entwickelte ich mich unversehens zu einem Spezialisten für Porträtmalerei und machte mir in dieser eigenen kleinen Branche einen gewissen Namen. Als ich heiratete, kündigte ich den Vertrag mit der Firma in Yotsuya, machte mich selbstständig und nahm nun mithilfe einer Agentur Aufträge unter günstigeren Bedingungen an. Mein Agent war etwa zehn Jahre älter als ich und ein sehr kompetenter und ehrgeiziger Mann. Er empfahl mir, unabhängiger zu sein und meine Arbeit ernster zu nehmen. Ich porträtierte zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten (die meisten aus Politik und Wirtschaft, Koryphäen auf ihrem Gebiet, obwohl mir kaum einer ihrer Namen geläufig war) und verdiente dabei nicht schlecht. Dennoch war es nicht so, dass ich ein »Meister« gewesen wäre. Die Welt der Porträts und die sogenannte »Kunstszene« sind völlig verschiedene Sphären. Vergleichbar mit der Welt der Fotografie, in der es nur einige wenige Fotografen gibt, die öffentlich

wahrgenommen werden und einen Namen haben. Nur dass so etwas bei Porträtmalern überhaupt nicht vorkommt. Und was nicht in Kunstzeitschriften besprochen wird, kommt auch in keine Galerie. Porträts hängt man höchstens in Empfangs- und Wohnzimmern auf, wo sie verstauben und vergessen werden. Auch wenn gelegentlich jemand ein solches Bild genauer betrachtet (um sich die Zeit zu vertreiben), wird er sich so gut wie nie nach dem Namen des Künstlers erkundigen.

Manchmal kam ich mir vor wie eine Edelprostituierte der Kunst. Ich beherrschte eine gewisse Technik und erbrachte eine ehrliche und solide Dienstleistung im Rahmen meiner Fähigkeiten. Diese Fähigkeiten versetzten mich in die Lage, meine Auftraggeber zufriedenzustellen. Das war meine Gabe. Dabei handelte es sich nicht ausschließlich um einen professionellen oder technischen Vorgang. Es waren auch Gefühle involviert. Mein Honorar war keineswegs bescheiden, aber meine Auftraggeber zahlten, ohne zu murren, da für den Personenkreis, mit dem ich es zu tun hatte, die Höhe der Summe ohnehin keine Rolle spielte. Mein Ruf verbreitete sich durch Mundpropaganda, weshalb es mir nie an Kunden mangelte. Mein Auftragsbuch war immer voll. Von meiner Seite blieb nichts zu wünschen übrig. *Nicht das Geringste*.

Ich war nie der Typ Maler, der eigene Ambitionen hatte, und gehörte auch als Mensch nicht diesem Typus an. Ich ließ mich lediglich mit den Ereignissen treiben, und unversehens hörte ich ganz auf, für mich selbst zu malen. Der Umstand, dass ich verheiratet war und an die Sicherung unseres Lebensunterhalts zu denken hatte, war ein Grund dafür, aber das war es nicht allein. Eigentlich hatte ich schon vorher keinen starken Wunsch mehr gehegt, »Bilder für mich selbst« zu malen. Vielleicht bot meine Ehe mir nur eine gute Ausrede dafür. Ich hatte ein Alter erreicht, in dem ich mich nicht mehr als jung bezeichnen konnte, und anscheinend war in mir etwas – die Flamme, die in mir gebrannt hatte? –

erloschen. Mit der Zeit war ihr wärmendes Feuer immer mehr in Vergessenheit geraten.

Wahrscheinlich hätte ich dem einen Riegel vorschieben sollen. Vorkehrungen dagegen treffen. Aber ich schob es immer wieder hinaus. Am Ende war es meine Frau, die vor mir den Schlussstrich zog. Ich war damals sechsunddreißig Jahre alt.

2 WAHRSCHEINLICH LANDEN WIR ALLE AUF DEM MOND

»Es tut mir sehr leid, aber ich kann nicht mehr mit dir zusammenleben«, eröffnete mir meine Frau ruhig und verfiel dann in ein langes Schweigen.

Ihre Ankündigung brach völlig unvorhergesehen und überraschend über mich herein. So abrupt kam sie, dass es mir die Sprache verschlug und ich nur stumm abwarten konnte, was sie weiter zu sagen hatte. Nicht, dass ich noch auf einen positiveren Ausblick hoffte, aber ich konnte einfach nichts anderes tun, als auf ihre nächsten Worte warten.

Wir saßen einander gegenüber an unserem Küchentisch. An einem Sonntagnachmittag Mitte März. Mitte April würde unser sechster Hochzeitstag sein. Seit dem Morgen fiel ein kalter Regen. Nach ihrer Ankündigung sah ich als Erstes aus dem Fenster, um den Zustand des Regens zu überprüfen. Es war ein unauffälliger, sanfter Regen. Es wehte kaum ein Wind. Dennoch brachte der Regen eine Kühle, die mich frösteln ließ und mir sagte, dass der Frühling noch in weiter Ferne lag. In der diesigen, regenverhangenen Luft glomm orangefarben der Tokio Tower. Kein Vogel flog am Himmel. Die Vögel kauerten wahrscheinlich, Schutz vor dem Regen suchend, unter irgendwelchen Dachtraufen.

»Du fragst mich gar nicht nach dem Grund«, sagte sie schließlich.

Ich legte den Kopf ein wenig schräg, was nicht Ja und nicht Nein bedeutete. Da mir partout nichts zu sagen einfiel, zuckte ich nur reflexartig mit den Schultern.

Sie trug einen dünnen violetten Pullover mit weitem Ausschnitt. Er war an einer Seite verrutscht, und an ihrem Schlüsselbein schaute der weiche Träger ihres weißen Unterhemdes hervor. Er sah aus wie eine besondere Nudelsorte, die man für ein spezielles Pastagericht benutzte.

»Doch, eine Frage hätte ich«, sagte ich endlich, ohne meinen Blick von dem Träger lösen zu können. Meine Stimme klang steif, und es fehlte ihr eindeutig an Wärme und Zuversicht.

»Gern, wenn ich sie beantworten kann.«

»Bin ich daran schuld?«

Sie dachte einen Augenblick lang nach. Dann hob sie den Kopf und holte tief Luft, als wäre sie lange unter Wasser gewesen.

»Nicht direkt, glaube ich.«

»Nicht direkt?«

»Nein, glaube ich nicht.«

Ich erwog den subtilen Beiklang ihrer Worte. Als würde ich das Gewicht eines rohen Eis in meiner Handfläche prüfen. »Das heißt also, indirekt ja?«

Meine Frau antwortete nicht auf meine Frage. »Vor einigen Tagen hatte ich gegen Morgen einen Traum«, sagte sie stattdessen. »Er war so lebendig, dass ich die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit nicht ziehen konnte. Und als ich aufwachte, dachte ich, nein, wusste ich, dass ich nicht länger mit dir zusammenleben kann.«

»Was war das für ein Traum?«

Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber den Inhalt kann ich dir nicht erzählen.«

»Weil der Traum etwas zu Persönliches enthielt?«

»Kann sein.«

»Kam ich auch in diesem Traum vor?«, fragte ich.

»Nein. In diesem Sinne trägst du auch keine direkte Verantwortung.«

Zur Sicherheit fasste ich noch einmal zusammen, was sie gesagt hatte. Ich hatte es mir schon früh angewöhnt, die Aussagen von

Gesprächspartnern zusammenzufassen, wenn ich nicht wusste, was ich dazu sagen sollte (ich brauche nicht zu erwähnen, dass das manchen Leuten ganz schön auf die Nerven fällt).

»Das heißt also, du hattest vor einigen Tagen einen sehr realistischen Traum. Und als du aufwachtest, warst du dir sicher, dass du nicht länger mit mir zusammenleben kannst. Aber den Inhalt dieses Traums kannst du mir nicht mitteilen, da es in diesem Traum um etwas sehr Persönliches ging. Ist es so?«

Sie nickte. »Ja, genau.«

»Aber das erklärt doch gar nichts.«

Sie legte beide Hände auf den Tisch und blickte in den Kaffeebecher, der vor ihr stand, als wollte sie etwas daraus lesen. Ihrem Blick nach zu schließen handelte es sich um einen ziemlich symbolträchtigen und vieldeutigen Text.

Träume hatten für meine Frau schon immer eine große Bedeutung gehabt. Manchmal fasste sie wegen eines Traums einen Entschluss oder änderte ihr Urteil. Aber so wichtig sie ihre Träume auch nehmen mochte, sie konnte doch nicht nur wegen eines besonders lebhaften Traums das Gewicht unserer sechsjährigen Ehe für nichtig erklären.

»Natürlich war der Traum nicht mehr als ein Auslöser«, sagte sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Durch ihn sind mir verschiedene Dinge nur ganz deutlich geworden.«

»Wenn man den Abzug drückt, kommt eine Kugel raus.«

»Was meinst du damit?«

»Bei einem Gewehr ist das ein wichtiger Faktor, und ich empfinde den Ausdruck, etwas sei nur ein Auslöser, als unpassend.«

Sie sah mich wortlos an. Anscheinend hatte sie nicht richtig verstanden, was ich sagen wollte. Eigentlich hatte ich es selbst nicht richtig verstanden.

»Hast du jemand anderen kennengelernt?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Und schläfst du mit diesem anderen?«

»Ja. Es tut mir sehr leid.«

Wahrscheinlich hätte ich fragen sollen, wer es war und wie lange das schon ging. Andererseits wollte ich das gar nicht so gern wissen. Und auch nicht darüber nachdenken. Also richtete ich meinen Blick wieder aus dem Fenster und schaute in den andauernden Regen. Wieso hatte ich bisher nichts davon bemerkt?

»Aber das ist nur eine Sache von vielen«, sagte meine Frau.

Ich blickte wieder in die Wohnung zurück, die mir seit Langem vertraut war, doch sie hatte sich bereits in eine ferne, kalte, fremde Szenerie verwandelt.

Nur eine Sache von vielen?

Ich dachte angestrengt darüber nach, was sie damit sagen wollte. Sie hatte Sex mit einem anderen Mann als mir. Aber das war *nur eine Sache von vielen*. Was in aller Welt waren die anderen?

»Du brauchst gar nichts weiter zu machen, ich ziehe in ein paar Tagen aus. Da ich die Verantwortung trage, werde selbstverständlich ich gehen.«

»Steht schon fest, wohin du gehen wirst, nachdem du mich verlassen hast?«

Meine Frau antwortete nicht, aber anscheinend hatte sie bereits ein Ziel. Wahrscheinlich hatte sie mir die ganze Sache erst eröffnet, nachdem sie schon alle Vorbereitungen getroffen hatte. Bei diesem Gedanken überfiel mich ein solches Gefühl der Ohnmacht, als hätte ich mich in völliger Dunkelheit verirrt. Die ganze Geschichte hatte sich unaufhaltsam und ohne mein Wissen entwickelt.

»Da ich gern möglichst schnell die Scheidung einreichen würde, wäre es gut, wenn du einverstanden wärst. Ich nehme alles auf mich«, sagte meine Frau.

Ich hörte auf, in den Regen zu starren, und sah sie an. Wieder einmal dachte ich, dass ich kaum etwas über diese Frau wusste, obwohl ich nahezu sechs Jahre lang unter einem Dach mit ihr gelebt hatte. So wie die Menschen zwar jeden Abend den Mond am Himmel betrachten, aber nicht das Geringste von ihm wissen.

»Ich habe nur eine Bitte an dich«, sagte ich zu ihr. »Wenn du sie dir angehört hast, kannst du tun, was dir beliebt. Ich werde die Scheidungspapiere ohne Einwand unterschreiben.«

»Was für eine Bitte?«

»*Ich* möchte derjenige sein, der auszieht, und zwar noch heute. Ich möchte, dass du hierbleibst.«

»Du willst heute noch ausziehen?«, fragte sie überrascht.

»Es ist besser, wir bringen das möglichst schnell hinter uns, nicht?«

Sie überlegte einen Moment lang. »Wenn du es so willst«, sagte sie dann.

Dies entsprach wirklich ganz aufrichtig meiner Empfindung. Alles war besser, als allein im kalten Märzregen an diesem elenden, ruinösen Ort zurückbleiben zu müssen.

»Es ist dir doch recht, wenn ich den Wagen nehme?«

Eigentlich war die Frage überflüssig. Es handelte sich um ein altes Auto mit Handschaltung, das ich vor unserer Hochzeit von einem Freund für fast nichts übernommen und das die 100 000 Kilometer bereits überschritten hatte. Außerdem hatte meine Frau gar keinen Führerschein.

»Meine Malutensilien, Kleidung und was ich sonst noch so brauche, hole ich später. Ist das in Ordnung?«

»Natürlich, aber wann wird das ungefähr sein? Wie viel später?«

»Weiß ich nicht«, sagte ich. Im Augenblick stand mir nicht der Sinn danach, über Künftiges nachzudenken. Sie hatte mir den Boden unter den Füßen weggezogen, und mich einfach nur hier und jetzt auf den Beinen zu halten kostete mich bereits meine ganze Kraft.

»Denn wahrscheinlich werde ich nicht mehr so lange hier sein«, brachte sie sichtlich mühsam hervor.

»Wahrscheinlich landen wir alle irgendwann auf dem Mond«, sagte ich.

Anscheinend hatte sie mich nicht verstanden. »Was hast du gerade gesagt?«

»Nichts. Nichts von Bedeutung.«

Bis sieben Uhr abends hatte ich einige Habseligkeiten in eine große Sporttasche gepackt und den Kofferraum meines roten Peugeot 205 beladen. Kleidung zum Wechseln, Waschzeug, einige Bücher und ein Tagebuch. Und die einfache Campingausrüstung, die ich immer auf Bergwanderungen mitnahm. Ein Skizzenbuch und einen Satz Bleistifte. Mir fiel absolut nichts ein, was ich sonst noch brauchen würde. Aber wenn etwas fehlte, konnte ich es jederzeit irgendwo kaufen. Als ich mich anschickte, mit meiner Sporttasche die Wohnung zu verlassen, saß meine Frau noch immer am Küchentisch. Sogar ihr Kaffeebecher stand noch dort. Und sie starrte mit dem gleichen Blick wie zuvor hinein.

»Hör mal, ich hätte auch noch eine Bitte«, sagte sie. »Können wir nicht, auch wenn wir jetzt getrennt sind, Freunde bleiben?«

Was wollte sie mir damit sagen? Schon in Straßenschuhen, die Tasche über der Schulter und eine Hand am Türknauf, blickte ich sie an.

»Freunde bleiben? Wie meinst du das?«

»Ich dachte, wir könnten uns doch hin und wieder treffen und reden.«

Ich verstand noch immer nicht richtig, was sie meinte. Freunde bleiben? Sich hin und wieder treffen und reden? Worüber denn? Es war, als hätte sie mir ein Rätsel aufgegeben. Was in aller Welt sollte das heißen? Dass sie keinen Groll gegen mich hegte?

»Tja, ich weiß nicht«, sagte ich. Mehr fiel mir dazu nicht ein. Ich hätte noch eine Woche lang dort stehen und überlegen können, und mir wäre nichts eingefallen. Also öffnete ich die Tür und verließ die Wohnung.

Ich wusste nicht einmal, was ich anhatte. Selbst wenn ich im Schlafanzug oder Bademantel gewesen wäre, hätte ich es hundertprozentig nicht gemerkt. Später sah ich im Ganzkörperspiegel auf der Toilette einer Raststätte, dass ich meinen

Arbeitspullover, eine grell orangefarbene Daunenjacke, Jeans, Arbeitsstiefel und eine alte Strickmütze trug. Der abgetragene grüne Pullover mit dem runden Ausschnitt war voller Farbflecken. Von den Sachen, die ich anhatte, waren nur die Jeans neu, und ihr frisches Blau stach richtig ins Auge. Insgesamt sah ich ziemlich wüst aus, aber nicht völlig daneben. Allein, dass ich meinen Schal vergessen hatte, bereute ich.

Als ich aus der Tiefgarage fuhr, fiel noch immer lautlos der kalte Märzregen. Die Scheibenwischer des Peugeot klangen wie das heisere Räuspern eines alten Mannes.

Da ich keine Ahnung hatte, wohin ich sollte, fuhr ich eine Weile ziellos durch die Stadt, um nachzudenken. Nachdem ich an der Kreuzung Nishi-Azabu die Gaien nishi-dori in Richtung Aoyama gefahren, in Aoyama-sanchome rechts nach Akasaka abgebogen und dort ein wenig herumgekurvt war, kam ich in Yotsuya heraus. Dort fuhr ich zum Auftanken an eine Tankstelle, die ich zufällig an der Straße entdeckte. Außerdem ließ ich Öl und Reifendruck überprüfen und die Scheibenwischanlage auffüllen. Wahrscheinlich würde ich größere Entfernungen zurücklegen. Vielleicht sogar bis zum Mond fahren.

Ich zahlte mit Kreditkarte und reihte mich wieder in den Verkehr ein. An einem regnerischen Sonntagabend wie diesem war kaum etwas los. Ich schaltete das Radio ein, aber es wurde zu viel langweiliges Zeug geredet. Die Stimmen der Sprecher waren zu schrill. Ich legte das erste Album von Sheryl Crow in den CD-Spieler. Nach drei Titeln schaltete ich ab.

Unversehens fand ich mich auf der Mejiro-dori wieder. Es hatte ein bisschen gedauert, bis ich wusste, wohin ich fuhr. Inzwischen hatte ich begriffen, dass ich von Waseda in Richtung Nerima unterwegs war. Da ich die Stille nicht mehr ertragen konnte, schaltete ich den CD-Spieler wieder ein und hörte mir noch einige Titel von Sheryl Crow an. Und wieder schaltete ich aus. Die Stille war

mir zu still und die Musik zu laut. Doch letztlich war die Stille weniger unangenehm. Alles, was ich nun hörte, waren das heisere Wischen der vergammelten Gummilippen meiner Scheibenwischer und das unablässige Rauschen der Reifen auf der regennassen Fahrbahn.

In dieser Stille stellte ich mir vor, wie meine Frau in den Armen eines anderen Mannes lag.

Es wäre besser gewesen, wenn ich früher davon gewusst hätte. *Warum hatte ich nichts gemerkt?* Dabei hatten wir schon seit mehreren Monaten nicht miteinander geschlafen. Bei jedem Annäherungsversuch von meiner Seite hatte sie stets alle möglichen Gründe angeführt, die dagegensprachen. Und schon eine ganze Weile davor war sie nicht gerade begeistert von Geschlechtsverkehr gewesen. Doch damals hatte ich mir eingeredet, dass es solche Phasen eben gab. Sie arbeitete jeden Tag und war müde, und die physische Verfassung spielte auch eine Rolle. Aber natürlich hatte sie mit einem anderen Mann geschlafen. Wann hatte das angefangen? Ich forschte in meinem Gedächtnis. Vermutlich vor vier oder fünf Monaten, also im Oktober oder November.

Allerdings konnte ich mich überhaupt nicht erinnern, was im vergangenen Jahr im Oktober oder November gewesen war. Ich wusste ja kaum, was gestern passiert war.

Während ich darauf achtete, keine Ampel zu übersehen und den Bremslichtern meines Vordermanns nicht zu nahe zu kommen, dachte ich ununterbrochen darüber nach, was im Herbst letzten Jahres geschehen war. Ich konzentrierte mich so stark, dass mir ganz heiß im Kopf wurde. Mit der Rechten schaltete ich, dem Verkehr entsprechend, während ich mit dem linken Fuß die Kupplung trat. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal so dankbar sein würde, einen Wagen mit Handschaltung zu fahren. So war ich neben den Grübeleien über die Affäre meiner Frau physisch mit dem Gebrauch meiner Hände und Füße beschäftigt.

Was in aller Welt hatte sich im letzten Oktober und November zugetragen?

Ein Abend im Herbst. Ich sah vor mir, wie ein fremder Mann meiner Frau auf einem großen Bett die Kleider auszog. Seine Hände. Ich dachte an den Träger ihres weißen Unterhemds. Ich wollte mir so etwas nicht im Detail vorstellen, aber die Abfolge meiner einmal in Gang gesetzten Fantasien war nicht zu durchtrennen. Ich seufzte und fuhr auf den Parkplatz einer Raststätte, die vor mir auftauchte. Ich öffnete das Fenster auf der Fahrerseite, sog die feuchte Luft tief in meine Lungen ein, und nach einiger Zeit beruhigte sich mein Herzschlag. Ich stieg aus. Einen Schirm brauchte ich nicht, meine Strickmütze tief ins Gesicht gezogen, durchquerte ich den feinen Regen, betrat das Lokal und setzte mich in eine Nische.

Der Raum war nahezu leer. Die Bedienung kam, und ich bestellte einen Kaffee und ein Schinken-Käse-Sandwich. Mit geschlossenen Augen trank ich den Kaffee und versuchte mich zu entspannen. Bemühte mich, die Szenen, in denen meine Frau mit dem anderen Mann schlief, aus meinem Kopf zu verbannen. Aber sie ließen sich nicht vertreiben.

Ich ging zur Toilette, wusch mir die Hände gründlich mit Seife und betrachtete mein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken. Meine Augen wirkten kleiner als sonst und waren gerötet. Ich sah ausgezehrt und furchtsam aus, wie ein Waldtier, dem der Hunger allmählich die Lebenskraft raubt. Mit einem Frotteetuch wischte ich mir Gesicht und Hände ab und nahm anschließend in einem großen Wandspiegel mein gesamtes Äußeres in Augenschein. Vor mir stand ein abgewirtschafteter Mann von sechsunddreißig Jahren in einem schäbigen, mit Farbe beschmierten Pullover.

Und wo soll ich jetzt hin?, fragte ich mein Spiegelbild. Oder besser: *Wie weit ist es mit mir gekommen?* Wo bin ich? Und noch dringlicher: *Wer bin ich überhaupt?*

Während ich mich im Spiegel betrachtete, dachte ich daran, ein Porträt von mir selbst anzufertigen. Wie würde ich mich malen?

Wäre ich imstande, mir selbst gegenüber so etwas wie Sympathie zu empfinden? Würde ich etwas Strahlendes an mir entdecken – und sei es nur eine einzige Sache?

Ohne zu einem Schluss gelangt zu sein, kehrte ich an meinen Platz zurück. Ich trank meinen Kaffee aus und bestellte einen weiteren. Ich bat die Bedienung um eine Papiertüte für mein noch unberührtes Sandwich. Später würde ich bestimmt Hunger bekommen. Aber im Augenblick war mir nicht nach Essen zumute.

Bald nachdem ich die Raststätte verlassen hatte und wieder auf der Straße war, kündigte ein Schild die Auffahrt zur Kan'etsu-Autobahn an, und ich beschloss, auf ihr nach Norden zu fahren. Was ich im Norden wollte, wusste ich nicht. Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, es wäre besser, sich nach Norden als nach Süden zu wenden. Ich wollte an einen kalten, reinen Ort. Am wichtigsten war mir jedoch, sei es im Norden oder Süden, zumindest ein wenig Abstand zu dieser Stadt zu gewinnen.

Im Handschuhfach lagen fünf oder sechs CDs. Mendelssohns Oktett, gespielt vom Ensemble I Musici, das meine Frau sehr gern beim Autofahren hörte, war auch dabei. Das Oktett war eine originelle Komposition für ein Streichquartett aus vier Geigen, zwei Bratschen und zwei Celli. Ein Stück mit einer wunderschönen Melodie. Mendelssohn war erst sechzehn, als er es komponierte. Ein Wunderkind. Das wusste ich von meiner Frau.

Was haben Sie mit sechzehn gemacht?

Ich weiß noch, dass ich damals bis über beide Ohren in ein Mädchen aus meiner Klasse verliebt war.

War ich mit ihm zusammen?

Nein, ich habe kaum mit ihm geredet. Es nur von fern angehimmelt. Mir fehlte der Mut, es anzusprechen. Also ging ich nach Hause und zeichnete es. Immer wieder.

»Du hast früher schon die gleichen Sachen gemacht wie heute«, hatte meine Frau gesagt und gelacht, als ich ihr davon erzählt hatte.

»Ja, ich mache seit jeher immer das Gleiche«, hatte ich erwidert.

Ja, ich mache seit jeher immer das Gleiche, wiederholte ich im Geist meine Worte von damals.

Ich nahm Sheryl Crow heraus und legte das Album *Pyramid* des Modern Jazz Quartet ein. Ein wohltuendes Blues-Solo von Milt Jackson im Ohr, fuhr ich geradewegs nach Norden. Mitunter machte ich an einem Rastplatz halt, um ausgiebig zu urinieren und ein paar Becher schwarzen Kaffees zu trinken, aber abgesehen davon saß ich fast die ganze Nacht am Steuer. Auf die Überholspur wechselte ich nur, wenn ein später Lastwagen allzu langsam vor mir herzockelte. Seltsamerweise verspürte ich nicht die geringste Müdigkeit. Ich war so wach, dass ich mich fragte, ob ich womöglich mein Leben lang nicht mehr schlafen würde.

Noch vor Sonnenaufgang erreichte ich das Japanische Meer.

Von Niigata aus fuhr ich die felsige Küste entlang nach Norden und durch Yamagata nach Akita. Von Aomori setzte ich nach Hokkaido über, wo ich nicht die Autobahn-Route wählte, sondern mich langsam auf Nebenstraßen fortbewegte. Meine Reise hatte nichts Hektisches. Sobald es Abend wurde, suchte ich mir ein billiges Businesshotel oder eine einfache Pension und legte mich dort in ein schmales Bett. Glücklicherweise konnte ich, ganz gleich wo und auf welchem Lager, in der Regel sofort einschlafen.

Am zweiten Morgen hatte ich in der Nähe der Stadt Murakami meinen Agenten angerufen, um ihm mitzuteilen, dass ich eine Zeit lang keine Porträts mehr malen würde. Es waren noch einige Aufträge offen, aber ich war nicht in der Verfassung, um arbeiten zu können.

»Das ist sehr unangenehm für uns. Immerhin haben wir die Aufträge angenommen«, sagte mein Agent in strengem Ton.

Ich entschuldigte mich wortreich. »Aber ich kann nicht anders. Können Sie den Herrschaften nicht sagen, ich hätte einen Autounfall gehabt oder so was? Es gibt ja auch noch andere Maler als mich.«

Der Agent schwieg erst einmal. Bisher hatte ich nicht ein einziges Mal zu spät abgeliefert. Ihm war bewusst, dass ich, was meine Arbeit anging, keineswegs unzuverlässig war.

»Ich werde umständehalber für eine Weile nicht in Tokio sein«, erklärte ich. »Es tut mir sehr leid, aber während dieser Zeit kann ich nicht arbeiten.«

»Was bedeutet ›eine Weile‹? Wie lange wird das sein?«

Auf diese Frage hatte ich keine Antwort. Ich legte auf, schaltete mein Handy aus, suchte mir einen passenden Fluss, hielt auf einer Brücke und warf den kleinen Kommunikationsapparat aus dem Fenster. Es tat mir ein bisschen leid, aber ich hatte keine andere Wahl, als darauf zu verzichten. Keine andere Wahl, als mich auf dem Mond zu wähnen.

In Akita ging ich zur Bank, holte mir Bargeld und rief meinen Kontostand ab. Es war noch einigermaßen genug, um mit meiner Kreditkarte davon zu zehren. Ich war in der Lage, noch eine ganze Weile auf diese Weise unterwegs zu sein, da ich nicht besonders viel Geld für meine täglichen Bedürfnisse brauchte. Nur die Kosten für Benzin, Essen und die Übernachtungen in Businesshotels. Das war alles.

In einem Outlet am Stadtrand von Hakodate kaufte ich mir ein einfaches Zelt und einen Schlafsack. Da es auf Hokkaido auch im Frühling noch kalt ist, nahm ich auch ein warmes Inlet dazu. Falls es in der Nähe eines Ortes einen Campingplatz gab, würde ich dort mein Zelt aufschlagen und übernachten, um Unterkunftskosten zu sparen. Es lag noch immer Schnee, und die Nächte waren kalt, aber gegenüber den erstickend engen Räumen der Businesshotels empfand ich eine Übernachtung im Zelt als willkommene Erfrischung. Unter mir die harte Erde und darüber die grenzenlose Weite des Himmels, an dem unzählige Sterne funkelten. Sonst nichts.

Drei Wochen lang fuhr ich mit meinem Peugeot ziellos durch Hokkaido. Inzwischen war es April, aber in diesem Jahr verspätete

sich die Schneeschmelze. Dennoch veränderte sich die Farbe des Himmels merklich, und erste Pflanzenknospen brachen auf. Einmal übernachtete ich in einem kleinen Onsen-Hotel, badete lange, wusch mir die Haare, rasierte mich und aß verhältnismäßig anständig. Dennoch hatte ich seit meiner Abreise aus Tokio fünf Kilo abgenommen.

Ich las keine Zeitung und sah auch nicht fern. Auch der Empfang meines Autoradios war seit meiner Ankunft in Hokkaido schlecht, und bald hörte ich gar nichts mehr. Ich hatte keine Ahnung, was auf der Welt vor sich ging, und war auch nicht sonderlich erpicht darauf, es zu erfahren. Einmal ging ich in Tomakomai in einen Waschsalon, um meine verschmutzte Kleidung ordentlich zu waschen. Während ich wartete, ging ich zu dem Friseur nebenan und ließ mir die Haare schneiden. Ich ließ mich auch rasieren. Im Friseursalon lief der Fernseher, und ich sah seit Längerem wieder einmal die Nachrichten von NHK. Eigentlich hielt ich die Augen geschlossen, aber die Stimme des Sprechers dröhnte mir unangenehm in den Ohren. Die Nachrichten, die er kundtat, hatten nicht den geringsten Bezug zu mir, sodass sie mir wie Ereignisse von einem anderen Stern vorkamen. Oder wie etwas, das sich jemand einfach ausgedacht hatte.

Die einzige Nachricht, die einen Zusammenhang mit mir zu haben schien, war die, dass ein dreiundsiebzig Jahre alter Pilzsammler in den Wäldern von Hokkaido von einem Bären angegriffen und getötet worden war. Gerade aus dem Winterschlaf erwachte Bären stellten, so der Sprecher, eine große Gefahr dar, weil sie ausgehungert und deshalb sehr aggressiv seien. Ich schlief hin und wieder im Zelt und spazierte selbst nach Gutdünken allein durch den Wald, also wäre es nicht verwunderlich gewesen, wäre auch ich von einem Bären angegriffen worden. Es war nur ein *Zufall* gewesen, dass der Bär den alten Mann und nicht mich erwischt hatte. Doch aus irgendeinem Grund empfand ich kein Mitgefühl mit dem Alten, der von dem Bären zerrissen worden war. Ich konnte weder seine Schmerzen

noch seine Angst noch sein Entsetzen nachempfinden. Eigentlich hatte ich sogar eher Mitleid mit dem Bären. Nein, Mitleid war nicht das richtige Wort. Ich fühlte mich auf seiner Seite.

Während ich mich im Spiegel betrachtete, fragte ich mich flüsternd, ob ich womöglich verrückt geworden sei. Es fühlte sich tatsächlich ein wenig so an, als hätte ich den Verstand verloren. In diesem Zustand sollte ich mich vielleicht lieber von anderen fernhalten. Zumindest für eine Weile.

Mitte April hatte ich allmählich genug von der Kälte. Also ließ ich Hokkaido hinter mir und setzte wieder auf die Hauptinsel über. Ich fuhr von Aomori nach Iwate, von Iwate nach Miyagi und die Pazifikküste entlang. Je weiter ich nach Süden kam, desto frühlingshafter wurde das Wetter. Während dieser ganzen Zeit dachte ich an nichts anderes als an meine Frau. An die Arme des Unbekannten, die sie vielleicht gerade auf irgendeinem Bett umfingen. Ich wollte nicht daran denken, aber mir fiel keine einzige andere Sache ein, an die ich hätte denken können.

Wir hatten uns kurz vor meinem dreißigsten Geburtstag kennengelernt. Sie war drei Jahre jünger als ich und eine frühere Klassenkameradin meiner damaligen Freundin. Sie war Holzbau-Architektin in einem kleinen Architekturbüro in Yotsuya-san-chome. Sie hatte langes, glattes Haar, trug kaum Make-up, und ihre Gesichtszüge hatten etwas Heiteres (dass ihr Charakter nicht so heiter war wie ihr Äußeres, sollte ich bald merken, aber davon später). Wir waren uns zufällig in einem Restaurant begegnet und einander vorgestellt worden, und ich hatte mich beinahe augenblicklich in sie verliebt.

Ihr Gesicht war nicht besonders aufsehenerregend. Es war kein Fehler daran zu entdecken, aber es zog auch keine Blicke auf sich. Sie hatte lange Wimpern, eine feine Nase und war insgesamt zierlich. Ihr Haar, das ihr gerade bis zu den Schulterblättern reichte, war sorgfältig geschnitten (sie achtete sehr auf ihr Haar). Sie hatte volle

Lippen und im rechten Mundwinkel ein Muttermal, das sich, wenn sie ihren Gesichtsausdruck veränderte, seltsam bewegte, was einen sinnlichen Eindruck vermittelte, aber auch das bemerkte nur, wer aufmerksam hinsah. Aus landläufiger Perspektive war meine damalige Freundin viel hübscher; dennoch stahl meine spätere Frau mir sofort mein Herz. Es war wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Woran das lag? Es vergingen mehrere Wochen, bis es mir auf einmal klar wurde. Sie erinnerte mich an meine verstorbene jüngere Schwester. Und zwar sehr stark.

Nicht, dass die beiden sich äußerlich ähnlich gewesen wären. Hätte man ihre beiden Fotos verglichen, hätten die meisten vielleicht gesagt, es gebe überhaupt keine Ähnlichkeit. Deshalb hatte ich die Verbindung auch zu Anfang nicht bemerkt. Was mich an meine jüngere Schwester erinnerte, waren nicht ihre konkreten Gesichtszüge. Vielmehr waren ihre Mimik sowie der Glanz und die Bewegungen ihrer Augen auf fast unheimliche Weise identisch. Als wäre durch einen Zauber die Vergangenheit wieder lebendig geworden.

Meine drei Jahre jüngere Schwester hatte einen angeborenen Herzfehler gehabt. Als kleines Kind war sie mehrmals operiert worden, und die Operationen waren an sich erfolgreich verlaufen, aber es waren dennoch Nachwirkungen geblieben, von denen die Ärzte nicht mit Sicherheit hatten sagen können, ob sie später tödliche Folgen haben würden oder ob meine Schwester sich davon erholen würde. Am Ende war sie gestorben, als ich fünfzehn Jahre alt war. Kurz bevor sie in die siebte Klasse gekommen wäre. Ihr gesamtes kurzes Leben lang hatte sie unentwegt gegen diesen genetischen Defekt angekämpft und dabei trotzdem nie ihr fröhliches und optimistisches Naturell eingebüßt. Bis zum Schluss hatte sie nie geklagt oder geweint und immer ausgiebig Pläne für später geschmiedet, in denen für ihren Tod kein Platz gewesen war. Sie war von Natur aus intelligent und hatte immer ausgezeichnete Noten (sie war ein viel begabteres Kind als ich). Sie hatte einen

starken Willen, und wenn sie sich für etwas entschieden hatte, war sie durch nichts davon abzubringen. Auch wenn wir einmal einen geschwisterlichen Zwist austrugen – was nur selten vorkam –, war zum Schluss immer ich derjenige, der nachgab. Selbst als sie gegen Ende schon sehr stark abgenommen hatte, strahlten ihre Augen noch unverändert vor Lebenskraft.

Diese Augen waren es, die mich an meiner Frau anzogen. Es lag etwas *Forschendes* in ihnen. Und als ich zum ersten Mal hineinblickte, rührten sie heftig an mein Herz. Natürlich wollte ich, indem ich sie für mich gewann, nicht meine verstorbene jüngere Schwester zurückholen. Und selbst wenn ich es gewollt hätte, hätte ich doch gewusst, dass ich bloß enttäuscht sein würde. Was ich von ihr wollte beziehungsweise brauchte, war ihre vorwärtsgewandte Kraft. So etwas wie eine sichere Energiequelle, die mein Leben speiste. Das war etwas Vertrautes für mich und zugleich auch das, was mir selbst fehlte.

Ich bat sie um ihre Telefonnummer und verabredete mich mit ihr. Natürlich war sie überrascht und zögerte. Immerhin war ich der Freund ihrer Freundin. Aber ich ließ mich nicht so leicht abweisen. Ich erklärte, ich wolle sie nur sehen und mich mit ihr unterhalten. Ob das möglich sei. Mehr würde ich gar nicht verlangen. Wir aßen in einem ruhigen Restaurant und sprachen über alles Mögliche. Die Unterhaltung verlief anfangs ein wenig schleppend, wurde aber bald sehr lebhaft. Es gab einen ganzen Berg von Dingen, die ich von ihr wissen wollte, und es fehlte nicht an Gesprächsstoff. Ich erfuhr, dass ihr Geburtstag und der meiner Schwester nur drei Tage auseinanderlagen.

»Hättest du etwas dagegen, wenn ich eine Zeichnung von dir anfertigen würde?«, fragte ich.

»Jetzt? Hier?«, fragte sie und sah sich um. Wir hatten noch ein Dessert bestellt.

»Bis der Nachtisch kommt, bin ich fertig«, sagte ich.

»Also gut, einverstanden«, sagte sie zögernd.

Ich zog das Skizzenbuch, das ich stets bei mir trage, aus der Tasche und machte rasch eine Zeichnung mit einem 2B-Bleistift. Wie versprochen, war ich fertig, bevor das Dessert serviert wurde. Der wichtigste Teil waren natürlich ihre Augen. Sie waren es, die ich eigentlich hatte zeichnen wollen. Die zeitlose Tiefe, die in ihnen lag.

Ich zeigte ihr meine Zeichnung. Sie schien ihr zu gefallen.

»Sie ist sehr lebendig.«

»Das kommt, weil du selbst lebendig bist«, sagte ich.

Sie betrachtete das Bild lange und interessiert. Als würde sie eine unbekannte Seite an sich selbst entdecken.

»Wenn sie dir gefällt, schenke ich sie dir.«

»Kann ich das wirklich annehmen?«, sagte sie.

»Selbstverständlich. Es ist ja nur eine Skizze.«

»Danke.«

Danach hatten wir noch mehrere Dates, und schließlich waren wir zusammen. Es ergab sich ganz natürlich. Allerdings war es für meine Freundin ein großer Schock, dass ich ihr sozusagen von einer ihrer besten Freundinnen ausgespannt worden war. Ich glaube, sie hatte vielleicht sogar ins Auge gefasst, mich zu heiraten. Natürlich war sie ziemlich wütend auf mich (andererseits hatte ich sowieso nicht vorgehabt, sie zu heiraten). Überdies war meine spätere Frau damals auch noch mit einem anderen Mann zusammen, der sich ebenfalls nicht so leicht abspeisen lassen wollte. Doch ungeachtet aller Hindernisse waren wir im Jahr darauf Mann und Frau. Wir feierten eine kleine Party mit ein paar engen Freunden und richteten uns in einem schönen Apartment in Hiroo ein. Es gehörte einem Onkel von ihr, der es uns zu einem verhältnismäßig niedrigen Preis vermietete. Ich machte das kleinere Zimmer zu meinem Atelier, in dem ich meiner Arbeit als Porträtmaler nachging. Jetzt musste ich mich ein bisschen mehr anstrengen. Als verheirateter Mann brauchte ich ein gesichertes Einkommen, und außer dem Malen von Porträts hatte ich keine Einnahmequelle. Meine Frau fuhr von nun an mit der U-Bahn in das Architekturbüro in Yotsuya-sanchome. Und naturgemäß

ergab es sich so, dass ich, der zu Hause blieb, die täglichen Hausarbeiten verrichtete, was mir jedoch keine Mühe bereitete. Ich hatte noch nie eine Abneigung gegen Hausarbeit gehabt, und außerdem bot sie mir eine Abwechslung zur Malerei. Zumindest fand ich es weitaus vergnüglicher, den Haushalt zu machen, als jeden Tag in einem Büro am Schreibtisch zu sitzen.

Ich glaube, die ersten Jahre unseres Lebens verliefen für uns beide heiter und zufriedenstellend. Wir fanden einen Rhythmus für unseren Alltag, in dem wir uns ganz natürlich einrichteten. An Wochenenden und Feiertagen nahm ich mir ebenfalls frei, und wir machten alle möglichen Ausflüge. Wir besuchten Ausstellungen und unternahmen Wanderungen außerhalb der Stadt. Mitunter liefen wir auch ziellos in der Stadt herum. Es war uns eine wichtige und liebe Gewohnheit, intime Gespräche zu führen und Informationen auszutauschen. Wir vertrauten einander rückhaltlos alles an, was wir erlebten, und sprachen ganz offen miteinander. Wir tauschten unsere Meinungen aus und teilten uns unsere Gefühle mit.

Allerdings gab es auf meiner Seite etwas, das ich ihr nicht anzuvertrauen wagte. Und zwar, dass ich mich anfangs vor allem deshalb zu ihr hingezogen gefühlt hatte, weil ihre Augen mich an die meiner mit zwölf Jahren verstorbenen Schwester erinnert hatten. Wenn ihre Augen nicht gewesen wären, hätte ich mich vermutlich nicht so leidenschaftlich bemüht, sie für mich zu gewinnen. Ich hielt es für besser, ihr nichts davon zu erzählen, und bis zum Schluss tat ich es auch tatsächlich nicht. Es war das einzige Geheimnis, das ich vor ihr hatte. Welche Geheimnisse sie vor mir hatte – falls sie welche hatte –, weiß ich nicht.

Meine Frau hieß Yuzu – wie die japanische Zitrusfrucht, die man zum Kochen benutzt. Wenn wir zusammen im Bett waren, nannte ich sie manchmal zum Scherz »Meine kleine Limette« und flüsterte ihr das Wort ins Ohr. Sie lachte dann immer und ärgerte sich ein bisschen.

»Ich heiße Yuzu, nicht Limette. Die Früchte ähneln sich, sind aber nicht gleich.«

Wann hatten sich die Dinge zum Schlechteren gewendet? Während ich von Raststätte zu Raststätte, von Businesshotel zu Businesshotel zog, nur um in Bewegung zu bleiben, dachte ich immer wieder darüber nach. Aber es gelang mir nicht, den Wendepunkt zu entdecken, an dem sich alles verändert hatte. Ich hatte mir die ganze Zeit über eingebildet, bei uns sei alles in Ordnung. Natürlich hatten wir wie alle Ehepaare auf der Welt einige Meinungsverschiedenheiten, über die es mitunter zu Auseinandersetzungen kam. Unser größter Streitpunkt war der, ob wir Kinder haben sollten oder nicht. Doch bis wir diese Entscheidung endgültig fällen mussten, hatten wir noch etwas Zeit. Aber abgesehen von diesen Problemen (die wir noch eine Zeit lang ins Regal legen konnten), führten wir im Grunde ein intaktes Eheleben und kamen sowohl physisch als auch psychisch sehr gut miteinander aus. Zumindest hatte ich das bis ganz zum Schluss geglaubt.

Wieso war ich so optimistisch gewesen? Oder besser gesagt: so arglos? Zweifellos gab es in meinem Gesichtsfeld so etwas wie einen angeborenen toten Winkel. Irgendwann hatte ich etwas übersehen. Etwas äußerst Wichtiges.

Nachdem meine Frau morgens zur Arbeit gegangen war, arbeitete ich bis mittags konzentriert an meinen Bildern, nach dem Mittagessen ging ich in der Nachbarschaft spazieren, kaufte ein und bereitete gegen Abend das Essen vor. Zwei- oder dreimal in der Woche ging ich zum Schwimmen in einen nahe gelegenen Sportclub. Wenn meine Frau nach Hause kam, aßen wir und tranken zusammen Bier oder Wein. Wenn sie mich anrief und mir sagte, sie müsse Überstunden machen und werde unterwegs etwas essen, setzte ich mich allein an den Tisch und nahm eine einfache Mahlzeit zu mir. In unserem sechsjährigen Eheleben waren die meisten Tage so verlaufen. Und zumindest ich war dabei nie unzufrieden gewesen.

Sie hatte viel Arbeit im Architekturbüro und machte häufig Überstunden. Immer öfter geschah es, dass ich allein aß. Mitunter kam sie erst mitten in der Nacht nach Hause. »Bei uns wird die Arbeit immer mehr«, erklärte sie mir dann. Oder sie sagte, ein Kollege habe plötzlich gekündigt und sie müsse die Lücke füllen. Aber die Firma stelle einfach niemand Neuen ein. Wenn sie spät am Abend nach Hause kam, war sie immer sehr müde und schlief sofort ein, nachdem sie geduscht hatte. Dementsprechend hatten wir kaum noch Sex. Manchmal ging sie sogar an Feiertagen ins Büro, weil sie mit der Arbeit nicht fertig geworden war. Natürlich akzeptierte ich ihre Erklärungen unhinterfragt, denn ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln.

Doch in Wirklichkeit hatte sie wahrscheinlich überhaupt keine Überstunden gemacht. Während ich zu Hause allein mein Essen verspeiste, hatte sie die Zeit heimlich mit ihrem neuen Geliebten in irgendeinem Hotelbett verbracht.

Meine Frau hatte definitiv einen geselligen Charakter. Man sah es ihr nicht an, aber sie war flink im Kopf, sie hatte eine rasche Auffassungsgabe und brauchte Situationen, in denen sie sich gesellschaftlich austauschen konnte. Und solche Situationen konnte ich ihr nicht bieten. Also ging Yuzu manchmal mit guten Freundinnen (sie hatte viele Freunde und Freundinnen) irgendwo essen und trank auch nach der Arbeit mal etwas mit Kollegen (sie vertrug mehr Alkohol als ich). Ich beklagte mich nie darüber, dass Yuzu sich ohne mich amüsierte. Wahrscheinlich wäre es ratsam gewesen, es zu tun.

Im Nachhinein betrachtet, war die Beziehung zwischen mir und meiner jüngeren Schwester ganz ähnlich. Ich ging von jeher nicht gern aus, verkroch mich nach der Schule immer allein in meinem Zimmer und las oder malte. Im Gegensatz zu mir hatte meine Schwester einen lebhaften, temperamentvollen Charakter. Deshalb hatten wir kaum gemeinsame Interessen und nahmen auch nicht an Aktivitäten teil, die über unseren Alltag hinausgingen. Aber wir

verstanden einander sehr gut und respektierten unsere jeweiligen Eigenheiten. Wahrscheinlich ist das bei Brüdern und Schwestern in dem Alter selten, aber wir redeten über vieles. Im ersten Stock war eine Terrasse, auf der die Wäsche getrocknet wurde und zu der wir sommers wie winters hinaufgingen, um ohne Unterlass zu reden – besonders über alberne und abseitige Dinge. Wir erzählten uns gegenseitig Witze, über die wir uns oft halb totlachten.

Deshalb hatte ich mich in der Beziehung zu einer Ehefrau wie Yuzu geborgen und aufgehoben gefühlt und ganz selbstverständlich die Rolle des schweigsamen, unterstützenden Partners übernommen. Doch für Yuzu war das wahrscheinlich gar nicht so selbstverständlich. Das Leben mit mir musste etwas Unbefriedigendes für sie gehabt haben. Denn meine Frau und meine Schwester waren völlig verschiedene Menschen, und ich war außerdem nicht mehr zehn Jahre alt.

Als es Mai wurde, war ich es satt, tagein, tagaus mit dem Auto durch die Gegend zu fahren. Ich wollte nicht länger das Lenkrad umklammern und unentwegt an dasselbe denken. Die Fragen wiederholten sich nur, und ich fand nie eine Antwort darauf. Und weil ich ständig hinter dem Steuer saß, tat mir auch allmählich der Hintern weh. Der Peugeot 205 war von Anbeginn an ein beliebter Wagen. Nur dass die Sitze von mangelhafter Qualität waren und auch die Federung eindeutig schon bessere Tage gesehen hatte. Und weil ich über längere Zeit immer auf die reflektierende Straße gestarrt hatte, bekam ich wieder meine chronischen Augenschmerzen. Wenn ich es mir recht überlegte, war ich jetzt schon über einen Monat fast ohne Pause unterwegs, als würde ich von etwas gejagt.

In den Bergen an der Grenze zwischen den Präfekturen Miyagi und Iwate entdeckte ich ein ländliches Onsen und beschloss, meine Reise zu unterbrechen. Die nur wenig bekannte heiße Quelle lag in einer Schlucht, ihr angeschlossen war eine Herberge, die

hauptsächlich von Einheimischen zur Erholung und Entspannung genutzt wurde. Sie war sehr preiswert, und in der Gemeinschaftsküche konnte man sich sein Essen selbst zubereiten. Ich nahm ausgiebige Bäder in der heißen Quelle und schlief, wann immer mir danach war. Ich erholte mich von der ganzen Fahrerei und verbrachte viel Zeit auf den Tatami-Matten liegend und lesend. Hatte ich genug von den Büchern, zog ich mein Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete. Seit Langem verspürte ich einmal wieder Lust zu zeichnen. Als Erstes waren Blumen und Bäume an der Reihe, dann die Kaninchen, die im Garten gehalten wurden. Es waren einfache Bleistiftzeichnungen, aber alle wollten sie sehen und bewunderten sie. Schließlich zeichnete ich auch Gesichter von Gästen und Angestellten des Ryokan, die mich darum baten. Oder einfach Leute, die zufällig vorbeikamen. Menschen, die ich wahrscheinlich niemals wiedersehen würde. Und wenn sie Interesse zeigten, schenkte ich ihnen ihr Bild.

Irgendwann spürte ich, dass es allmählich Zeit wurde, nach Tokio zurückzukehren. Ich konnte nicht ewig so weitermachen. Außerdem wollte ich wieder malen. Keine Porträts, keine Auftragsmalerei, auch keine einfachen Skizzen. Zum ersten Mal seit Langem verspürte ich den Wunsch, mich mit aller Kraft auf ein eigenes Bild zu konzentrieren. Ob etwas daraus werden würde, wusste ich nicht. Aber um das herauszufinden, blieb mir nichts weiter übrig, als den nächsten Schritt zu tun.

Also beschloss ich, in meinem Peugeot durch Tohoku nach Tokio zurückzufahren, aber kurz bevor ich die Nationalstraße 6 bei Iwaki erreichte, gab mein Wagen den Geist auf. Die Benzinleitung hatte einen Riss, und der Motor streikte. Bis dahin war alles ziemlich in Ordnung gewesen, kein Grund zur Klage also. Ich konnte von Glück sagen, dass mein Wagen zufällig ganz in der Nähe einer Werkstatt mit einem sehr freundlichen Mechaniker zum Stillstand kam. Teile für den altmodischen Peugeot waren hier schwer zu bekommen, und wenn man sie bestellte, würde es dauern. Und auch wenn ich den

Wagen reparieren ließe, so sagte der Mechaniker, könnte es mir passieren, dass sofort ein anderes Teil Probleme machen würde. Der Keilriemen sei ein Risiko, die Bremsbeläge seien ziemlich grenzwertig und die Stoßdämpfer ebenfalls marode. »Ich fürchte, Sie sollten ihn besser verschrotten.« Dass der Mechaniker mir die Trennung von meinem Peugeot empfahl, mit dem ich sechs Wochen lang auf der Straße gelebt und 120 000 Kilometer heruntergerissen hatte, tat weh, aber was blieb mir übrig, als seinem Rat zu folgen?

Also überließ ich dem Mann die Verschrottung und schenkte ihm zum Dank mein Zelt, meinen Schlafsack und meine Campingsachen. Nachdem ich noch eine Zeichnung von meinem Peugeot 205 gemacht hatte, schulterte ich meine Sporttasche und fuhr mit der Joban-Linie nach Tokio zurück. Vom Bahnhof aus rief ich Masahiko Amada an und schilderte ihm meine gegenwärtige Lage. Meine Ehe sei am Ende, ich hätte eine Reise gemacht, käme aber jetzt nach Tokio zurück. Ich hätte vorläufig keine Bleibe. Ob er nicht irgendeine Unterkunft für mich wisse.

In dem Fall habe er genau das Richtige für mich, sagte er. Das Haus, in dem sein Vater so lange allein gelebt habe. Nun habe der Vater in ein Seniorenheim auf dem Plateau von Izu übersiedeln müssen, und das Haus stehe seit einer Weile leer. Da Möbel und alles Haushaltsgerät vorhanden seien, sei es sofort bezugsfertig. Das Haus liege etwas ungünstig, aber das Telefon sei noch angeschlossen. Wenn das für mich in Ordnung sei, könne ich eine Weile dort wohnen.

Das lasse nichts zu wünschen übrig, sagte ich. Absolut nichts.

Und so begann mein neues Leben an einem neuen Ort.

3 NICHTS WEITER ALS EINE OPTISCHE REFLEXION

Einige Tage nachdem ich mein neues Heim in den Bergen um Odawara bezogen hatte, rief ich meine Frau an. Ich musste es fünf Mal probieren, bis ich sie erreichte. Anscheinend hatte sie viel Arbeit im Büro und kam nach wie vor spät nach Hause. Oder sie war außerhalb mit jemandem unterwegs. Was immer die Gründe waren, sie gingen mich nichts mehr an.

»Wo bist du?«, fragte Yuzu.

»Ich wohne jetzt in Amadas Haus in Odawara«, sagte ich und erklärte ihr kurz, wie es dazu gekommen war.

»Ich habe x-mal versucht, dich auf dem Handy anzurufen«, sagte Yuzu.

»Das Handy habe ich nicht mehr«, sagte ich. Wahrscheinlich hatte die Strömung es inzwischen ins Japanische Meer getragen. »Ich bin in der Nähe und würde gern vorbeikommen, um meine Sachen zu holen. Geht das?«

»Hast du noch den Schlüssel zur Wohnung?«

»Ja«, sagte ich. Ich hatte daran gedacht, den Schlüssel mit dem Handy in den Fluss zu werfen, hatte mich aber dagegen entschieden, denn vermutlich musste er zurückerstattet werden. Also hatte ich ihn behalten. »Ist es dir recht, dass ich in die Wohnung komme, wenn du nicht da bist?«

»Schließlich ist es auch deine Wohnung. Außerdem hatten wir doch beschlossen, alles gütlich zu regeln«, sagte sie. »Aber wo warst du denn überhaupt so lange?«

Ich sei die ganze Zeit herumgereist, erklärte ich. Allein im Auto herumgefahren. Hier und da in kühleren Gefilden. Und unterwegs

habe dann irgendwann das Auto den Geist aufgegeben, fasste ich kurz zusammen.

»Hauptsache, dir ist nichts zugestoßen.«

»Ich bin am Leben«, sagte ich. »Nur das Auto ist tot.«

Yuzu schwieg für einen Moment. »Ich habe kürzlich von dir geträumt«, sagte sie dann.

Ich fragte nicht, was, denn ich wollte nicht unbedingt wissen, was ich in ihren Träumen zu suchen hatte. Und sie sprach auch nicht weiter davon.

»Ich lasse dir den Schlüssel anschließend da«, sagte ich.

»Wie du willst.«

»Wenn ich gehe, werfe ich ihn in den Briefkasten«, sagte ich.

Es entstand eine kleine Pause.

»Weißt du noch, wie du mich damals bei unserer ersten Verabredung gezeichnet hast?«, fragte sie.

»Natürlich.«

»Manchmal hole ich die Zeichnung heraus und schaue sie mir an. Sie ist hervorragend. Als würde mir mein wahres Ich entgegensehen.«

»Dein wahres Ich?«

»Ja.«

»Siehst du das nicht jeden Morgen im Spiegel?«

»Es ist anders«, sagte Yuzu. »Was ich im Spiegel sehe, ist nichts weiter als eine optische Reflexion.«

Sobald wir aufgelegt hatten, ging ich ins Bad, um mein Spiegelbild zu betrachten. Es war schon eine Weile her, dass ich mir mein Gesicht genau angesehen hatte. Sie hatte gesagt, das eigene Gesicht, das man im Spiegel sehe, sei nichts weiter als eine optische Reflexion. Tatsächlich wirkte mein Gesicht im Spiegel lediglich wie ein virtuelles Bruchstück meines Ichs, das irgendwo in zwei Teile gebrochen war. Das Ich im Spiegel hatte ich nicht *gewählt*. Es war nicht einmal eine optische Reflexion.

Zwei Tage später fuhr ich mit meinem Corolla-Kombi nach Hiroo, um meine Sachen zu holen. Es regnete schon seit dem Morgen. Als ich den Wagen unter dem Haus parkte, wehte mir ein vertrauter Geruch entgegen. So roch es dort immer an Regentagen.

Ich stieg aus dem Aufzug, schloss die Tür auf, und als ich die Wohnung betrat, in der ich fast zwei Monate lang nicht gewesen war, kam ich mir beinahe wie ein unberechtigter Eindringling vor. Sechs Jahre lang hatte ich dort gelebt, und eigentlich hätte mir jeder Winkel vertraut sein sollen. Doch jetzt war ich nicht mehr Teil der Szenerie, die sich mir hinter der Tür bot. Das Spülbecken in der Küche stand voller Geschirr, aber nur sie hatte es benutzt. Im Bad hing Wäsche zum Trocknen, aber es waren nur ihre Sachen. Ich öffnete den Kühlschrank, aber die Lebensmittel darin hatte ich nicht hineingelegt. Fast alle waren Fertiggerichte. Auch die Milch, der Orangensaft und die Kaffeemaschine waren nicht mehr die, die ich gekauft hatte. Das Eisfach war voller gefrorener Lebensmittel. Ich kaufte nur selten Tiefkühlkost. In nicht einmal zwei Monaten hatte sich so gut wie alles verändert.

Mich überkam der starke Drang, das Geschirr abzuwaschen, das sich in der Spüle angesammelt hatte, die Wäsche abzunehmen und (möglichst gebügelt) zusammenzulegen sowie die Lebensmittel im Kühlschrank ordentlich aufzuräumen. Aber natürlich tat ich es nicht. Ich befand mich in der Wohnung eines anderen Menschen. Ich musste alles so lassen, wie es war.

Das Sperrigste waren meine Malsachen. Die Staffelei, Leinwände und ein großer Karton mit Stiften und Farben. Dann kam meine Kleidung. Ich hatte noch nie viel Garderobe gebraucht. Es machte mir nichts aus, immer dieselben Sachen zu tragen. Ich hatte weder einen Anzug noch eine Krawatte. Außer einem dicken Wintermantel passte alles in einen großen Koffer.

Hinzu kamen ein paar Bücher, die ich noch nicht gelesen hatte, und ungefähr ein Dutzend CDs. Ein Kaffeebecher, den ich sehr mochte. Badehose, Schwimmbrille und Bademütze. Mehr würde ich

vorläufig nicht brauchen. Hätte ich die Sachen nicht gehabt, wäre es auch nicht sonderlich schlimm gewesen.

Im Badezimmer waren noch meine Zahnbürste, mein Rasierzeug, eine Körperlotion, Sonnenmilch und Haarwasser. Das alles ließ ich dort. Auch eine Schachtel Kondome, die noch nicht angebrochen war. Ich hatte keine Lust, den ganzen Kleinkram in meine neue Unterkunft zu schleppen. Yuzu konnte das Zeug für mich entsorgen.

Als ich die Sachen in meinen Kombi geladen hatte, ging ich noch einmal in die Küche zurück, erhitzte Wasser im Kessel, überbrühte einen Beutel schwarzen Tee, setzte mich an den Tisch und trank. Das durfte ich ja wohl. Es war sehr still in der Wohnung. Die Stille verlieh der Luft in der Wohnung etwas Schweres, Drückendes. Mir war, als säße ich allein auf dem Grund des Meeres.

Ich blieb eine halbe Stunde. Eine halbe Stunde, in der weder jemand mich etwas fragte noch das Telefon klingelte. Nur der Thermostat des Kühlschranks schaltete sich einmal ab und wieder ein. Ich lauschte in die Stille und lotete die Wohnung aus, als würde ich mit einem Senkblei die Wassertiefe messen. In jeder Hinsicht war dies die Wohnung einer allein lebenden Frau, die täglich bis spätabends arbeitete und kaum Zeit für den Haushalt hatte. Den musste sie auf das Wochenende verschieben. Ich sah mich noch einmal genau um und stellte fest, dass alle Sachen in der Wohnung ihr gehörten. Nichts deutete auf die Anwesenheit eines anderen Menschen hin (auch meine frühere Gegenwart war so gut wie getilgt). Der Mann kam nicht hierher. Vermutete ich. Wahrscheinlich trafen sie sich woanders.

Während ich allein in der Wohnung war, hatte ich – warum, kann ich nicht erklären – das Gefühl, beobachtet zu werden. Als würde jemand meine Bewegungen durch eine versteckte Kamera verfolgen. Was natürlich unmöglich war. Meine Frau war erstaunlich unbedarft in technischen Dingen. Sie konnte nicht einmal die Batterien einer Fernbedienung wechseln und wäre niemals in der Lage gewesen,

eine versteckte Kamera zu installieren und zu bedienen. Vermutlich waren einfach meine Nerven überreizt.

Dennoch verhielt ich mich, als würde jede meiner Bewegungen in der Wohnung von dieser fiktiven Kamera aufgezeichnet. Ich hütete mich davor, etwas Überflüssiges oder Unpassendes zu tun. So öffnete ich auch nicht ihre Schreibtischschubladen, um nachzusehen, was darin war. Ich wusste zwar, dass sie in der Schublade ihrer Kommode, in der ihre Strümpfe lagen, ein kleines Tagebuch und wichtige Briefe aufbewahrte, aber auch diese rührte ich nicht an. Ich kannte das Passwort für ihr Notebook (falls sie es nicht geändert hatte), aber ich klappte es nicht auf. All das ging mich nichts mehr an. So wusch ich nur die Tasse ab, aus der ich meinen Tee getrunken hatte, trocknete sie ab, stellte sie in den Geschirrschrank und löschte das Licht. Dann trat ich ans Fenster und blickte eine Weile in den unaufhörlichen Regen hinaus, aus dem orangefarben und verschwommen der Tower ragte. Anschließend warf ich den Schlüssel in den Briefkasten und fuhr mit meinem Wagen nach Odawara zurück. Ich brauchte nur ungefähr anderthalb Stunden, aber es kam mir vor, als kehrte ich von einem Ausflug in ein fremdes Land zurück.

Am nächsten Tag rief ich meinen Agenten an, um ihm zu sagen, dass ich zwar wieder zurück sei, aber – so leid es mir tue – nicht mehr die Absicht hätte, als Porträtist tätig zu sein.

»Heißt das, Sie werden überhaupt keine Porträts mehr malen?«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte ich.

Er nahm meine Mitteilung lakonisch entgegen, ohne besonderes Bedauern zu äußern oder mir Ratschläge zu geben. Denn er wusste, wenn ich einmal etwas gesagt hatte, würde ich es nicht zurücknehmen.

»Sollten Sie doch wieder für uns arbeiten wollen, melden Sie sich. Sie sind jederzeit willkommen«, sagte er zum Schluss.

Ich bedankte mich.

»Entschuldigen Sie die Frage, aber wie werden Sie in Zukunft Ihren Lebensunterhalt bestreiten?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, sagte ich aufrichtig. »Einer allein hat keine hohen Lebenshaltungskosten, und im Augenblick verfüge ich noch über ein paar Ersparnisse.«

»Werden Sie weiter malen?«

»Vielleicht. Ich kann ja auch gar nichts anderes.«

»Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

»Danke«, sagte ich noch einmal. »Gibt es denn irgendetwas, das ich beachten sollte?«, fiel mir plötzlich ein zu fragen.

»Was Sie beachten sollten?«

»Ja, ich meine, hätten Sie so etwas wie einen professionellen Rat für mich?«

Er überlegte einen Moment lang. »Sie haben ein gutes Verständnis von der Welt, scheinen aber dennoch ein Typ zu sein, der mehr Zeit braucht als gewöhnliche Menschen. Doch langfristig gesehen haben Sie die Zeit wahrscheinlich auf Ihrer Seite.« Das klang wie ein alter Rolling-Stones-Titel. »Und noch eins«, fuhr er fort. »Sie verfügen über eine besondere Begabung für Porträts. Sie besitzen die Fähigkeit, zum Kern Ihres Gegenstands vorzudringen und seinen Inhalt intuitiv zu begreifen. Das ist selten. Ich fände es ausgesprochen schade, wenn Sie diese Fähigkeit nicht mehr nutzen würden.«

»Aber im Augenblick liegt mir nichts daran, Porträts zu malen.«

»Auch das kann ich gut verstehen. Aber irgendwann wird Ihre Fähigkeit Ihnen wieder zugutekommen. Wenn alles gut geht, meine ich.«

Wenn alles gut geht, dachte ich. Wenn die Zeit auf meiner Seite ist.

Beim ersten Mal hatte Masahiko Amada, der Sohn des Eigentümers, mich in seinem Volvo zu dem Haus in Odawara gefahren. »Wenn du willst, kannst du gern ab heute hier wohnen«, hatte er gesagt.

Am Ende der Odawara-Atsugi-Straße nahmen wir eine schmale Asphaltstraße in Richtung der Berge. Zu beiden Seiten befanden sich Felder, Gewächshäuser aus Plastikplanen und hin und wieder einige Pflaumenbäume. Kein Mensch war zu sehen, und es gab keine einzige Ampel. Zum Schluss fuhren wir einen steilen, kurvigen Weg hinauf, und als Masahiko in den niedrigsten Gang schaltete, kam vor uns das Haus in Sicht. Anstelle eines Tors gab es nur zwei prächtige Pfeiler. Auch ein Zaun fehlte. Es sah aus, als ob ein Tor und ein Zaun geplant gewesen wären, der Besitzer es sich jedoch anders überlegt und es bleiben gelassen hätte. Wahrscheinlich hatte er mittendrin bemerkt, dass er keine Einfriedung brauchte. An einem der Pfeiler hing eine Namenstafel, auf der *Amada* stand. Dahinter befand sich ein kleines Cottage im westlichen Stil, von dessen Schieferdach ein verwitterter Schornstein aus Backstein aufragte. Das Haus war niedrig gebaut, aber das Dach war ungewöhnlich hoch. Natürlich hatte ich mir unter dem Domizil eines berühmten Nihonga-Malers ein älteres Gebäude im japanischen Stil vorgestellt.

Als wir auf der breiten Auffahrt geparkt hatten und die Autotüren öffneten, flogen aus einem Baum in der Nähe kreischend mehrere dunkle Vögel auf. Wahrscheinlich betrachteten sie uns als Eindringlinge. Das Haus war fast ganz von einem Mischwäldchen umgeben, nur nach Westen hin öffnete sich der Blick ins Tal.

»Eine spektakulärere Aussicht kann es doch wohl nicht geben, oder?«, fragte Masahiko.

Ich blickte mich um. Er hatte recht, eine herrlichere Aussicht konnte es nicht geben. Dennoch wunderte mich, dass sein Vater das Haus an einem derart einsamen Ort gebaut hatte. Er musste den Umgang mit Menschen verabscheut haben.

»Bist du in diesem Haus aufgewachsen?«, fragte ich.

»Nein, ich habe nie viel Zeit hier verbracht. Nur gelegentlich mal übernachtet. Oder wir sind in den Sommerferien hier heraufgekommen, um der Hitze zu entfliehen. Solange Schule war, lebte ich mit meiner Mutter in unserem Haus in Mejiro. Wenn mein

Vater nicht arbeitete, kam er nach Tokio und wohnte bei uns. Dann kehrte er wieder hierher zurück, um für sich zu sein. Er war sehr unabhängig, und nachdem meine Mutter vor zehn Jahren gestorben ist, hat er sich die ganze Zeit allein hier vergraben. Wie ein Eremit.«

Er hatte die Betreuung des Hauses einer Dame in mittleren Jahren übertragen, die in der Nähe wohnte. Diese kam vorbei, um mir einige praktische Dinge zu erklären: wie man die Küchengeräte bediente, Propangas und Öl bestellte, wo alle Gerätschaften sich befanden und an welchen Tagen der Müll abgeholt wurde. Der Maler schien einen sehr einfachen Lebensstil gepflegt zu haben, und es war von allem nur wenig vorhanden. Folglich musste sie mir keine langen Vorträge halten. Falls ich über irgendetwas im Zweifel sei, könne ich sie jederzeit anrufen, bot sie mir an (aber letzten Endes tat ich es kein einziges Mal).

»Es hilft viel, wenn jemand das Haus bewohnt. Leer stehende Häuser verwahrlosen und verfallen. Außerdem kommen Wildschweine und Affen, wenn sie merken, dass niemand da ist«, erklärte die Nachbarin.

»Es gibt viele Wildschweine und Affen in dieser Gegend«, sagte Masahiko.

»Vor den Wildschweinen sollten Sie sich in Acht nehmen«, fügte die Nachbarin hinzu. »Im Frühjahr kommen sie oft her, um sich über die Bambusschösslinge herzumachen. Besonders Sauen mit Frischlingen sind gefährlich. Eine weitere Gefahr sind die Wespen. Es sind schon Leute an Wespenstichen gestorben. Manchmal bauen sie ihre Nester in den Pflaumenhainen.«

Im Zentrum des Hauses lag ein vergleichsweise großer Wohnraum mit einem offenen Kamin. An seiner südwestlichen Seite befand sich eine geräumige überdachte Terrasse und im Norden das quadratische Atelier, in dem der Meister gemalt hatte. Östlich vom Wohnzimmer waren die Küche mit einem Essbereich und das Bad. Daneben ein geräumiges Schlafzimmer und noch ein kleineres für Gäste. Im Gästezimmer stand ein Schreibtisch. Der Maler schien

gern gelesen zu haben, denn die Bücherregale waren mit alten Büchern vollgestopft. Anscheinend hatte der Meister diesen Raum als Studierzimmer genutzt. Für ein so altes Haus war es sehr sauber, und es herrschte eine behagliche Atmosphäre, aber seltsamerweise (oder vielleicht gar nicht seltsamerweise) hing nirgendwo ein einziges Bild. Sämtliche Wände waren kahl.

Wie Masahiko Amada mir angekündigt hatte, war alles da, was man zum Leben brauchte – Möbel, Elektrogeräte, Geschirr und Bettzeug. Holz für den Kamin war unter dem Vordach des Schuppens gestapelt. Es gab keinen Fernseher (Masahikos Vater hatte Fernsehen gehasst), dafür stand im Wohnzimmer eine fantastische Stereoanlage. Als Lautsprecher hatte er ein Paar riesige Tannoy Autograph, der Röhrenverstärker war ein Original von Marantz. Außerdem besaß der Vater eine beeindruckende Sammlung von Schallplatten. Auf den ersten Blick vornehmlich Opern.

»Es gibt hier keinen CD-Spieler«, sagte Masahiko. »Er war ein Mensch, dem Neuerungen ein Gräuel waren. Er traute nur Dingen, die er von alters her kannte. Neue Geräte kamen für ihn nicht infrage. Natürlich gibt es hier nicht den Hauch eines Internetanschlusses. Wenn du ihn brauchst, bleibt dir nichts anderes übrig, als in die Stadt zu fahren und in ein Internetcafé zu gehen.«

Ich sagte, ich würde wahrscheinlich kein Internet brauchen.

»Wenn du wissen willst, was in der Welt vorgeht, kannst du mit dem Transistorradio in der Küche die Nachrichten hören. Mehr ist nicht drin. Hier in den Bergen ist der Empfang ziemlich schlecht, und man bekommt nur NHK aus Shizuoka rein, aber das ist ja besser als nichts.«

»Ich habe kein großes Interesse am Weltgeschehen.«

»Prima. Du würdest dich gut mit meinem Vater verstehen.«

»War dein Vater Opernfan?«, fragte ich.

»Ja, er malte Nihonga, hörte aber immer Opernmusik, während er an seinen Bildern arbeitete. Als er in Wien studierte, ging er wohl regelmäßig in die Oper. Hörst du Opern?«

»Ab und zu.«

»Ich überhaupt nicht. Ich finde Opern nur lang und langweilig. Er hat hier einen Berg alter Platten, da kannst du so viele Opern hören, wie du willst. Mein Vater hat schließlich keine Verwendung mehr dafür, also würde es mich freuen, wenn du sie hören würdest.«

»Er hört sie nicht mehr?«

»Seine Demenz ist so fortgeschritten, inzwischen kann er eine Oper nicht mehr von einer Bratpfanne unterscheiden.«

»Dein Vater war in Wien? Hat er dort japanische Malerei studiert?«

»Nein, alles, was recht ist, wer wäre wohl so exzentrisch, nach Wien zu gehen, um japanische Malerei zu studieren? Mein Vater malte ursprünglich im westlichen Stil und ging deshalb nach Wien. Damals malte er sehr moderne Ölbilder. Doch nachdem er eine Weile wieder in Japan gewesen war, wandte er sich auf einmal der Nihonga zu. Aber da gibt es ja viele Fälle. Jemand geht ins Ausland, und die eigene Identität erwacht, nicht?«

»Und er hatte Erfolg.«

Masahiko zuckte mit den Schultern. »In den Augen der Öffentlichkeit, ja. Aber für seine Kinder war er einfach ein sehr schwieriger Vater. Er hatte nur seine Malerei im Kopf und lebte ganz nach seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen. Na ja, davon ist jetzt nichts mehr geblieben.«

»Wie alt ist er?«

»Zweiundneunzig. Angeblich hat er es in seiner Jugend ziemlich wild getrieben. Aber darüber weiß ich nicht viel.«

»Jedenfalls hast du mich gerettet.«

»Gefällt es dir hier?«

»Ja, und ich bin dir sehr dankbar, dass du mich für eine Weile hier wohnen lässt.«

»Kein Problem, aber ich hoffe doch sehr, dass Yuzu und du euch wieder vertragen werdet.«

Dazu äußerte ich keine Meinung. Masahiko selbst war nicht verheiratet. Gerüchten zufolge war er bisexuell, aber ich wusste nicht, inwieweit das der Wahrheit entsprach. Wir waren schon lange befreundet, dieses Thema hatten wir jedoch nie berührt.

»Machst du noch weiter mit der Porträtmalerei?«, fragte mein Freund mich beim Abschied.

Ich erzählte ihm, dass ich Knall auf Fall damit aufgehört hätte.

»Und wie willst du jetzt deinen Lebensunterhalt verdienen?« Masahiko stellte mir die gleiche Frage wie mein Agent.

Und ich gab ihm die gleiche Antwort: Ich würde meine Ausgaben reduzieren und eine Weile von meinem Ersparten leben. Außerdem sei mir danach, nach langer Zeit einmal wieder zu malen, was ich wolle. Ohne Einschränkungen.

»Das ist fantastisch«, sagte Masahiko. »Eine Weile nur das zu tun, was man will. Aber könntest du vielleicht auch Unterricht geben? Nur, wenn es dir nicht allzu unangenehm ist. Am Bahnhof in Odawara gibt es eine Art Kulturzentrum, in dem Malkurse angeboten werden. In der Hauptsache sind sie für Kinder, aber es gibt auch zwei Kurse für Erwachsene. Sie fertigen Zeichnungen und Aquarelle an, keine Ölbilder. Der Leiter des Zentrums ist ein Bekannter von meinem Vater, es ist keine kommerzielle Einrichtung, sondern eigentlich eine sehr gute Sache. Allerdings fehlt es an qualifizierten Lehrkräften. Sie würden sich bestimmt freuen, wenn du ihnen aushelfen könntest. Das Honorar ist vermutlich nicht riesig, würde dir aber sicher zum Leben reichen. Unterricht an zwei Tagen in der Woche wäre doch keine große Belastung, oder?«

»Aber ich habe noch nie Unterricht gegeben, und mit Aquarellmalerei kenne ich mich auch nicht aus.«

»Das ist ganz einfach«, sagte er. »Du sollst ja keine Experten ausbilden, sondern nur die Grundlagen unterrichten. Das hast du innerhalb von einem Tag raus. Mich würde es reizen, Kinder zu unterrichten. Außerdem, wenn du die Absicht hast, ganz allein hier oben zu wohnen, wäre es gut, wenn du an ein paar Tagen in der

Woche ins Tal kämst und mit Menschen zu tun hättest, damit du nicht durchdrehst. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn das hier in so was wie in *Shining* ausarten würde.« Masahiko machte ein Gesicht wie Jack Nicholson. Er konnte schon immer gut Leute imitieren.

Ich lachte. »Also gut. Ich kann es ja mal probieren. Aber ob es hinhaut, weiß ich nicht.«

»Ich rufe den Mann mal an«, sagte er.

Anschließend fuhr mein Freund mich zu dem Toyota-Gebrauchtwagenhändler an der Bundesstraße, wo ich den Corolla Kombi kaufte und bar bezahlte. Von jenem Tag an lebte ich allein auf dem Berg bei Odawara. Vor meinem Einzug in das Haus des alten Malers war ich fast zwei Monate lang ständig in Bewegung gewesen; von da an führte ich ein statisches Leben, fast ohne mich vom Fleck zu rühren. Ein extremer Wechsel.

Ab der folgenden Woche gab ich mittwochs und freitags Unterricht im Kulturzentrum am Bahnhof. Es wurde zwar pro forma ein Vorstellungsgespräch geführt, aber da Masahiko Amada mich empfohlen hatte, wurde ich sofort genommen. Ich gab zwei Kurse für Erwachsene und freitags noch eine Stunde für Kinder. An den Unterricht mit der Kindergruppe gewöhnte ich mich sofort. Ihnen beim Malen zuzusehen, bereitete mir viel Freude, und wie Masahiko gesagt hatte, wirkten ihre Bilder sogar anregend auf mich. Schon nach kurzer Zeit hatte ich mich mit meinen Schülern angefreundet. Ich ging herum, schaute mir ihre Bilder an, gab ihnen gemäßigte technische Hinweise, hob die guten Seiten hervor, lobte und ermutigte sie. Nach Möglichkeit ließ ich sie mehrmals das Gleiche malen, um ihnen zu vermitteln, dass ein und dasselbe Motiv ganz unterschiedlich aussehen konnte, wenn sie die Perspektive nur ein wenig veränderten. Das war mein Ziel. Ebenso wie Menschen verschiedene Seiten haben, haben auch die Dinge verschiedene Seiten. Die Kinder begriffen das Interessante daran sofort.

Der Unterricht mit den Erwachsenen war schwieriger. Meine Schüler waren ältere Menschen im Ruhestand oder Hausfrauen, deren Kinder sie nicht mehr brauchten und die jetzt Zeit für sich hatten. Natürlich waren sie geistig weniger flexibel als die Kinder, und es fiel ihnen nicht immer leicht, aufzunehmen, was ich ihnen zeigte. Einige von ihnen schufen vergleichsweise undefinierbare Bilder, andere brachten Interessantes zustande. Im Bedarfsfall gab ich ihnen ein paar nützliche Ratschläge, aber in der Regel ließ ich sie frei malen, wie sie wollten. Und wenn ich an den Bildern, die sie gemalt hatten, etwas Vielversprechendes entdeckte, lobte und ermutigte ich sie, was sie ziemlich zu beglücken schien. Ich fand es völlig ausreichend, wenn sie in glücklicher Stimmung ihre Bilder malten.

Und so entwickelten sich auch meine Affären mit den beiden verheirateten Damen. Beide besuchten regelmäßig meine Kurse, um sich von mir »unterweisen« zu lassen. So gesehen, waren sie meine Schülerinnen (übrigens malten beide gar nicht schlecht). Es fiel mir schwer zu beurteilen, ob mein Verhalten für einen Lehrer statthaft war – auch wenn ich nur Aushilfslehrer war und keine offizielle Lehrerlaubnis hatte. Eigentlich war ich der Ansicht, dass einvernehmlicher Geschlechtsverkehr zwischen erwachsenen Männern und Frauen kein Problem darstellen sollte, aber in den Augen der Gesellschaft war so etwas vermutlich kein Ruhmesblatt.

Ich will mich auch gar nicht herausreden, und damals hatte ich überhaupt keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen, ob das, was ich tat, richtig war oder nicht. Ich griff nach dem Baumstamm und ließ mich mit der Strömung treiben. Um mich herum war es stockdunkel, und am Himmel waren weder Mond noch Sterne. Solange ich mich festhielt, würde ich nicht untergehen, aber ich hatte keine Ahnung, wo ich mich gerade befand und wohin die Reise ging.

Als ich das Bild mit dem Titel *Die Ermordung des Commendatore* von Tomohiko Amada *entdeckte*, waren bereits mehrere Monate

vergangen. Und damals konnte ich es noch nicht wissen, aber dieses eine Bild sollte mein Leben völlig verändern.

4 AUS DER FERNE BETRACHTET, ERSCHEINT VIELES ROSIGER

Eines schönen Morgens Ende Mai trug ich all meine Malwerkzeuge in Meister Amadas Atelier und wandte mich zum ersten Mal seit Langem einer neuen Leinwand zu. (Im Atelier befand sich kein Werkzeug mehr. Wahrscheinlich hatte Masahiko es fortgebracht.) Das Atelier war etwa fünf Quadratmeter groß und hatte einen Dielenboden und weiß gestrichene Wände. Der Boden war nackt, ohne Teppich oder etwas Ähnliches. Ein großes Fenster mit einem einfachen weißen Vorhang ging nach Norden hinaus. Wie in allen anderen Zimmern waren die Wände kahl und unverziert. In einer Ecke des Raumes befand sich ein großes Keramikwaschbecken zum Auswaschen der Pinsel und so weiter. Es musste lange benutzt worden sein, denn auf seiner Oberfläche hatten sich alle nur erdenklichen Farben gemischt. Neben dem Waschbecken stand ein altmodischer Ölofen, und an der Decke war ein großer Ventilator befestigt. Das Mobiliar bestand aus einem Werktisch und einem runden, dreibeinigen Hocker aus Holz. In einem in die Wand eingelassenen Regal stand die Stereoanlage. Bestimmt hatte der Meister Opernplatten gehört, während er gemalt hatte. Der Wind, der durch das Fenster hineinwehte, brachte den frischen Duft von Bäumen. Der Raum diente unverkennbar dazu, konzentriert zu malen. Alles Nötige war vorhanden, Überflüssiges gab es nicht.

Die neue Umgebung steigerte mein Verlangen zu malen, gab mir einen Ansporn, den ich buchstäblich spüren konnte, ein Gefühl, das einem leichten Stechen glich. Außerdem hatte ich nun nahezu unbegrenzt Zeit für mich. Ich musste keine Bilder malen, um zu

leben, und musste kein Essen für meine Frau zubereiten, wenn sie nach Hause kam (Kochen war keine Mühe für mich, aber es war anders, wenn es zur Pflicht wurde). Jetzt war ich nicht nur dieser Pflicht enthoben, sondern hatte sogar das Privileg, überhaupt nichts zu mir zu nehmen und zu hungern. Ich verfügte über grenzenlose Freiheit und konnte tun und lassen, was ich wollte, ohne auf irgendwen Rücksicht nehmen zu müssen.

Doch letztendlich brachte ich kein Bild zustande. Ewig stand ich vor der Leinwand und starrte auf die weiße Fläche, aber mir kam nicht die winzigste Idee. Ich konnte einfach keinen Anfang finden. Wie ein Schriftsteller, dem die Worte fehlen, oder ein Musiker, dem sein Instrument abhandengekommen ist, stand ich nur ratlos in dem schmucklosen quadratischen Atelier herum.

Bisher hatte ich nie an so etwas gedacht. Sobald ich vor einer Leinwand gestanden hatte, hatte ich sofort meine alltägliche Ebene verlassen, und etwas war mir in den Kopf gekommen. Manchmal war es eine substanzielle Idee gewesen, dann wieder ein sinnloses Hirngespinst, das zu nichts geführt hatte. Aber irgendetwas war immer aufgetaucht. Und ich hatte daraus etwas Geeignetes herausgreifen, es auf die Leinwand bringen und es, von meiner Inspiration geleitet, ausarbeiten können. Auf diese Weise hatten sich meine Werke stets aus sich selbst heraus entwickelt. Doch jetzt wollte sich dieses *Etwas*, dieser Ansatz, mir nicht mehr zeigen. Auch wenn ich einen starken Drang zu malen verspürte, fast schmerzhaft den Ansporn dazu empfand, fehlte mir ein konkreter Ausgangspunkt.

Wenn ich früh am Morgen aufstand (in der Regel noch vor sechs Uhr), machte ich mir als Erstes in der Küche einen Kaffee und setzte mich dann mit dem Becher in der Hand im Atelier vor die Leinwand. Und konzentrierte mich. Ich lauschte auf meinen Herzschlag und versuchte, darin ein Bild zu entdecken. Es musste doch etwas dort sein! Aber es war immer vergebens, und ich musste mich geschlagen

geben. Nachdem ich eine Zeit lang versucht hatte, mich zu konzentrieren, gab ich auf, setzte mich, den Rücken an die Wand gelehnt, auf den Boden des Ateliers und hörte eine Oper von Puccini (aus irgendeinem Grund hörte ich zu jener Zeit nur Puccini). *Turandot* oder *La Bohème*. Während ich zu dem sich träge an der Decke drehenden Ventilator hinaufschaute, wartete ich, dass mir eine Idee kam. Ein Motiv einfiel. Aber es kam nichts. Nur die frühsommerliche Sonne stieg langsam immer höher.

Was war mit mir los? Vielleicht lag es daran, dass ich zu lange meinen Lebensunterhalt mit der Porträtmalerei verdient hatte. Vielleicht hatte ich dadurch meine natürliche Intuition geschwächt. So wie der Sand am Ufer des Meeres allmählich von den Wellen abgetragen wird. Jedenfalls hatte die Strömung irgendwo eine falsche Richtung eingeschlagen. Ich brauchte Zeit, das war mir klar. Das war etwas, wofür ich Geduld haben musste. *Ich musste die Zeit auf meine Seite bringen*. Wenn ich das schaffte, würde ich bestimmt wieder ins richtige Fahrwasser gelangen. Doch offen gestanden war ich nicht ganz überzeugt.

Meine Beziehungen zu den verheirateten Frauen fielen in diese Zeit, in der ich mir wohl so etwas wie einen geistigen Durchbruch ersehnte. Ich musste irgendwie der Stagnation entrinnen, die über mich gekommen war, mich geistig aufrütteln, indem ich mir Anregung (welche auch immer) verschaffte. Außerdem war ich es allmählich müde, allein zu sein. Und ich hatte schon lange mit keiner Frau mehr geschlafen.

Wenn ich es mir jetzt überlege, verflossen die Tage auf eine sehr sonderbare Weise. Ich wachte früh am Morgen auf, ging in das quadratische Atelier mit den weißen Wänden, bezog Aufstellung vor der weißen Leinwand, hatte nicht die geringste Idee, setzte mich auf den Boden und hörte Puccini. Im Bereich der Schaffenskraft stand ich beinahe vor dem reinen Nichts. Claude Debussy hat einmal über den Zeitraum, in dem er mit einer Oper nicht vorwärtskam,

geschrieben: »Ich produziere tagelang nichts – *rien*.« Genauso wie auch ich mich in jenem Sommer tagein, tagaus mit »nichts« beschäftigte. Sodass ich mich vielleicht schon einigermaßen daran gewöhnt hatte, Tag für Tag dem *rien* gegenüberzustehen – auch wenn ich nicht so weit gehen will zu behaupten, dass ich es lieb gewann.

An zwei Nachmittagen in der Woche kam meine Freundin (die zweite der verheirateten Damen) in ihrem roten Mini zu mir heraufgefahren. Wir gingen sofort ins Bett und schliefen miteinander. Den ganzen Nachmittag über vergnügten wir uns nach Herzenslust. Natürlich war es nicht nichts, was daraus entstand. Während wir uns überall mit den Händen berührten und unsere Zungen in alle Winkel unserer Körper gleiten ließen, kam es zu sehr realen sinnlichen Empfindungen. Mein Bewusstsein schweifte zwischen dem nicht greifbaren Nichts und einer äußerst lebendigen Realität hin und her. Der Mann meiner Freundin hatte schon seit fast zwei Jahren nicht mehr mit ihr geschlafen. Er war zehn Jahre älter als sie und beruflich so eingespannt, dass er immer erst spätabends nach Hause kam. Sie hatte ihn auf alle möglichen Arten zu verführen versucht, aber er war nie darauf eingegangen.

»Verstehe ich nicht«, sagte ich. »Wo du doch eine so reizende Figur hast.«

Sie zuckte leicht mit den Schultern. »Wir sind seit über fünfzehn Jahren verheiratet und haben zwei Kinder. Außerdem bin ich nicht mehr ganz taufrisch.«

»Mir erscheinst du ziemlich taufrisch.«

»Danke. Wenn du das so sagst, komme ich mir irgendwie recycelt vor.«

»Du meinst, ich trage zur Regenerierung deiner vorhandenen Ressourcen bei?«

»So was in der Art.«

»Recycling ist wichtig«, sagte ich. »Und von großem Nutzen für die Gesellschaft.«

Sie kicherte. »Solange man alles fein säuberlich trennt.«

Nach einer Pause machten wir uns erneut begeistert daran, unsere gesammelten Ressourcen zu sortieren.

Ich muss ehrlich zugeben, dass ich anfangs so gut wie kein Interesse an ihr als Person empfand. In dieser Hinsicht hatte meine Beziehung zu ihr eine ganz andere Nuance als die zu den Frauen, mit denen ich bisher zusammen gewesen war. Wir hatten kaum gemeinsame Gesprächsthemen, und es gab auch so gut wie keine Überschneidungen in unserem bisherigen oder gegenwärtigen Lebenslauf. Da ich von Natur aus kein großer Redner bin, redete hauptsächlich sie. Das heißt, sie erzählte von sich, und ich hörte zu. Gelegentlich äußerte ich einen Eindruck, doch ein »Gespräch« konnte man das schwerlich nennen.

Ich machte diese Erfahrung zum ersten Mal. Bei allen anderen Frauen, mit denen ich zusammen gewesen war, hatte ich am Anfang stets ein menschliches Interesse empfunden, das erst später zu einer körperlichen Beziehung geführt hatte. Das war mein Muster. Doch bei ihr war es genau andersherum gewesen. Die sexuelle Beziehung hatte am Anfang gestanden, was an sich gar nicht übel war, denn es versetzte mich in die Lage, den Geschlechtsverkehr mit ihr völlig unverstellt zu genießen. Und ihr schien es genauso zu gehen. Viele Male kam sie in meinen Armen zum Höhepunkt, und auch ich kam immer wieder in ihr.

Sie habe, erzählte sie mir, seit ihrer Hochzeit mit keinem anderen Mann als ihrem Ehemann geschlafen. Das war nicht einmal gelogen. Ich hatte ja auch in meiner Ehe nie mit anderen Frauen geschlafen. (Nein, einmal war ich auch mit einer anderen Frau im Bett gewesen, *ausnahmsweise*. Aber nicht, weil ich es gewollt hatte. Doch davon werde ich später erzählen.)

»Alle meine Freundinnen in meinem Alter haben Liebhaber«, erklärte sie. »Das höre ich immer wieder.«

»Recycling«, sagte ich.

»Allerdings hätte ich nie gedacht, dass ich einmal eine von ihnen sein würde.«

Ich schaute zur Decke und dachte an Yuzu. Ob sie gerade irgendwo mit jemand anderem das Gleiche tat?

Als meine Freundin gegangen war, fühlte ich mich plötzlich sehr allein und kam fast um vor Langeweile. Auf der Matratze war noch ihr Abdruck zu sehen. Mir fiel nichts anderes ein, als mir auf einem Liegestuhl auf der Terrasse die Zeit mit Lesen zu vertreiben. In Meister Amadas Regal standen nur alte Bücher, nicht wenige seltene Werke, die ich noch nie in der Hand gehabt hatte. Auch wenn sie früher einmal ziemlich beliebt gewesen sein mussten, waren sie nun in Vergessenheit geraten, und kaum jemand nahm sie noch zur Hand. Es gefiel mir, diese alten Romane zu lesen und Gefühle, die hinter der Zeit zurückgeblieben waren, mit alten Menschen zu teilen, denen ich nie begegnet war.

Bei Sonnenuntergang öffnete ich eine Flasche Wein (damals war es mein einziger Luxus, hin und wieder Wein zu trinken – wenn auch keinen teuren) und hörte alte LPs. Tomohiko Amadas Plattensammlung umfasste ausschließlich klassische Musik, und der größte Teil davon waren Opern oder Kammermusik. Offenbar war er sehr sorgsam mit seinen Platten umgegangen, denn keine hatte auch nur einen einzigen Kratzer. Tagsüber hörte ich meistens Opern, abends zog ich Instrumentalstücke wie Streichquartette von Schubert oder Beethoven vor.

Durch meine regelmäßige körperliche Beziehung zu meiner verheirateten Freundin gewann ich eine gewisse Art von Gelassenheit. Die weiche Haut einer reifen Frau zu berühren, milderte die Niedergeschlagenheit, die mich immer wieder überfiel, ganz erheblich. Zumindest, solange ich sie in den Armen hielt, konnte ich meine Zweifel und lauernden Ängste eine gewisse Zeit lang beiseiteschieben. Wobei sich an meiner mangelnden Inspiration, was das Malen betraf, nichts änderte. Mitunter zeichnete ich sie nackt im Bett. Es waren meist pornografische Darstellungen.

Mein Penis in ihrer Vagina oder in ihrem Mund. Sie schaute sich die Bleistiftskizzen gern an, auch wenn sie ihr die Röte ins Gesicht trieben. Fotos dieser Art sind den meisten Frauen zuwider, und ein Liebhaber zieht mit dem Vorschlag, sie zu fotografieren, Abneigung und Misstrauen auf sich. Aber Zeichnungen, zumal wenn sie gut gemacht sind, bereiten Frauen eher Freude. Weil ihnen eine lebendige Wärme innewohnt oder zumindest keine mechanische Kälte. Doch obwohl mir diese Skizzen richtig gut gelangen, verhalfen sie mir zu keiner auch noch so winzigen Idee für ein Bild, das ich wirklich malen wollte.

Die sogenannten »abstrakten Gemälde« aus meiner Studentenzeit sprachen mich inzwischen überhaupt nicht mehr an. Diese Art der Malerei besaß nicht die geringste Anziehungskraft auf mich. Wenn ich auf die Arbeiten zurückblickte, die ich damals mit solcher Begeisterung gemalt hatte, erschienen sie mir heute nur noch wie die verzweifelte »Suche nach einer Form«. Als junger Mann war ich wie besessen vom Gleichgewicht oder von der Schönheit der Form gewesen. Daran war natürlich an sich nichts Schlechtes, doch ich war einfach nicht imstande gewesen, die geistige Tiefe, die sich daran anschließen sollte, zu erlangen. Das war mir inzwischen völlig klar. Was ich damals zustande gebracht hatte, war nicht mehr als ein vergleichsweise schwacher bildnerischer Reiz gewesen. Etwas wirklich Bewegendes war daran nicht zu entdecken. Bestenfalls konnte man diese Bilder als »talentiert und geistreich« bezeichnen.

Ich war jetzt sechsunddreißig Jahre alt. Bald würde ich vierzig sein. Ich war immer der Ansicht gewesen, dass ich bis zu diesem Alter einen substanziellen Werkbestand geschaffen haben sollte. Das vierzigste Lebensjahr ist für einen Menschen eine Art Scheidepunkt. Sobald er diesen überschreitet, ist er nicht mehr derselbe wie vorher. Bis dahin hatte ich noch vier Jahre Zeit. Doch vier Jahre vergingen im Nu. Und dadurch, dass ich so lange Porträts gemalt hatte, um mich zu ernähren, hatte ich einen gewaltigen Umweg in Kauf

genommen. Ich musste unbedingt die Zeit wieder auf meine Seite bringen.

Als Bewohner des Hauses in den Bergen drängte es mich, Genaueres über seinen Besitzer Tomohiko Amada zu erfahren. Ich kannte zwar seinen Namen, denn er war ja zufällig auch der Vater meines Freundes, aber da ich mich bisher nie für Nihonga interessiert hatte, wusste ich so gut wie nichts über ihn als Person und kannte auch seine Bilder nicht. Tomohiko Amada war eine bedeutende Autorität auf dem Gebiet der Nihonga-Malerei, aber er tat sich nie hervor, sodass es mit Fug und Recht hieß, weltlicher Ruhm bedeute ihm nichts und er führe sein schöpferisches Leben in starker – fast »stur« zu nennender – Zurückgezogenheit.

Aber da ich nun auf seiner Stereoanlage seine Schallplattensammlung hörte und seine Bücher aus seinen Regalen las, in seinem Bett schlief, meine täglichen Mahlzeiten in seiner Küche zubereitete und in seinem Atelier ein und aus ging, wuchs mein Interesse – oder vielleicht sollte ich es »Neugier« nennen – an Tomohiko Amada. Es faszinierte mich, dass er sich anfangs an moderner europäischer Kunst orientiert hatte, dann jedoch, obwohl er sogar in Wien studiert hatte, nach seiner Rückkehr in die Heimat so kompromisslos zur japanischen Malerei zurückgekehrt war. Ich konnte mir kein Urteil anmaßen, aber schon der gesunde Menschenverstand sagte mir, dass es für jemanden, der lange im westlichen Stil gemalt hatte, keine Kleinigkeit sein konnte, sich dem Nihonga-Genre zuzuwenden. Man musste entschlossen sein, alle Techniken, die man sich mühsam angeeignet hatte, über Bord zu werfen und wieder völlig bei null anzufangen. Nichtsdestoweniger hatte Tomohiko Amada es gewagt, diesen schwierigen Weg einzuschlagen. Dafür musste es einen gewichtigen Grund gegeben haben.

Also suchte ich eines Tages vor meinem Malkurs die Stadtbibliothek von Odawara auf, um mich über Tomohiko Amadas Werk zu informieren. Schließlich war er ein ortsansässiger Künstler,

und die Bibliothek verfügte über drei prächtige Bildbände mit seinen Werken. In einem davon waren auch Werke in westlichem Stil abgebildet, die er in seinen Zwanzigern gemalt hatte. Zu meiner Überraschung erinnerte mich eine Reihe dieser Jugendwerke irgendwie an meine eigene frühere »abstrakte Phase«. Nicht, dass sie stilistisch verwandt waren (Amada war stark vom Kubismus der Vorkriegszeit beeinflusst gewesen), aber in der verzweifelten »Suche nach der Form an sich«, die sich darin offenbarte, erkannte ich eine Gemeinsamkeit. Natürlich verfügten die Bilder dieses später genialen Malers über weit mehr Tiefe und Überzeugungskraft als alles, was ich je gemalt hatte. Auch seine Technik war bewundernswert. Wahrscheinlich wurden die Bilder damals hochgeschätzt. Dennoch fehlte ihnen *etwas*.

Lange saß ich in der Bücherei und widmete mich der genauen Betrachtung dieser Werke. Was war es, das ihnen fehlte? Ich konnte dieses *Etwas* nicht identifizieren. Doch am Ende musste ich frei heraus und ohne Rücksicht sagen, dass es Bilder waren*, die die Welt nicht brauchte*. Selbst wenn sie für immer verloren gegangen wären, hätte niemand großes Ungemach empfunden. Das klingt vielleicht hart, aber es war die Wahrheit. Heute, nach über siebzig Jahren, trat sie sehr deutlich zutage.

Anschließend blätterte ich weiter und schaute mir die Bilder aus der Zeit nach seinem Wechsel zum japanischen Stil an. Nachdem er zu Anfang mit noch etwas unsicherer Hand die Techniken seiner Vorgänger aus vergangenen Zeiten nachgeahmt hatte, entwickelte er allmählich und eindeutig nachvollziehbar einen eigenen Nihonga-Stil. Obwohl er in verschiedene Richtungen experimentierte, waren alle Zweifel überwunden. Seine Nihonga hatten *etwas* in der Pinselführung*, das nur von ihm sein konnte* und dessen er selbst sich wohlbewusst war. Und er steuerte voller Selbstvertrauen geradewegs auf den Kern seines Schaffens zu. Der Eindruck von etwas Fehlendem, der seine »westliche Periode« beherrscht hatte,

bestand nicht mehr. Statt eines »Wechsels« hatte er eine »Steigerung« erreicht.

Zu Anfang hatte Tomohiko Amada – wie in der Nihonga üblich – realistische Landschaften und Blumen gemalt, aber bald (und dafür musste es einen Beweggrund gegeben haben) malte er vor allem historische Szenen aus dem alten Japan. Er entnahm seine Sujets der Heian- oder der Kamakura-Zeit, doch besonders hatte es ihm die Epoche des Prinzen Shotoku angetan, der zu Anfang des 7. Jahrhunderts gewirkt hatte. In seinen Bildern erweckte er kühn und mit großer Detailfreude Landschaften, historische Ereignisse und Alltagsszenen aus der damaligen Asuka-Zeit zu neuem Leben, die er offenbar deutlich vor seinem inneren Auge *sah*. Der Grund, aus dem er gerade die Asuka-Zeit so schätzte, war mir nicht ersichtlich. Doch es waren eine einzigartige Welt und ein ganz eigener Stil, die er aus ihr entwickelte, während er zugleich seine künstlerische Technik an ihr vervollkommnete.

Als ich die Bilder so aufmerksam betrachtete, schien mir, als hätte er ab einem gewissen Punkt völlig frei und ungehindert alles malen können, was er wollte. Als wären die Pinsel, ganz und gar dem Willen ihres Meisters gehorchend, auf die Leinwand gesprungen, um übermütig darauf zu tanzen. Aber das wahrhaft Geniale an Amadas Bildern waren ihre freien Flächen, paradoxerweise die Stellen, welche *nicht bemalt waren*. Indem er es wagte, sie frei zu lassen, gelang es ihm, seine Sujets umso deutlicher hervorzukehren. Dabei handelte es sich wohl um einen der kraftvollsten Aspekte des Nihonga-Formats. Nie habe ich in der westlichen Malerei diese kühne Leere gesehen. Bei der Betrachtung dieser Bilder glaubte ich, die Bedeutung von Tomohiko Amadas Wandlung zum Nihonga-Maler verstehen zu können. Was ich nicht verstand, war, wann und warum er diese kühne Wandlung beschlossen und in die Tat umgesetzt hatte.

Ich las den Lebenslauf am Ende des Buchs. Er war in Aso in Kumamoto geboren worden. Sein Vater war Großgrundbesitzer und eine Persönlichkeit von bedeutendem Rang in der Region gewesen. Die Familie war sehr wohlhabend. Schon als junger Mann hatte Tomohiko herausragendes künstlerisches Talent bewiesen und sich einen Namen gemacht. Bereits nach seinem Examen an der Tokioter Akademie der Schönen Künste (die spätere Kunsthochschule) gab er Anlass zu den schönsten Hoffnungen. Von 1936 bis 1939 setzte er sein Studium in Wien fort. Anfang 1939, kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, kehrte er auf einem Passagierschiff von Bremen nach Japan zurück. In den Jahren 1936 bis 1939 war Hitler bereits an der Macht gewesen, und im März 1938 hatte der sogenannte »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich stattgefunden. Der junge Tomohiko Amada war also Zeuge dieser unruhigen Zeit und vieler einschneidender historischer Ereignisse geworden.

Was er wohl in Wien erlebt hatte?

In einem der Sammelbände las ich einen langen Aufsatz mit dem Titel »Über Tomohiko Amada«, doch dabei stellte sich heraus, dass so gut wie nichts über seine Zeit in Wien bekannt war. Es wurde zwar konkret und ausführlich über seine Laufbahn als Nihonga-Künstler nach seiner Rückkehr berichtet, aber über die Motive und die genaueren Umstände, die zu seiner »Wandlung« während der Zeit in Wien geführt hatten, gab es nur haltlose Spekulationen. Was in Wien geschehen sein und womöglich diese tiefgreifende Veränderung verursacht haben mochte, blieb ein Rätsel.

Jedenfalls kam Tomohiko Amada im Februar 1939 wieder in Japan an und ließ sich in Sendagi nieder. Zu dem Zeitpunkt schien er die westliche Malerei bereits völlig aufgegeben zu haben. Dennoch erhielt er jeden Monat großzügige Zuwendungen von seiner Familie. Besonders seine Mutter schien ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Offenbar widmete er sich seinerzeit beinahe ausschließlich dem Selbststudium des Nihonga-Stils. Mehrmals machte er den Versuch, Unterricht zu nehmen, aber das ging wohl

nicht gut. Er war von Natur aus kein Mensch, der sich unterordnen konnte. Die Pflege harmonischer und freundschaftlicher Beziehungen gehörte nicht zu seinen Stärken. Entsprechend entwickelte sich seine Zurückgezogenheit zu einem Leitmotiv, das sein ganzes Leben durchzog.

Nach dem Angriff auf Pearl Harbor Ende 1941 und dem Kriegseintritt der USA verließ er das weitaus gefährlichere Tokio und kehrte in sein Elternhaus nach Aso zurück. Als zweitältester Sohn war er der Verantwortung enthoben, seinem Vater als Familienoberhaupt zu folgen. Er erhielt ein kleines Haus nebst Haushälterin, in dem er ein ruhiges, vom Krieg nahezu unbeeinträchtigtes Leben führte. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatte er ein angeborenes Lungenleiden und musste nicht fürchten, in die Armee eingezogen zu werden (vielleicht handelte es sich auch nur um einen Vorwand, bei dem seine Familie die Hand im Spiel hatte). Auch von den schrecklichen Entbehrungen, die die meisten Japaner zu erdulden hatten, blieb er verschont. Ebenso wenig hatte er in den Bergen von Aso die Bombenangriffe der Amerikaner zu fürchten, es sei denn, diese hätten sich gewaltig vertan. So lebte er bis zum Ende des Krieges 1945 völlig zurückgezogen. Er vergoss sein Herzblut, indem er sich, fern von den Belangen der Welt, die Nihonga-Technik anzueignen bemühte. In dieser Zeit veröffentlichte er kein einziges Werk. Für Tomohiko Amada, der als Maler westlicher Bilder mit öffentlicher Aufmerksamkeit überschüttet worden war und mit Blick auf eine vielversprechende Zukunft in Wien studiert hatte, war es bestimmt kein einfacher Entschluss gewesen, sechs Jahre lang Schweigen zu bewahren, was zur Folge hatte, dass er auch in Künstlerkreisen in Vergessenheit geriet. Aber er war kein Mensch, der leicht aufgab. Als der lange Krieg für beendet erklärt wurde und alle darum kämpften, endlich seinen Wirren zu entrinnen, erschien Tomohiko Amada und glänzte abermals mit einem Debüt, doch diesmal als aufstrebender Nihonga-Maler. Nun veröffentlichte er nacheinander Werke, die er

während des Krieges geschaffen hatte. Es war eine Zeit, in der viele namhafte Künstler, die im Krieg nationalistisch-propagandistische Bilder gemalt hatten, wegen der Schwere ihrer Verantwortung zum Schweigen gezwungen waren und sich unter Aufsicht der Besatzungsmacht unweigerlich zurückzogen. So wurden Amadas Werke von der Öffentlichkeit als ein möglicher Weg zur Erneuerung der japanischen Malerei stark beachtet. Der Zeitgeist war sozusagen sein Verbündeter.

Über seinen weiteren Werdegang brauche ich nichts zu berichten. Erfolgsgeschichten haben immer etwas Ermüdendes. Natürlich gibt es auch Künstler, die sich, sobald sie Erfolg haben, kopfüber in den Ruin stürzen, aber bei Tomohiko Amada war das nicht der Fall. Er erhielt unzählige Preise (unter anderem einen Kulturorden, den er nicht in Empfang nahm, da ihn derartige Feierlichkeiten von seiner Arbeit »ablenkten«) und wurde weltberühmt. Die Preise für seine Bilder stiegen mit jedem Jahr, und die meisten seiner Werke wurden an öffentlichen Orten ausgestellt. Die Anfragen rissen nie ab, und auch im Ausland wurde er hochgeschätzt. Der Wind stand zweifellos günstig für ihn. Dennoch zeigte er sich so gut wie nie in der Öffentlichkeit und weigerte sich standhaft, auch nur irgendeinen Posten anzunehmen. Auch auf Einladungen, ob aus dem In- oder Ausland, reagierte er nicht. Er vergrub sich allein in seinem Haus auf dem Berg bei Odawara (dem Haus, in dem jetzt ich lebte) und widmete sich ganz seinem Schaffen.

Und heute war er zweiundneunzig Jahre alt, lebte in einer Einrichtung auf dem Plateau von Izu und befand sich in einem Zustand, in dem er eine Oper nicht von einer Bratpfanne unterscheiden konnte.

Ich klappte den Bildband zu und gab ihn an der Bibliothekstheke zurück.

Bei schönem Wetter setzte ich mich nach dem Essen auf der Terrasse in einen Liegestuhl, um ein Glas Weißwein zu trinken. In die

Betrachtung der am südlichen Himmel hell leuchtenden Sterne versunken, dachte ich darüber nach, was es aus Tomohiko Amadas Leben für mich zu lernen gab. Es war eine Menge. Von ihm lernen konnte ich die Unerschrockenheit, mit der er sein Leben geändert hatte, und wie wichtig es war, die Zeit auf seine Seite zu bringen, um eigene Themen und einen eigenen Stil zu entwickeln. Natürlich war das nicht einfach. Aber um als schöpferischer Mensch zu leben, musste ich das unter allen Umständen erreichen. Möglichst bevor ich vierzig wurde …

Aber was hatte Tomohiko Amada in Wien erlebt? Zeuge welcher Ereignisse war er geworden? Und was hatte ihn dazu gebracht, die Ölmalerei für immer aufzugeben? Ich stellte mir vor, wie der junge Tomohiko Amada durch die von flatternden roten Fahnen mit schwarzen Hakenkreuzen gesäumten Straßen von Wien schritt. In meiner Vorstellung war es aus irgendeinem Grund Winter. Er trug einen dicken Mantel, einen Schal um den Hals und hatte seine Schiebermütze tief ins Gesicht gezogen, sodass ich es nicht sehen konnte. Im beginnenden Schneeregen bog eine Straßenbahn um die Ecke. Amadas Atem war ein weißer Hauch, der die Form seines Schweigens hatte. In warmen Kaffeehäusern trank man Kaffee mit Rum.

Vor meinem inneren Auge schoben sich die Bilder der japanischen Asuka-Zeit, die Amada in seinen späteren Jahren gemalt hatte, über die Szenen aus dem alten Wien. Doch sosehr ich meine Vorstellungskraft bemühte, ich konnte keine Übereinstimmung zwischen ihnen entdecken.

Im Westen ging die Terrasse auf ein schmales Tal hinaus, das von einer Reihe etwa gleich hoher Hügel flankiert war. An den Hängen lagen in lockerem Abstand zueinander mehrere Häuser, eingebettet in üppiges Grün. Rechts gegenüber von dem Haus, in dem ich wohnte, erstreckte sich ein weitläufiges modernes Anwesen, das meinen Blick immer wieder auf sich zog. Das Haus aus hellem Beton

und grün getöntem Glas auf dem Kamm des Hügels verdiente eher die Bezeichnung »Villa« und strahlte etwas äußerst Vornehmes und Luxuriöses aus. Vermutlich das Werk eines erstklassigen Architekten, zog sie sich in drei Etagen den Hang hinauf. In der Umgebung gab es seit jeher zahlreiche Sommer- und Wochenendhäuser, aber nur in der Villa brannte jeden Abend Licht, so als wäre sie das ganze Jahr über bewohnt. Natürlich konnte auch ein aus Sicherheitsgründen installierter Timer der Grund dafür sein. Aber ich nahm an, dass dem nicht so war, denn die Dauer, für die das Licht eingeschaltet war, variierte von Tag zu Tag. Manchmal waren alle Fenster hell erleuchtet wie Schaufenster an einer Hauptstraße, dann wieder war nur die Gartenbeleuchtung an, und es war dunkel im Haus. Auf der Terrasse gegenüber (sie wirkte wie das Oberdeck eines Schiffs) sah ich mitunter eine menschliche Gestalt, vor allem bei Sonnenuntergang. Ob es ein Mann war oder eine Frau, konnte ich nicht erkennen, denn sie war nur ein kleiner Schatten im Gegenlicht. Doch aus den Bewegungen des Schemens schloss ich, dass es sich wohl um einen Mann handelte. Er war immer allein. Wahrscheinlich gab es keine Familie.

Wer wohl der einsame Bewohner des Hauses war? Ich verbrachte viel Zeit damit, meine Fantasie schweifen zu lassen. Lebte er wirklich ganz allein auf dem abgeschiedenen Bergkamm? Was machte er wohl dort? Ich war fast davon überzeugt, dass er in der verglasten Villa ein luxuriöses und ungebundenes Leben führte. Schließlich konnte er nicht jeden Tag aus dieser Bergeinsamkeit in die Stadt pendeln. Wahrscheinlich lebte er in Umständen, in denen er sich um seinen Lebensunterhalt keine Sorgen zu machen brauchte. Aber wenn dieser Mann seinerseits über das Tal zu mir hinüberblickte, sah es vermutlich auch so aus, als würde ich hier allein und sorgenfrei in den Tag hineinleben. Aus der Ferne betrachtet, erscheint vieles rosiger.

Auch an diesem Abend sah ich den Mann. Er saß wie ich nahezu reglos auf seiner Terrasse. Und wie ich schien auch er

gedankenversunken die funkelnden Sterne am Himmel zu betrachten. Gewiss kreisten seine Überlegungen um Fragen, auf die es vorläufig keine Antwort gab. Zumindest wirkte es so. Ganz gleich, in welch gesegneten Umständen ein Mensch lebt, er findet immer etwas, über das er nachgrübeln muss. Ich hob mein Weinglas leicht an und entbot dem Mann auf der anderen Seite des Tals einen heimlichen solidarischen Gruß.

Damals konnte ich natürlich noch nicht ahnen, wie bald dieser Mann in mein Leben treten und wie stark er es verändern sollte. Wäre ich ihm nicht begegnet, wäre mir vieles nicht zugestoßen; andererseits hätte ich ohne ihn womöglich sang- und klanglos in der Finsternis mein Leben eingebüßt.

Im Rückblick auf diese Ereignisse erscheint mir das Leben als etwas sehr Geheimnisvolles. Es ist so voller unvorhersehbarer Wendungen und fantastischer Zufälle, dass es kaum zu glauben ist. Doch selbst wenn wir uns im Moment des tatsächlichen Geschehens noch so aufmerksam umschauen, entdecken wir in der Regel kein einziges Element, das unerklärlich wäre. Im Verlauf unseres Alltags sehen wir nur, wie sich ganz normale Dinge auf ganz normale Weise abspielen. Entweder entspricht etwas den Regeln der Vernunft oder nicht. Doch ob wirklich etwas der Vernunft entspricht, vermögen wir erst zu erkennen, nachdem eine gewisse Zeit vergangen ist.

In den meisten Fällen ergibt sich nur aus der Wirkung, die letztlich irgendeinen Sinn offenbart, ob die Sache nun den Regeln der Vernunft entspricht oder nicht. Die Wirkung ist für jedermann deutlich sichtbar, sie übt ihren Einfluss aus. Aber eine besondere Ursache zu bestimmen, die diese Wirkung herbeigeführt hat, ist weit weniger einfach, obwohl es natürlich eine geben muss. Ohne Ursache keine Wirkung. So wie man kein Omelett zubereiten kann, ohne Eier aufzuschlagen. Wie beim Schach resultiert aus dem ersten Zug der nächste und aus diesem wiederum der übernächste. Bei einer solchen Kettenreaktion weiß man in der Regel am Ende nicht mehr,

was die ursprüngliche Ursache war. Oft spielt es auch gar keine Rolle. Oder interessiert ohnehin niemanden mehr. Und die Angelegenheit wird mit dem schönen Satz »Am Ende war es viel Lärm um nichts« für abgeschlossen erklärt. Vielleicht wird auch der Geschichte, die ich nun erzählen möchte, ein ähnliches Schicksal zuteilwerden.

Wie dem auch sei, zuerst muss ich von dem rätselhaften Nachbarn, der auf dem Berg auf der anderen Seite des Tals lebte, und einem Gemälde mit dem Titel *Die Ermordung des Commendatore* berichten – denn dies sind die ersten beiden Züge in diesem Spiel von Ursache und Wirkung. Zunächst also das Bild.

5 KEIN ODEM HEBT DIE BRUST … KALT SEINE GLIEDER

Als ich in Tomohiko Amadas Haus einzog, wunderte ich mich anfangs sehr darüber, dass in keinem der Räume ein Bild hing. Auch im Speicher und in den Wandschränken war kein einziges Bild zu entdecken. Das galt nicht nur für die Werke von Tomohiko Amada, es gab auch keine Bilder von anderen Künstlern. Sämtliche Wände waren kahl und verputzt. Nirgendwo fand ich Spuren von Nägeln, an denen vielleicht einmal welche gehangen hatten. Soviel ich wusste, umgaben sich so gut wie alle Maler mit Bildern, eigenen und auch solchen von Kollegen. So kam unversehens so manche Sammlung zusammen. Wie Schnee lagerten sich die Bilder Schicht um Schicht ab, auch wenn man hin und wieder schaufelte.

Als ich irgendwann einmal mit Masahiko Amada telefonierte, fragte ich ihn, warum es im Haus kein einziges Bild gebe. Waren die Bilder weggeräumt worden, oder hatte es nie welche gegeben?

»Mein Vater mochte es nicht, seine Bilder um sich zu haben«, sagte Masahiko. »Kaum hatte er etwas gemalt, gab er es sofort an seinen Galeristen weiter, und wenn ihm eins nicht gefiel, verbrannte er es im Garten. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass keins von seinen Bildern mehr da ist.«

»Hatte er keine Bilder von anderen Malern?«

»Er besaß vier oder fünf. Einen alten Matisse und auch einen Braque und so. Alle kleinformatig. Er hatte sie vor dem Krieg in Europa günstig von Bekannten gekauft. Heute sind sie natürlich unermesslich wertvoll. Als mein Vater in das Heim gezogen ist, habe ich sie einem befreundeten Kunsthändler zur Aufbewahrung

gegeben. In dem leeren Haus konnte ich sie ja nicht lassen. Vermutlich lagert er sie in einem klimatisierten Tresor. Abgesehen davon, habe ich hier nie Bilder von anderen Malern gesehen. In Wahrheit machte mein Vater sich nicht viel aus seinen Kollegen, und sie machten sich natürlich auch nicht viel aus ihm. Wenn man jemanden einen ›einsamen Wolf‹ nennt, beschönigt das nur, dass er eigentlich eine *geächtete* Krähe ist.«

»Dein Vater war von 1936 bis 1939 in Wien, nicht wahr?«

»Ja, es waren ungefähr zwei Jahre. Aber warum er ausgerechnet nach Wien ging, weiß ich nicht. Seine Lieblingsmaler waren fast ausschließlich Franzosen.«

»Und als er nach Japan zurückkehrte, wandte er sich plötzlich der japanischen Malerei zu«, sagte ich. »Was deinen Vater wohl zu dieser wichtigen Entscheidung veranlasst hat? Während seines Aufenthalts in Wien muss doch etwas Besonderes vorgefallen sein?«

»Ja, das ist ein Rätsel. Mein Vater hat so gut wie nie etwas aus seiner Zeit in Wien erzählt. Nur Belanglosigkeiten wie den Wiener Zoo, das Essen oder das Theater hat er mitunter erwähnt. Allerdings war er ein Mensch, der nur ungern über sich selbst sprach. Ich habe mich auch nie getraut, ihn danach zu fragen. Mein Vater und ich lebten die meiste Zeit getrennt und sahen uns nur gelegentlich. Für mich war er eher wie ein nahestehender Onkel, der uns ab und zu besuchte. Als ich in die siebte Klasse kam, fühlte ich mich in der Gegenwart meines Vaters zunehmend unwohl und fing an, ihm aus dem Weg zu gehen. Ich fragte ihn nicht einmal um Rat, als ich beschloss, Kunst zu studieren. Nicht, dass unsere Familienverhältnisse besonders kompliziert gewesen wären, aber als ›normale Familie‹ konnte man uns auch nicht bezeichnen. Verstehst du, was ich meine?«

»Im Großen und Ganzen schon.«

»Aber inzwischen sind die Erinnerungen meines Vaters an die Vergangenheit ohnehin gelöscht. Oder auf den Grund eines tiefen Sumpfs gesunken. Und wenn ich ihn etwas frage, bekomme ich keine

Antwort. Wahrscheinlich weiß er gar nicht mehr, wer ich bin. Oder nicht einmal mehr, wer er selbst ist. Manchmal bereue ich es, ihn nicht mehr Dinge gefragt zu haben. Aber jetzt ist es zu spät.« Masahiko schwieg einen Moment lang nachdenklich, bevor er weitersprach. »Warum willst du das alles wissen? Gibt es einen besonderen Grund für dein Interesse an meinem Vater?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagte ich. »Nur, dass ich überall im Haus so etwas wie seinen Schatten spüre. Deshalb habe ich auch in der Stadtbibliothek ein wenig über ihn gelesen.«

»Seinen Schatten?«

»Ja, so etwas wie die Spuren seiner Gegenwart.«

»Ist dir das unangenehm?«

»Nein, überhaupt nicht. Es ist nur so, als wäre Tomohiko Amada dort noch präsent. In der Luft.«

Masahiko dachte wieder eine Zeit lang nach, bevor er sprach. »Mein Vater hat lange dort gelebt und gearbeitet. Da ist bestimmt etwas von seinem Geist zurückgeblieben. Ehrlich gesagt, würde ich nicht gern allein in dem Haus wohnen.« Ich hörte ihm schweigend zu. »Ich habe es ja schon erwähnt: Für mich war Tomohiko Amada ein schwieriger Vater, der stets bedrückend auf mich wirkte. Immer schloss er sich in seinem Atelier ein und malte mit ernster Miene an seinen Bildern. Er sprach kaum mit mir, und ich wusste nie, was er dachte. Sobald wir gemeinsam unter einem Dach waren, ermahnte meine Mutter mich unaufhörlich, den Vater nicht bei der Arbeit zu stören. Ich durfte nicht herumlaufen und schon gar nicht laut sein. Er mag ein berühmter Mann und ein ausgezeichneter Maler gewesen sein, aber für einen kleinen Jungen war er eine Bürde. Und nachdem ich mich für das Kunststudium entschieden hatte, war seine Existenz noch bedrückender für mich. Kaum nannte ich meinen Namen, wurde ich gefragt, ob ich mit Tomohiko Amada verwandt sei. Am liebsten hätte ich meinen Namen geändert. Wenn ich jetzt an ihn denke, weiß ich, dass er kein schlechter Mensch war. Er liebte mich auf seine eigene Weise. Es lag nicht in seinem Naturell, einem Kind

übermäßig viel Liebe zu zeigen. Aber da kann man nichts machen. Für ihn kam die Malerei an allererster Stelle. Er war eben ein echter Künstler.«

»Ja, das ist wohl so«, sagte ich.

»Aus mir wird nie ein richtiger Künstler«, sagte Masahiko Amada mit einem Seufzer. »Das ist das Einzige, was ich von meinem Vater gelernt habe.«

»Hast du mir nicht mal erzählt, dass dein Vater in seiner Jugend gern über die Stränge schlug?«

»Als ich größer wurde, erinnerte nichts mehr daran, aber in seiner Jugend hat er anscheinend nichts anbrennen lassen. Er war groß, sah sehr gut aus, stammte aus einer wohlhabenden Familie und war ein begabter Maler. Ausgeschlossen, dass die Frauen ihn nicht umschwärmten. Er selbst war wohl auch nicht abgeneigt. Anscheinend kam es manchmal zu Verwicklungen, bei denen die Familie Geld lockermachen und die Scherben zusammenkehren musste. Doch als er aus dem Ausland zurückkam, so sagten die Verwandten, schien er ein ganz anderer Mensch geworden zu sein.«

»Ein anderer Mensch?«

»Ja, er ging nicht mehr aus, um sich zu amüsieren, schloss sich allein zu Hause ein und stürzte sich in die Malerei. Er wurde auch extrem schwierig im Umgang mit Leuten. Er ging wieder nach Tokio und lebte dort längere Zeit als Junggeselle, aber nachdem er sich die ganze Zeit über nur der Malerei gewidmet hatte, heiratete er fast unvermittelt eine entfernte Verwandte aus seinem Heimatort. Als wollte er Ordnung in sein Leben bringen. Es war eine ziemlich späte Heirat. Dann wurde ich geboren. Ich weiß nicht, ob er nach seiner Hochzeit noch etwas mit anderen Frauen hatte. Wilden Ausschweifungen schien er sich jedenfalls nicht mehr hinzugeben.«

»Eine große Veränderung.«

»Ja, aber die Eltern meines Vaters waren darüber natürlich sehr froh, denn nun mussten sie sich nicht mehr mit seinen Frauengeschichten herumärgern. Aber was in Wien geschehen ist

und warum er die westliche Malerei ganz aufgegeben und sich dem Nihonga-Stil zugewandt hat, weiß niemand. Ich habe einige meiner Verwandten danach gefragt. Der Mund meines Vaters war diesbezüglich versiegelt wie eine Auster auf dem Meeresgrund.«

Und würde man sie jetzt aufbrechen, wäre ihr Inneres gewiss leer. Ich bedankte mich bei Masahiko und legte auf.

Dass ich Tomohiko Amadas Bild mit dem seltsamen Titel *Die Ermordung des Commendatore* entdeckte, war purer Zufall.

Mitunter hörte ich nachts unter dem Dach über meinem Schlafzimmer ein leises Rascheln. Anfangs glaubte ich, es seien Mäuse oder Eichhörnchen. Aber das Geräusch unterschied sich deutlich vom Getrappel kleiner Nagetiere. Es hörte sich auch nicht nach einer Schlange an, eher so als würde jemand ein Stück Wachspapier zerknüllen. Es war nicht so laut, dass es mich vom Schlafen abhielt, aber es störte mich, dass im Haus etwas rumorte, von dem ich nicht wusste, was es war. Es konnte ja auch ein Schädling sein.

Nachdem ich ein wenig herumgesucht hatte, fand ich an der Decke des Wandschranks im Gästezimmer eine Luke zum Dachboden. Sie maß ungefähr achtzig Zentimeter im Quadrat. Also holte ich die Aluminiumleiter aus dem Schuppen und stieß die Luke mit einer Hand auf; in der anderen hielt ich eine Taschenlampe. Vorsichtig streckte ich den Kopf hindurch und schaute mich um. Der Dachboden war viel geräumiger, als ich vermutet hatte. Durch einen kleinen Luftschacht fiel ein wenig Tageslicht in den Raum. Ich leuchtete mit der Taschenlampe alle Ecken aus, sah aber nichts, zumindest nichts, das sich bewegte. Resolut stemmte ich mich durch die Luke in die Dachkammer.

Es roch nach Staub, aber nicht unangenehm. Die Belüftung schien gut zu sein, und der Fußboden war nicht einmal besonders staubig. Mehrere dicke Balken verliefen dicht über meinem Kopf, aber ich konnte trotzdem einigermaßen aufrecht stehen und gehen. Ich

bewegte mich behutsam vorwärts und untersuchte die Belüftungsklappen. Beide waren mit Draht bespannt, um Tiere fernzuhalten, aber das Gitter an der Nordseite hatte einen Riss. Wahrscheinlich war etwas dagegen gestoßen, und es war gerissen. Oder ein Tier hatte es zerstört, um auf den Dachboden zu gelangen. Jedenfalls war die Öffnung so groß, dass ein kleines Tier bequem hindurchschlüpfen konnte.

Auf einmal entdeckte ich die Urheberin der nächtlichen Geräusche. Sie hockte, im Dunkeln verborgen, auf einem der Balken. Eine kleine, graue Eule. Sie hielt die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Ich schaltete meine Taschenlampe aus und betrachtete den Vogel mit einigem Abstand, um ihn nicht aufzuschrecken. Es war das erste Mal, dass ich eine Eule von so Nahem sah. Sie wirkte weniger wie ein Vogel als vielmehr wie eine geflügelte Katze. Ein hübsches Tier.

Wahrscheinlich schlief die kleine Eule tagsüber hier und flog, wenn es Nacht wurde, durch den Luftschacht hinaus, um im Wald nach Beute zu jagen. Ihre Geräusche beim Herein- und Hinausfliegen mussten mich geweckt haben. Sie verursachte keinen Schaden. Außerdem brauchte man sich, wenn eine Eule auf dem Dachboden war, keine Sorgen wegen Mäusen und Schlangen zu machen. Ich konnte sie ruhig hier wohnen lassen. Ich empfand eine spontane Sympathie für die Eule. Beide hatten wir zufällig Unterschlupf in diesem Haus gefunden. Nachdem ich sie eine Zeit lang beobachtet hatte und mich eben wieder leise davonschleichen wollte, sah ich neben der Luke ein großes Paket.

Ich erkannte auf den ersten Blick, dass es sich um ein Bild handeln musste. Seine Größe betrug in etwa einen Meter mal anderthalb Meter. Es war ganz in braunes Packpapier eingeschlagen und zusätzlich gut verschnürt. Bis auf das dämmrige, durch die Luftschächte sickernde Tageslicht, die graue Eule auf dem Balken und das an die Wand gelehnte, eingepackte Bild war der Dachboden leer. Die Zusammenstellung hatte etwas Magisches und Betörendes.

Behutsam hob ich das Paket an. Es war nicht schwer und entsprach dem Gewicht eines Gemäldes in einem einfachen Rahmen. Auf dem Papier lag eine dünne Staubschicht. Wahrscheinlich war das Bild schon vor längerer Zeit hier abgestellt worden, und niemand hatte es seither gesehen. An der Schnur war mit einem dünnen Draht ein Schild befestigt, auf das jemand mit blauem Kugelschreiber und in ordentlicher Schrift *Die Ermordung des Commendatore* geschrieben hatte. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um den Titel des Bildes.

Natürlich konnte ich mir nicht vorstellen, warum ausgerechnet dieses Bild hier auf dem Dachboden versteckt war. Was es wohl damit auf sich hatte? Eigentlich hätte es sich gehört, alles so zu lassen, wie es war. Dies war Tomohiko Amadas Haus, und dieses Bild war zweifellos sein Eigentum (vermutlich hatte er es sogar selbst gemalt). Er musste einen persönlichen Grund gehabt haben, es hier vor den Augen anderer Menschen zu verbergen. Ich sollte es auf dem Dachboden bei der Eule lassen und nicht daran rühren. Es ging mich nichts an.

Obwohl ich das genau wusste, konnte ich die in mir aufwallende Neugier nicht unterdrücken. Besonders der (mutmaßliche) Titel *Die Ermordung des Commendatore* zog mich an. Was es wohl darstellte? Und warum hatte Tomohiko Amada ausgerechnet *dieses Bild* hier auf dem Dachboden versteckt?

Ich nahm das Paket und probierte, ob es durch die Luke passte. Theoretisch musste das ja gehen, da er es auch heraufgebracht hatte. Und einen anderen Zugang zum Dach gab es nicht. Also versuchte ich es durch die quadratische Öffnung zu bugsieren. Wie vermutet, gelang es mir knapp. Ich stellte mir vor, wie Tomohiko Amada das Bild auf den Dachboden getragen hatte. Allein und heimlich. Ich sah es vor mir, als wäre ich dabei gewesen.

Mir war klar, dass Tomohiko Amada es mir nicht mehr übel nehmen würde, dass ich das Bild vom Dachboden holte. Sein Bewusstsein befand sich inzwischen in einem Zustand so tiefer

Verwirrung, dass er, um den Ausdruck seines Sohnes zu gebrauchen, »eine Oper nicht mehr von einer Bratpfanne unterscheiden« konnte. Zunächst einmal war es unmöglich, dass er jemals in dieses Haus zurückkehren würde. Und wenn ich den Draht vor der Lüftung nicht reparieren würde, konnte es passieren, dass das Bild irgendwann von Mäusen und Eichhörnchen angeknabbert werden würde. Oder von Insekten angenagt. Was den Verlust eines wertvollen Kulturguts bedeuten würde, falls das Bild wirklich von Tomohiko Amada war.

Nachdem ich der Eule auf ihrem Balken kurz zugewinkt hatte, legte ich das Paket in ein Fach im Wandschrank, schloss die Luke hinter mir und stieg nach unten.

Doch statt das braune Paket sofort zu öffnen, ließ ich es mehrere Tage lang an einer Wand des Ateliers stehen. Immer wieder setzte ich mich davor auf den Boden und betrachtete es unentschlossen. Durfte ich es wirklich eigenmächtig aus seiner Verpackung befreien? Immerhin war es das Eigentum einer anderen Person, und sosehr die Situation es meiner Meinung nach auch rechtfertigte, im Grunde stand es mir nicht zu, das Paket zu öffnen. Zumindest hätte ich die Erlaubnis von Amadas Sohn Masahiko einholen müssen. Aber aus irgendeinem Grund konnte ich mich nicht dazu durchringen, Masahiko von der Existenz des Bildes zu unterrichten. Mir war, als wäre dies allein eine Sache zwischen Tomohiko Amada und mir. Wie ich auf diese seltsame Idee kam, konnte ich nicht erklären. Jedenfalls empfand ich es so.

Nachdem ich lange hin und her überlegt und schon fast ein Loch in das in japanisches Packpapier eingeschlagene, mit einer robusten Kordel verschnürte (mutmaßliche) Bild gestarrt hatte, beschloss ich, es endlich herauszunehmen. Meine Neugier war derart stark und bohrend, dass sie mein Gefühl für Anstand und meinen gesunden Menschenverstand besiegte. Dabei konnte ich nicht mehr unterscheiden, ob es sich um berufliche oder gewöhnliche menschliche Neugier handelte. Doch was immer es war, ich musste

sehen, was sich in dem Paket befand. Sollten sie doch später mit Fingern auf mich zeigen, es war mir egal. Ich nahm eine Schere und schnitt die fest verknotete Kordel durch. Ich ließ mir Zeit beim Auspacken, damit ich das Paket, wenn nötig, später wieder verschnüren konnte.

Unter mehreren Schichten des braunen Packpapiers kam ein in weißen, weichen Baumwollstoff gehülltes, einfach gerahmtes Bild zum Vorschein. Langsam und vorsichtig, als würde ich den Verband eines Menschen mit schweren Brandverletzungen lösen, schlug ich das Tuch auf.

Darunter befand sich, wie erwartet, ein rechteckiges Nihonga. Ich stellte es ins Regal, um es aus einiger Entfernung zu betrachten.

Das Bild trug ohne Zweifel Tomohiko Amadas Handschrift. Die Kühnheit der leeren Stellen und die dynamische Komposition belegten seinen unverwechselbaren Stil. Es konnte nur aus seiner Hand stammen. Dargestellt waren zwei Männer in Garderobe und Haartracht der Asuka-Zeit. Allerdings versetzte mir der Anblick des Bildes einen gewaltigen Schrecken. Es wirkte derart brutal, dass es mir den Atem nahm.

Soweit ich wusste, hatte Tomohiko Amada nie gewalttätige Szenen gemalt. Vermutlich nicht eine einzige. Die meisten seiner Bilder waren von einer friedvollen, nostalgischen Heiterkeit geprägt. Er bediente sich häufig historischer Themen, doch die dargestellten Personen fügten sich vor allem statisch darin ein. Die Menschen der Frühzeit lebten in enger Gemeinschaft und im Einklang mit der sie umgebenden üppigen, fruchtbaren Natur. Ihr Ego ging in ihrer Gemeinschaft und in einem ruhigen Leben auf, das ein harmonischer in sich geschlossener Kreislauf war. Diese altertümliche Welt war Amadas Utopie, und er malte sie immer wieder aus den verschiedensten Perspektiven. Diese Werke wurden von vielen als »Abkehr von der Moderne« und »Rückkehr zur Tradition« beschrieben, nicht wenige kritisierten sie natürlich auch als »Flucht vor der Gegenwart«. Jedenfalls hatte Tomohiko Amada sich nach

seiner Rückkehr aus Wien völlig vom Stil des modernen Ölgemäldes gelöst und sich ganz in diese friedvolle Welt zurückgezogen, ohne sich auch nur mit einem Wort zu erklären oder zu rechtfertigen.

Doch auf dem Bild mit dem Titel *Die Ermordung des Commendatore* floss Blut. Echtes Blut, in Strömen. Es zeigte zwei Männer – einen jüngeren und einen älteren – im Kampf mit schweren altertümlichen Schwertern. Es sah nach einem persönlichen Duell aus. Der jüngere Mann, mit einem schmalen, schwarzen Schnurrbart und in einem salbeifarbenen Rock, hatte dem älteren, weiß gewandeten sein Schwert tief in die Brust gestoßen. Letzterer trug einen vollen, weißen Schnurrbart und um den Hals eine Perlenkette. Sein Schwert war ihm entglitten, hatte jedoch den Boden noch nicht erreicht. Aus seiner Brust schoss Blut und färbte sein weißes Gewand rot. Die Klinge hatte ihn offenbar mit großer Gewalt durchbohrt. Sein Mund war schmerzverzerrt. Die Augen waren weit aufgerissen und schienen vor Entsetzen aus den Höhlen zu quellen. Er wusste, dass er geschlagen war. Doch der wahre Schmerz hatte ihn noch nicht heimgesucht.

Der Jüngere dagegen maß den Besiegten mit eiskaltem Blick. In seinen Augen lag kein Anflug von Reue, keine Spur von Verwirrung oder Angst, er war nicht im Mindesten aufgewühlt. Anzusehen waren ihm nur Gelassenheit, der Triumph des eigenen Sieges und die Gewissheit, seinen Gegner tödlich getroffen zu haben. Für ihn war das hervorsprudelnde Blut nicht mehr als ein Beweis für seinen Sieg. Es weckte keinerlei Regung in ihm.

Offen gestanden, hatte ich die Nihonga-Malerei bislang als eine Kunstform verstanden, die vor allem statische, schematische Motive abbildete, und angenommen, dass ihre Techniken und Sujets den Ausdruck starker Gefühle von vorneherein ausschlossen. Eine Welt, zu der ich keine Beziehung hatte. Doch Tomohiko Amadas *Die Ermordung des Commendatore* ließ mich erkennen, dass dies nicht mehr als ein Vorurteil gewesen war. Die Szene, die zwei Männer bei einem leidenschaftlichen Duell auf Leben und Tod zeigte, wirkte

zutiefst erschütternd auf den Betrachter. Sieger und Besiegter. Ein Mann, der einem anderen den Todesstoß versetzt hatte, und der Getroffene. Dieses Gefälle zog mich in seinen Bann. *Dieses Bild war etwas Besonderes.*

Die Szene wurde von mehreren Personen beobachtet. Zu ihnen gehörte eine junge Frau in einem eleganten schneeweißen Gewand. Ihr Haar war aufgesteckt und mit einem aufwendigen Haarschmuck versehen. Sie hielt beide Hände in Höhe ihres leicht geöffneten Mundes. Es sah aus, als würde sie Luft holen, um gleich einen lauten Schrei auszustoßen. Ihre schönen Augen waren stark geweitet.

Neben ihr stand ein junger, weniger prächtig gekleideter Mann. Seine schmucklose schwarze Aufmachung ließ ungehinderte Bewegung zu. An den Füßen trug er einfache Strohsandalen. Er schien ein Diener zu sein. Statt eines Schwertes steckte nur eine Art Dolch in seiner Schärpe. Er war klein und stämmig und trug einen dünnen Kinnbart. In der Linken hielt er so etwas wie ein Buch und wirkte damit nach heutiger Vorstellung wie ein Büroangestellter mit einem Clipboard. Seine rechte Hand war ausgestreckt, als wollte er nach etwas greifen, aber da war nichts. Aus dem Bild ging nicht hervor, ob er der Diener des älteren oder des jüngeren Mannes war oder vielleicht sogar der der jungen Frau. Deutlich zu erkennen war jedoch, dass es sich bei dem Duell um ein plötzlich eingetretenes Ereignis handelte, das weder die Frau noch der Diener hätten vorhersehen können. Auf beiden Gesichtern lag ein Ausdruck unmissverständlichen Erschreckens.

Der Einzige von den vieren, der nicht überrascht wirkte, war der junge Angreifer. Ihn konnte wahrscheinlich nichts überraschen. Er war kein geborener Mörder. Er fand kein Vergnügen daran, einen Menschen zu töten. Aber er zögerte auch nicht, einem anderen das Leben zu nehmen, um ein Ziel zu erreichen. Er war ein Jüngling von überschäumender Kraft, der für ein Ideal entbrannt war (auch wenn man nicht wusste, für welches). Und er hatte sich die Fähigkeit angeeignet, geschickt ein Schwert zu führen. Der Anblick eines durch

seine Hand sterbenden Mannes, der die Blüte seiner Jahre bereits hinter sich hatte, barg für ihn nichts Erschreckendes. Vielmehr war dies für ihn eine natürliche und logische Folge des Daseins.

Und noch einen etwas sonderbaren Zeugen gab es: In der linken unteren Bildhälfte befand sich ein Mann, der an eine unter einen Text gesetzte Fußnote denken ließ. Er steckte den Kopf aus einer Klappe im Boden, die er halb aufgedrückt hatte. Sie war quadratisch und offenbar aus Holz. Ich fühlte mich an die Luke zum Dachboden erinnert. Form und Größe stimmten genau überein. Der Mann beobachtete von dort die Akteure auf ebener Erde.

Ein Loch in der Erde? Eine quadratische Öffnung zu einem Kanalschacht? Bestimmt nicht. In der Asuka-Zeit hatte es noch keine unterirdische Kanalisation gegeben. Außerdem fand der Zweikampf im Freien statt, auf einem Stück Brachland. Im Hintergrund waren nur ein paar Kiefern mit tief hängenden Zweigen. Wieso sollte es an einem solchen Ort ein Loch mit einer Klappe geben? Das ergab keinen Sinn.

Zudem wirkte auch der Mann, der den Kopf daraus hervorstreckte, ziemlich bizarr. Sein Gesicht war außergewöhnlich lang gezogen, wie eine gebogene Aubergine, und er hatte einen dunklen Bart und langes, zerzaustes Haar. Er sah aus wie ein Landstreicher oder ein Einsiedler, der der Welt entsagt hatte. Er machte keinen schwachsinnigen Eindruck, im Gegenteil, seine Augen blitzten erstaunlich scharf, als durchschauten sie alles. Dennoch schien dieser Scharfblick nicht durch Intelligenz gewonnen, sondern eher durch eine gewisse Abnormität – möglicherweise eine Art Wahnsinn – herbeigeführt worden zu sein. Die Kleidung des Mannes war nicht sichtbar, da er nur vom Hals aufwärts abgebildet war. Auch er beobachtete den Zweikampf. Doch schien er von den Vorgängen nicht sonderlich überrascht zu sein. Vielmehr wirkte er wie ein unvoreingenommener Beobachter, der das Geschehen als etwas hinnahm, das geschehen musste. Vielleicht sollte er es sicherheitshalber in allen Einzelheiten bezeugen. Weder die junge

Frau noch der Diener bemerkten die Anwesenheit des Mannes mit dem länglichen Gesicht im Hintergrund. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt dem dramatischen Duell. Keiner wandte sich nach ihm um.

Was hatte es mit diesem Menschen auf sich? Wozu hielt er sich unter dem archaischen Boden verborgen? Wozu hatte Tomohiko Amada eigens diesen wunderlichen, mysteriösen Mann an den Bildrand gemalt? Und in einer Form, die das Gleichgewicht der ganzen Komposition störte?

Und warum hatte er das Werk *Die Ermordung des Commendatore* genannt?

Natürlich ging es auf diesem Bild um die Tötung einer hochrangigen Persönlichkeit. Aber die Bezeichnung »Commendatore« passte eigentlich überhaupt nicht zu dem älteren Mann in dem historischen Gewand. »Commendatore« klang eindeutig nach einem Titel aus dem europäischen Mittelalter oder vielleicht auch aus der Neuzeit. In der japanischen Geschichte gab es eine solche Rangbezeichnung nicht. Dennoch hatte Tomohiko Amada sich dazu entschlossen, seinem Werk den sonderbaren Titel *Die Ermordung des Commendatore* zu geben. Dafür musste es doch *irgendeinen Grund* geben.

Aber die Bezeichnung kam mir irgendwie bekannt vor. Ich wusste, dass ich sie schon einmal gehört hatte. Also spürte ich ihr in meinem Gedächtnis nach, als würde ich einen Faden aufwickeln. Wahrscheinlich stammte der Begriff aus einer Erzählung oder einem Theaterstück. Außerdem musste es ein sehr bekanntes Werk sein. Aber welches nur?

Und dann fiel es mir ein: In Mozarts Oper *Don Giovanni* gab es eine Szene, in der ein Commendatore ermordet wurde, da war ich mir sicher. Ich stellte mich vor das Plattenregal im Wohnzimmer, nahm ein Album von *Don Giovanni* heraus und überflog die Beschreibung dazu. Und es bestätigte sich, dass in einer Szene des ersten Aktes ein Commendatore getötet wird. Er hat keinen Namen und wird nur als »Commendatore« geführt.

Das Libretto der Oper wurde auf Italienisch verfasst, und der am Anfang getötete ältere Mann als *»Il Commendatore«* bezeichnet. Diesen Begriff hatte jemand als »*Kishidancho«* ins Japanische übertragen, und diese Übersetzung hatte sich durchgesetzt. Was die Position eines wirklichen »Commendatore« genau war, wusste ich nicht. In den verschiedenen Beschreibungen zu dem Album wurde sie auch nicht erklärt. In der Oper ist er der namenlose »Commendatore«, und seine wichtigste Rolle ist es, von der Hand des titelgebenden Don Giovanni erstochen zu werden, um ihm zum Schluss als unheilvolle Statue zu erscheinen und ihn in die Hölle hinunterzuziehen.

Vor diesem Hintergrund war die Sache offensichtlich. Der gut aussehende junge Mann auf dem Bild war der Wüstling Don Giovanni (spanisch Don Juan) und der getötete ältere Mann der namenlose Commendatore. Die junge Frau war Donna Anna, des Letzteren schöne Tochter, und der andere Mann Don Giovannis Diener Leporello, in der Hand die lange Liste der Frauen, die sein Herr bereits verführt hat. Don Giovanni hat versucht, Donna Anna Gewalt anzutun, und es kommt zum Kampf mit ihrem Vater, der auf die Rufe seiner Tochter herbeigeeilt ist und nun getötet wird. Eine weltberühmte Szene. Wie hatte ich sie nicht wiedererkennen können?

Vielleicht weil Mozarts Oper und ein Nihonga-Gemälde, das die Asuka-Zeit abbildete, zu weit auseinanderlagen. Deshalb hatte ich die beiden nicht in Zusammenhang gebracht. Aber nun, da ich es wusste, war alles ganz klar. Tomohiko Amada hatte Mozarts Oper für die Asuka-Zeit »adaptiert«. Gewiss ein interessanter Versuch, das erkannte ich an. Aber worin lag die *Notwendigkeit* einer solchen Adaption? Sie wich viel zu stark von seinen üblichen Sujets ab. Und warum hatte er das Bild so sorgfältig verpackt auf dem Dachboden verstecken müssen?

Und was bedeutete die Gegenwart des Mannes mit dem länglichen Gesicht, der am linken Bildrand seinen Kopf aus der Erde steckte? In

Mozarts *Don Giovanni* kam eine solche Figur nicht vor. Tomohiko Amada hatte ihn mit irgendeiner Absicht der Szene hinzugefügt. Außerdem wird Donna Anna in der Oper nicht Zeugin der Ermordung ihres Vaters. Sie holt gerade ihren Verlobten Don Ottavio zu Hilfe, und als die beiden am Schauplatz eintreffen, finden sie den Vater, der bereits im Sterben liegt. Auf Tomohiko Amadas Bild sind diese Umstände – wahrscheinlich um eine dramatischere Wirkung zu erzielen – geschickt zusammengeführt. Aber der aus der Luke im Boden schauende Mann kann auf keinen Fall Don Ottavio sein. Seine Züge sind zu atypisch, weichen eindeutig zu stark von der herkömmlichen Norm ab. Unmöglich können sie dem gut aussehenden, rechtschaffenen Adligen gehören, der Donna Anna zur Hilfe eilt.

Ist diese Gestalt ein der Hölle entsprungener Teufel? Zeigt er sich hier schon im Voraus, um anzukündigen, dass Don Giovanni am Ende in die Hölle fahren wird? Doch dieser Mann hat keine Ähnlichkeit mit einem Teufel oder Dämon. Ein Dämon hätte nicht so sonderbar blitzende Augen. Und auch Teufel lüften keine viereckigen Holzluken im Erdboden, um daraus hervorzuspähen. Der Mann wirkte eher wie eine Art Schelm oder Narr, der ins Geschehen eingreifen will. Ich taufte ihn vorläufig »Langgesicht«.

Danach betrachtete ich das Bild mehrere Wochen lang, ohne viel anderes zu tun. Vor ihm verstummte jeder Wunsch in mir, ein eigenes Bild zu malen. Ich hatte nicht einmal mehr Lust, etwas Richtiges zu essen. Meistens knabberte ich irgendwelche Gemüse mit Mayonnaise aus dem Kühlschrank oder machte mir eine der Dosen heiß, die ich vorsorglich gekauft hatte. Ich saß auf dem Boden des Ateliers und starrte unentwegt auf *Die Ermordung des Commendatore*, während ich mir immer wieder die Platte mit der Oper *Don Giovanni* anhörte. Und ich trank Wein vor Sonnenuntergang.

Ich fand, es war ein herrliches Bild. Doch soweit ich wusste, war es in keinem Werkverzeichnis von Tomohiko Amada aufgeführt. Also war seine Existenz der Allgemeinheit unbekannt. Andernfalls hätte es ohne jeden Zweifel zu Tomohiko Amadas Meisterwerken gehört. Würde eines Tages eine Retrospektive seiner Werke veranstaltet, wäre es nicht verwunderlich, wenn dieses Bild für das Plakat verwendet würde. Es war nicht einfach nur »hervorragend gemalt«. Es ging auch eine außergewöhnliche Macht von ihm aus. Niemand, der auch nur das kleinste bisschen von Kunst verstand, könnte das übersehen. Es hatte etwas Suggestives an sich, das das Herz des Betrachters tief in seinen Bann zog und seine Fantasie in fremde Gefilde entführte.

Außerdem konnte ich meinen Blick nur schwer von dem fusselbärtigen »Langgesicht« am linken Bildrand abwenden, da es mir so vorkam, als würde er die Klappe anheben, um *mich persönlich* in die Unterwelt einzuladen. Niemand anderen als *mich*. Eigentlich kümmerte es mich nicht, wie die Welt unter dieser Luke aussah. Aber woher kam dieser Mann? Und was tat er dort? Würde die Luke irgendwann geschlossen werden oder für immer offen bleiben?

Während ich das Bild betrachtete, hörte ich immer wieder die dritte Szene im ersten Akt von *Don Giovanni*, der auf die Ouvertüre folgt. Bald konnte ich die Stelle so gut wie auswendig.

Donna Anna: »Ach, tödlich traf ihn des Mörders Stahl. Dies Blut … Diese Wunde … Dies Antlitz … Bleich … und erkaltet durch den Hauch des Todes … Kein Odem hebt die Brust … Kalt seine Glieder … O mein Vater …

Lieber Vater … teuerster Vater …

Ich wanke … ich sterbe.«

6 DIESMAL EIN AUFTRAGGEBER OHNE GESICHT

Als der Sommer schon allmählich zu Ende ging, erhielt ich einen Anruf von meinem Agenten. Es war lange her, dass mich jemand angerufen hatte. Um die Mittagszeit herrschte noch sommerliche Hitze, aber sobald die Sonne untergegangen war, kühlte die Luft in den Bergen sehr schnell ab. Das laute Schrillen der Zikaden wurde nach und nach immer leiser, und an seiner Stelle erhob sich ein umfassender Insektenchor. Anders als damals, als ich noch in der Stadt gelebt hatte, machten sich die wechselnden Jahreszeiten in der mich umgebenden Natur rigoros bemerkbar.

Zuerst berichteten wir einander, was in letzter Zeit geschehen war. Etwas Großartiges gab es allerdings nicht zu erzählen.

»Und? Was macht die Kunst? Kommen Sie gut voran?«

»Ja, einigermaßen«, log ich. Jetzt lebte ich schon seit vier Monaten hier oben, aber meine Leinwand war noch immer weiß.

»Das freut mich«, sagte er. »Zeigen Sie mir doch demnächst mal etwas. Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.«

»Ja, vielen Dank. Demnächst.«

Schließlich rückte er mit seinem Anliegen heraus. »Ich habe eine Bitte. Sie ist der Grund meines Anrufs. Hätten Sie nicht Lust, wenigstens ein Mal noch ein Porträt zu malen?«

»Ich hatte Ihnen doch gesagt, dass ich keine Aufträge mehr annehme.«

»Ja, natürlich. Aber in diesem Fall ist das Honorar exorbitant gut.«

»Exorbitant gut?«

»Ja, es ist hervorragend.«

»Wie drückt sich ›hervorragend‹ denn in Zahlen aus?«

Er nannte mir eine konkrete Zahl, und beinahe hätte ich unwillkürlich einen Pfiff ausgestoßen. Aber ich beherrschte mich natürlich. »Es gibt doch noch so viele andere Porträtisten auf der Welt«, sagte ich kühl.

»So viele nun auch wieder nicht, aber ja, es gibt schon einige, die ihr Handwerk ganz gut verstehen.«

»Dann sollten Sie mit denen sprechen. Bei dieser Summe wird kaum einer zweimal überlegen.«

»Aber der Klient hat mir ausdrücklich Ihren Namen genannt. Es ist seine Bedingung, dass Sie das Bild malen. Ein anderer Maler kommt für ihn nicht infrage.«

Ich wechselte den Hörer von der rechten in die linke Hand, um mich mit der rechten hinter dem Ohr zu kratzen.

»Die von Ihnen angefertigten Porträts sprechen diese Person in vielerlei Hinsicht stark an. Ihre Bilder besäßen eine Lebendigkeit, die bei anderen kaum zu finden sei.«

»Das verstehe ich nicht. Diese Person hat mehrere Porträts gesehen, die ich gemalt habe? Wie ist das möglich? Schließlich habe ich nicht jedes Jahr eine Einzelausstellung in einer Galerie.«

»Ich kenne keine Einzelheiten.« Mein Agent klang ein wenig verlegen. »Ich gebe nur weiter, was mir gesagt wurde. Ich hatte gleich zu Anfang erklärt, dass Sie aufgehört haben, berufsmäßig zu porträtieren. Ihr Entschluss stehe fest, weshalb es eigentlich keinen Sinn habe, Sie zu fragen. Aber die Person hat nicht nachgegeben und mir stattdessen diese konkrete Summe genannt.«

Noch am Telefon dachte ich über den Vorschlag nach. Offen gesagt, lockte mich das angebotene Honorar. Außerdem schmeichelte es mir nicht wenig, dass es jemanden gab, der in meinem Werk – obwohl ich nur halbwegs mechanisch für meinen Lebensunterhalt gemalt hatte – einen solchen Wert sah. Andererseits hatte ich mir geschworen, nie mehr für Geld Porträts zu malen. Und dass meine Frau sich von mir getrennt hatte, war die Gelegenheit für

mich gewesen, ein neues Leben anzufangen. Ich konnte diesen Vorsatz doch nicht einfach über den Haufen werfen, nur weil mir jemand ein paar Kröten unter die Nase hielt.

»Aber warum ist diese Person so freigiebig?«, fragte ich.

»Auch wenn wir in schweren Zeiten leben, gibt es Leute, die eine Menge Geld übrig haben. Sie erwirtschaften hohe Profite durch Aktienhandel im Internet oder mit Geschäften im IT-Bereich. Das gibt es jetzt häufig. Und mit einem Porträt kann man laufende Kosten senken.«

»Wieso das denn?«

»In der Buchhaltung gilt ein Porträt nicht als Kunstwerk, sondern als Büromaterial.«

»Das klingt ja herzerwärmend.«

Allerdings konnte ich mir kaum vorstellen, dass ein Internet- oder IT-Millionär, auch wenn er noch so viel Geld übrig hatte und Steuern sparen wollte, ein Porträt von sich malen ließe und es sich als »Büromaterial« an die Wand hängte. Die meisten waren junge Kerle, die in verwaschenen Jeans, Turnschuhen von Nike, verschlissenen T-Shirts und Jacketts der Marke Banana Republic zur Arbeit gingen und sich etwas darauf einbildeten, Starbucks-Kaffee aus Pappbechern zu trinken. Gravitätische Ölporträts passten absolut nicht zu ihrem Lifestyle. Andererseits gab es die verschiedensten Typen auf der Welt, und man konnte nicht alle über einen Kamm scheren. So war es nicht völlig ausgeschlossen, dass ein Mensch, der Kaffee von Starbucks (wo man natürlich Bohnen aus fairem Handel verwendet) aus Pappbechern trank, den Wunsch verspürte, sich malen zu lassen.

»Die Person stellt nur eine Bedingung«, sagte der Agent. »Sie besteht darauf, Ihnen Modell zu sitzen. Die Zeit dazu wird sie sich nehmen.«

»Aber das ist überhaupt nicht meine Art zu malen.«

»Ich weiß. Normalerweise führen Sie nur ein persönliches Gespräch mit dem Auftraggeber und brauchen ihn nicht als Modell.

Auch das habe ich der Person mitgeteilt. Dennoch wünscht sie, dass Sie sie beim Malen tatsächlich vor Augen haben. Das ist die Bedingung.«

»Und was bedeutet das?«

»Das weiß ich nicht.«

»Eine sonderbare Forderung. Warum ist diese Person so versessen darauf? Eigentlich sollte sie froh sein, nicht Modell sitzen zu müssen.«

»Ja, sie scheint etwas exzentrisch zu sein. Aber an dem Honorar gibt es doch nichts auszusetzen.«

»Nein, wirklich nicht«, pflichtete ich ihm bei.

»Der Rest hängt jetzt von Ihnen ab. Es ist nicht die Rede davon, dass Sie Ihre Seele verkaufen sollen. Sie sind ein fähiger Porträtmaler, und in dieser Eigenschaft werden Sie verlangt.«

»Ich komme mir vor wie ein Mafia-Killer kurz vorm Ruhestand, der zu guter Letzt noch mal einen erledigen soll«, sagte ich.

»Es wird kein Blut fließen. Also, wie sieht es aus? Machen Sie es?«

Es wird kein Blut fließen, wiederholte ich im Geist und musste an *Die Ermordung des Commendatore* denken.

»Was ist die Person, die ich malen soll, für ein Mensch?«, fragte ich.

»Offen gestanden, ich weiß es nicht.«

»Aber Sie wissen, ob es ein Mann oder eine Frau ist?«

»Nein, man hat mir weder Geschlecht noch Alter noch Namen verraten. Bislang hat unser Auftraggeber kein Gesicht. Ein Anwalt hat angerufen und stellvertretend verhandelt.«

»Aber die Sache ist seriös?«

»Ja, es ist nichts Fragwürdiges daran zu erkennen. Verhandlungspartner ist eine renommierte Anwaltskanzlei, und sobald alles geregelt ist, wird das Geld überwiesen.«

Den Hörer in der Hand, stieß ich einen Seufzer aus. »Das kommt so überraschend. Ich kann Ihnen nicht sofort eine Antwort geben. Kann ich etwas Bedenkzeit haben?«

»Natürlich. Überlegen Sie es sich, solange Sie wollen. Man hat mir gesagt, es sei nicht besonders eilig.«

Ich bedankte mich und legte auf. Da mir nichts anderes einfiel, ging ich ins Atelier, schaltete das Licht ein, setzte mich auf den Boden und betrachtete wieder einmal *Die Ermordung des Commendatore*. Als ich irgendwann Hunger bekam, holte ich mir einen Teller mit Ritz-Kräckern und Tomatenketchup aus der Küche. Während ich meinen Imbiss verzehrte, starrte ich weiter das Bild an. Natürlich schmeckten die Kräcker mit Ketchup nicht besonders. Eigentlich schmeckten sie ganz furchtbar. Aber damals machte es mir nicht viel aus, ob etwas schmeckte oder nicht. Solange es den Hunger stillte, war mir das egal.

Das Bild schlug mich sowohl in seiner Gesamtheit als auch im Detail so sehr in seinen Bann, dass man beinahe sagen konnte, ich sei *sein Gefangener*. Nachdem ich es wochenlang bis zur Erschöpfung angestarrt hatte, ging ich ganz nah heran, nahm jede Einzelheit genau in Augenschein und studierte sie gewissenhaft. Mein besonderes Interesse galt nun dem jeweiligen Ausdruck auf den Gesichtern der fünf Personen, und ich fertigte von jedem Einzelnen eine Bleistiftskizze an. Vom Commendatore über Don Giovanni, Donna Anna und Leporello bis hin zu Langgesicht. So exakt und gründlich, wie ein leidenschaftlicher Leser Sätze aus einem Buch, die ihm besonders gefallen, Buchstabe für Buchstabe in ein Heft kopiert.

Es war eine neue Erfahrung für mich, in meinem eigenen Stil Gesichter nach einem Nihonga zu skizzieren, und kaum hatte ich angefangen, erkannte ich, dass es ein weit schwierigeres Unterfangen war, als ich erwartet hatte. Das hervorstechende Merkmal der Nihonga-Malerei ist die Linie, und damit tendiert sie mehr zur Flächigkeit als zur Dreidimensionalität. Außerdem liegt der Schwerpunkt weniger auf der realistischen als auf der symbolhaften oder semiotischen Darstellung. Ein in dieser Technik gemaltes Bild in den Duktus der sogenannten »westlichen« Malerei zu überführen,

ist natürlich ein Gewaltakt. Dennoch bekam ich es nach mehreren vergeblichen Versuchen einigermaßen gut hin. Dazu musste ich das Bild auf meine Weise interpretieren und »übersetzen«, ohne jedoch so weit zu gehen, ein bloßes »Plagiat« anzufertigen. Also musste ich zunächst einmal die Absicht verstehen, die hinter dem Bild stand. Mit anderen Worten: Ich musste mehr oder weniger die Sichtweise des Malers Tomohiko Amada oder das, was ihn als Menschen ausmachte, begreifen. Bildlich gesprochen, musste ich in seine Schuhe schlüpfen.

Nachdem ich mich länger auf diese Art beschäftigt hatte, fand ich, dass es vielleicht gar nicht schlecht wäre, doch wieder einmal ein Porträt in Angriff zu nehmen. Für mich malen konnte ich ohnehin nicht. Ich hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt, was ich malen sollte oder wollte. Vielleicht würde es mir guttun, ein bisschen in Übung zu bleiben, auch wenn es eine Aufgabe war, die mich kalt ließ. Wenn ich hier weiter Tag für Tag herumsäße, ohne etwas zustande zu bringen, würde ich womöglich nie mehr ein Bild malen. *Vielleicht wäre ich irgendwann nicht einmal mehr in der Lage, jemanden zu porträtieren.* Natürlich reizte mich auch die Höhe des in Aussicht gestellten Honorars. Obwohl ich im Augenblick auf Sparflamme lebte, reichte das Geld, das ich mit dem Malunterricht verdiente, nicht ganz aus. Durch meine lange Reise und den Kauf des gebrauchten Corolla waren meine Ersparnisse bereits geschrumpft und würden es zweifellos weiter tun. So übte ein derart üppiger Verdienst natürlich eine gewaltige Anziehungskraft auf mich aus.

Also rief ich den Agenten an, um ihm zu sagen, dass ich den Auftrag dieses eine Mal noch annehmen würde. Natürlich war er hocherfreut.

»Aber wenn der Klient mir Modell sitzen will, werde ich wohl zu ihm kommen müssen«, sagte ich.

»Darum müssen Sie sich keine Gedanken machen. Die Person hat sich nach Ihrer Adresse in Odawara erkundigt.«

»Ach wirklich?«

»Ja, genau.«

»Die Person weiß, wo ich wohne?«

»Sie wohnt selbst in der Nachbarschaft und weiß, dass Sie im Haus von Tomohiko Amada leben.«

Einen Moment lang verschlug es mir die Sprache. »Wie merkwürdig«, sagte ich dann. »Kaum jemand weiß, dass ich hier wohne. Und schon gar nicht, in welchem Haus.«

»Ich wusste das natürlich auch nicht«, beeilte sich der Agent zu erklären.

»Und woher weiß es dann diese Person?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Aber wir leben in einer Zeit, in der man fast alles im Internet herausfinden kann. Für jemanden, der sich damit auskennt, gibt es so gut wie keine Geheimnisse.«

»Wohnt die Person nur zufällig in meiner Nähe? Oder hat sie mich ausgewählt, weil ich in ihrer Nähe wohne?«

»Das weiß ich nicht. Wenn Sie sie kennenlernen, können Sie sie alles fragen.«

»Das werde ich auch tun.«

»Wann können Sie mit der Arbeit anfangen?«

»Jederzeit«, sagte ich.

»Gut, ich richte es aus. Alles Weitere besprechen wir, wenn ich Sie wieder anrufe«, sagte der Agent.

Nachdem wir aufgelegt hatten, setzte ich mich in den Liegestuhl auf der Terrasse und dachte über diese Entwicklungen nach. Doch je mehr ich grübelte, desto mehr Fragen kamen mir. Vor allem, dass dieser Auftraggeber wusste, wo ich wohnte, wollte mir nicht gefallen. Es gab mir das Gefühl, bei allem, was ich tat, von jemandem beobachtet zu werden. Aber wer sollte ein solches Interesse an einem Menschen wie mir haben? Und warum? Außerdem fand ich, dass die ganze Sache ein wenig zu glatt lief, um wahr zu sein. Meine Porträts hatten wirklich einen guten Ruf. Das konnte ich in aller Bescheidenheit selbst sagen. Allerdings waren es Porträts, wie man

sie überall fand, und sie waren auch bei wohlwollender Betrachtung nicht als echte »Kunstwerke« zu bezeichnen. Ich selbst war ein in jeder Hinsicht völlig unbedeutender Maler. Und auch wenn jemand ein paar von meinen Bildern gesehen hätte und persönlich von ihnen angetan gewesen wäre (wobei ich nicht geneigt war, diese Geschichte für bare Münze zu nehmen), würde er dann ein derart großzügiges Honorar springen lassen?

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass der Auftraggeber der Ehemann meiner Geliebten sein könnte. Dafür gab es keinen konkreten Anhaltspunkt, aber je mehr ich darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher erschien mir diese Möglichkeit. Wer sollte in der Nachbarschaft ein anonymes, aber persönliches Interesse an mir haben, wenn nicht er? Aber warum sollte dieser Ehemann eigens eine Menge Geld bezahlen, um den Liebhaber seiner Frau dazu zu bringen, ihn zu porträtieren? Das ergab keinen Sinn, solange er kein Mensch mit ausgesprochen abseitigen Gedankengängen war.

Was soll's, dachte ich zum Schluss. Wenn einem so etwas vor die Nase kam, konnte man es ja mal versuchen. Sollte die andere Person einen verborgenen Plan haben, musste ich ja nicht darauf hereinfallen. Vielleicht war es besser, am Ball zu bleiben, als hier in den Bergen in Starre zu verfallen. Und außerdem war ich neugierig. Wer war mein Gegenüber? Was würde es im Gegenzug für dieses immense Honorar verlangen? *Das* wollte ich mit eigenen Augen sehen.

Nachdem ich diesen Entschluss gefasst hatte, fühlte ich mich leichter. An diesem Abend fiel ich zum ersten Mal seit Langem, ohne zu grübeln, sofort in tiefen Schlaf. Nachts war mir, als hörte ich die sachten Bewegungen der Eule. Aber vielleicht waren es auch Fetzen der Ereignisse in meinen Träumen.

7 EIN LEICHT ZU MERKENDER NAME

Nach einigen Telefongesprächen mit der Agentur in Tokio sollte ich den rätselhaften Klienten am kommenden Dienstagnachmittag endlich kennenlernen (seinen Namen hatte man mir ungeachtet des Termins noch nicht offenbart). Meine übliche Vorgehensweise, bei der ersten Begegnung lediglich ein Gespräch von etwa einer Stunde zu führen und noch nicht mit dem Malen zu beginnen, war vorläufig akzeptiert worden.

Um eine Person porträtieren zu können, sollte man selbstverständlich in der Lage sein, die Eigenheiten ihrer Gesichtszüge zu erkennen, doch das allein genügt nicht. Allzu leicht kann ein Porträt zur Karikatur geraten. Um eine Person lebensnah zu malen, muss man durchschauen können, was das Gesicht des Modells im Kern ausmacht. In gewisser Weise besteht eine Ähnlichkeit zwischen Gesichtszügen und den Linien einer Handfläche. Sie sind nicht angeboren, sondern haben sich im Laufe der Jahre ihrem jeweiligen Umfeld entsprechend zu etwas Unverwechselbarem entwickelt.

Am Dienstagmorgen räumte ich auf, putzte, stellte Blumen aus dem Garten in eine Vase, trug *Die Ermordung des Commendatore* vom Atelier ins Gästeschlafzimmer und schlug das Bild wieder in das braune Packpapier ein, damit niemand es sehen würde. Ich konnte es nicht den Blicken anderer Menschen aussetzen.

Um fünf Minuten nach eins kam ein Wagen den steilen Weg hinaufgefahren und parkte vor dem Haus. Das tiefe Brummen des Motors war bereits eine Weile zu hören gewesen. Es klang wie das zufriedene Schnurren eines großen Tiers in seiner Höhle.

Wahrscheinlich ein Wagen mit großem Hubraum. Als der Motor verstummte, kehrte wieder Ruhe über dem Tal ein. Es war ein silberfarbener Jaguar, ein Sportcoupé. Die lange, sorgfältig polierte Stoßstange blitzte in der Sonne, die gerade durch die Wolken schien. Da ich mich mit Autos nicht auskannte, wusste ich nicht, um welches Modell es sich handelte, konnte mir aber denken, dass es das allerneueste war. Bestimmt hatte es mindestens zwanzigmal so viel gekostet wie mein gebrauchter Corolla Kombi, und seine Kilometerzahl war noch vierstellig. Nicht sonderlich überraschend, wenn man bedachte, dass es einem Menschen gehörte, der ganz nebenbei eine gewaltige Summe für sein eigenes Porträt auszugeben bereit war. Nicht einmal das Eintreffen einer großen Jacht hätte mich gewundert.

Dem Wagen entstieg ein gut gekleideter Mann mittleren Alters. Er trug eine dunkelgrüne Sonnenbrille, ein schneeweißes Baumwolloberhemd mit langen Ärmeln (es war nicht einfach nur *weiß*, sondern *schneeweiß*) und khakifarbene Chinos. Dazu cremefarbene Segeltuchschuhe. Er mochte etwas über einen Meter siebzig groß sein. Sein Gesicht war gleichmäßig leicht gebräunt. Insgesamt machte er einen sehr gepflegten Eindruck. Doch es war sein Haar, auf das mein Blick zuerst fiel. Es war dicht, leicht gewellt und vollständig weiß. Weder grau noch grau meliert, sondern von ganz und gar reinem, jungfräulichem Schneeweiß.

Er stieg aus, schloss die Tür (das lässige Zuklappen der Türen von Luxuswagen erzeugt einen unverkennbaren Wohlklang) und steckte den Schlüssel, ohne abzuschließen, in die Hosentasche. Durch einen Spalt im Vorhang beobachtete ich, wie er auf das Haus zukam. Er hatte einen schönen Gang, hielt sich sehr gerade und bewegte alle notwendigen Muskeln in harmonischem Zusammenspiel. Bestimmt trieb er täglich Sport, und das ziemlich intensiv. Ich verließ das Fenster, setzte mich in einen Sessel im Wohnzimmer und wartete, bis es läutete. Dann ging ich langsam in den Flur.

Als ich die Tür öffnete, nahm der Mann die Sonnenbrille ab, steckte sie in seine Brusttasche und hielt mir wortlos die Hand hin. Unwillkürlich streckte ich ihm meine entgegen. Er ergriff sie und drückte sie kräftig, wie Amerikaner es häufig tun. Ein wenig zu kräftig für meinen Geschmack, aber nicht so, dass es wehtat.

»Menshiki. Freut mich, Sie kennenzulernen«, stellte sich der Mann mit klarer Stimme vor. Er klang wie ein Redner, der zu Beginn seines Vortrags das Mikrofon mit einer Begrüßung testet.

»Freut mich ebenfalls«, sagte ich. »Wie schreiben Sie sich, Herr Menshiki?«

»*Men* mit dem Zeichen für ›vermeiden‹ und *shiki* mit dem für ›Farbe‹.«

»Aha«, sagte ich, während ich im Geist die beiden Zeichen – 免 und 色 – aneinanderfügte. Eine sonderbare Kombination.

»Farbe vermeiden«, sagte der Mann. »Den Namen scheint es nirgendwo sonst zu geben. Zumindest bin ich ihm außerhalb meiner Familie nie begegnet.«

»Aber er ist leicht zu merken.«

»Ja, das stimmt, leicht zu merken ist er. Im guten wie im schlechten Sinn.« Menshiki lächelte. Er war unrasiert, aber sicherlich nicht aus Nachlässigkeit. Bestimmt hatte er beim Rasieren exakt soundso viele Millimeter Bart stehen lassen. Im Gegensatz zu seinem Haupthaar war sein Bart noch etwa zur Hälfte dunkel. Ich fragte mich, wie es sein konnte, dass nur sein Kopfhaar so außergewöhnlich schneeweiß war.

»Bitte, kommen Sie doch herein«, sagte ich.

Der Mann namens Menshiki machte eine leichte Verbeugung, streifte seine Schuhe ab und trat ein. Sein Verhalten war einnehmend, aber es lag auch eine gewisse Wachsamkeit darin. Wie bei einer großen Katze, die eine ihr fremde Umgebung betritt, war jede seiner Bewegungen gespannt und geschmeidig zugleich, während sein Blick hierhin und dorthin wanderte.

»Ein gemütliches Haus«, sagte er, als er sich auf dem Sofa niederließ. »Sehr ruhig und behaglich.«

»Ruhig in jeder Hinsicht. Das Einkaufen ist ziemlich umständlich.«

»Aber für einen Künstler wie Sie ist es doch sicher die ideale Umgebung.«

Ich setzte mich in einen Sessel ihm gegenüber.

»Ich habe gehört, Sie wohnen auch hier in der Nähe, Herr Menshiki.«

»Ja, genau. Zu Fuß würde es etwas länger dauern, aber auf direktem Weg ist es ganz nah.«

»Wie meinen Sie das: *auf direktem Weg*?«, wiederholte ich, denn der Ausdruck klang seltsam für mich. »Wie nah ist das denn konkret?«

»So nah, dass wir uns zuwinken könnten.«

»Das heißt, ich kann Ihr Haus von hier aus sehen?«

»Ja, genau.« Menshiki schien zu überlegen, wie er es erklären sollte. »Soll ich es Ihnen zeigen?«

»Wenn das geht«, sagte ich.

»Dazu müssten wir auf die Terrasse gehen.«

»Selbstverständlich. Bitte.«

Menshiki erhob sich und trat auf die Terrasse vor dem Wohnzimmer hinaus. Über das Geländer gebeugt, zeigte er auf die gegenüberliegende Seite des Tals.

»Sehen Sie das weiße Betongebäude dort drüben am Berg? Die Sonne spiegelt sich gerade in den Scheiben.«

Mir fehlten die Worte. Er deutete auf das auffallend große und mondäne Anwesen, das ich bei Sonnenuntergang, während ich mein Glas Wein trank, immer wieder mal von meinem Liegestuhl aus betrachtete. Es lag schräg rechts gegenüber von meinem Domizil.

»Es ist nicht ganz nah, aber wenn wir kräftig die Arme schwenken, können wir uns grüßen«, sagte Menshiki.

»Aber woher wussten Sie denn, dass ich hier wohne?«, fragte ich, die Hände auf das Geländer gestützt.

Ein leicht bestürzter Ausdruck trat auf sein Gesicht. Aber er war nicht wirklich bestürzt. Er tat nur so. Obwohl es kaum zu merken war, dass er schauspielerte. Vermutlich wollte er sich nur etwas Zeit für die Antwort verschaffen. »Zugang zu Informationen aller Art zu haben ist Teil meines Berufs. Es gehört zu meinem Geschäft.«

»Sind Sie in der Internetbranche tätig?«

»Ja. Genauer gesagt, ist auch die Internetbranche Teil meines Berufs.«

»Aber dass ich hier wohne, weiß noch kaum jemand.«

Menshiki lächelte. »Was im Grunde heißt, dass es doch einige Menschen gibt, die davon wissen.«

Ich blickte noch einmal zu der weißen Villa auf der anderen Seite des Tals hinüber. Dann sah ich wieder Menshiki an. Offenbar war er der Mann, den ich beinahe jeden Abend dort drüben auf der Terrasse gesehen hatte. Nun, da ich es wusste, erkannte ich in seiner Statur und Haltung genau den Umriss jenes Menschen. Sein Alter war schwer zu schätzen. Sein schneeweißes Haar ließ ihn wie Ende fünfzig oder sogar Anfang sechzig erscheinen, aber seine Haut war sehr glatt, er hatte keine Falte im Gesicht. Seine Augen hatten den jugendlichen Glanz eines Mannes von Ende dreißig. All das zusammen machte es mir unmöglich, sein wahres Alter zu schätzen. Er hätte mir jedes Alter zwischen fünfundvierzig und sechzig nennen können, und mir wäre nichts anderes übrig geblieben, als ihm zu glauben.

Menshiki kehrte zum Sofa im Wohnzimmer zurück. Ich folgte ihm und setzte mich wieder ihm gegenüber. Plötzlich kam mir ein Gedanke.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Herr Menshiki?«

»Natürlich, bitte fragen Sie«, sagte er zuvorkommend.

»Hat das Porträt, mit dem Sie mich beauftragen, etwas damit zu tun, dass wir Nachbarn sind?«

Menshiki machte ein verlegenes Gesicht. Wenn er verlegen war, bildeten sich in seinen Augenwinkeln kleine Falten. Attraktive Falten. Einzeln betrachtet, waren seine Gesichtszüge sehr regelmäßig. Die Augen waren länglich und ein wenig tief liegend, die Stirn hatte genau die richtige Breite, die Augenbrauen waren dicht und schön geformt, die Nase war schmal und hatte genau die richtige Länge. Es waren Augen, Brauen und eine Nase, die zu einem zarten Gesicht gepasst hätten. Doch um sein Gesicht »zart« zu nennen, war es ein wenig zu breit, und wenn man es aus rein ästhetischer Perspektive betrachtete, ergab sich eine gewisse Unausgewogenheit daraus, dass Länge und Breite nicht im Einklang waren. Allerdings ließ sich dieses Ungleichgewicht nicht gänzlich als Minuspunkt werten, denn gerade diese charakteristische Eigenheit verlieh seinem Gesicht einen Aspekt, der beruhigend auf den Betrachter wirkte. Wären die Proportionen symmetrischer gewesen, hätte mancher gegenüber seinem Aussehen vielleicht eine gewisse Ablehnung empfunden oder ihm sogar misstraut. Doch so löste sein Gesicht bei der ersten Begegnung zunächst Erleichterung beim Betrachter aus. »Keine Sorge«, schien es liebenswürdig zu sagen. »Seien Sie ganz entspannt. Ich bin gar nicht so übel und will Ihnen bestimmt nichts Böses.«

Seine großen, spitzen Ohren, die ein wenig zwischen seinen sauber geschnittenen weißen Haaren hervorspähten, erweckten den Eindruck von Vitalität. Sie ließen mich an kräftige Waldpilze denken, die nach einem morgendlichen Herbstregen ihre Köpfe durch abgefallenes Laub steckten. Der Mund war breit, die Lippen schmal und gerade, stets zu einem aufmerksamen Lächeln bereit.

Natürlich konnte man ihn als gut aussehenden Mann bezeichnen. Sogar richtig gut aussehend. Dennoch wurde eine derart stereotype Beschreibung ihm in keiner Weise gerecht, ja, sie war wertlos. Sein Gesicht war einfach zu lebhaft und ausdrucksstark, um nur »gut aussehend« genannt zu werden. Seine Mimik wirkte nicht kalkuliert, sondern ganz natürlich und spontan. Falls er in der Lage war, sie

derart zu kontrollieren, musste er ein begnadeter Schauspieler sein. Doch ich hatte nicht den Eindruck, dass es so war.

Es war mir zur Gewohnheit geworden, das Gesicht eines Menschen genau zu betrachten und alles Mögliche daraus abzulesen, wenn ich ihm das erste Mal begegnete. Auch wenn meine Schlüsse meist einer konkreten Grundlage entbehrten. Eigentlich beruhten sie lediglich auf Intuition. Aber was mir als Porträtmaler half, war in der Regel *reine Intuition*.

»Ja und nein«, antwortete Menshiki, breitete die Hände, die auf seinen Knien gelegen hatten, mit den Handflächen nach oben aus und ließ sie wieder sinken. »Ich bin ein Mensch, der darauf achtet, wer seine Nachbarn sind«, fuhr er fort. »Oder nein, einer, der sich für sie interessiert, trifft es wahrscheinlich besser. Besonders wenn man sich über ein Tal hinweg ins Gesicht sehen kann.«

Um einander *ins Gesicht zu sehen*, ist die Entfernung wohl doch ein wenig zu groß, dachte ich, sagte aber nichts. Auf einmal kam mir der Gedanke, dass er vielleicht ein starkes Fernrohr besaß, durch das er mich heimlich beobachtete, aber auch das sagte ich natürlich nicht. Und warum hätte er auch ausgerechnet jemanden wie mich beobachten sollen?

»Irgendwann habe ich erfahren, dass Sie jetzt hier wohnen«, fuhr Menshiki fort. »Ich hörte, dass Porträts Ihr Spezialgebiet sind, mein Interesse war geweckt, und ich schaute mir einige Ihrer Werke an. Zuerst im Internet, aber da mir das nicht genügte, ließ ich mir drei Originale zeigen.«

Als ich das hörte, musste ich mich doch sehr wundern. »Sie haben sich Originale zeigen lassen?«

»Ja, ich habe mich an die Besitzer der Porträts gewandt, also an Ihre Modelle, und sie gebeten, mir ihr Bild zu zeigen. Alle sind meinem Wunsch mit dem größten Vergnügen nachgekommen. Es freute sie richtig, dass jemand ihr Porträt sehen wollte. Es war ein etwas sonderbares Gefühl, die Bilder so aus der Nähe zu sehen und mit der lebenden Person zu vergleichen. Denn dabei stellte sich nach

und nach die Frage, was von beidem real war. Wie soll ich sagen, Ihre Bilder haben etwas, das das Herz des Betrachters aus einem ungewöhnlichen Winkel berührt. Auf den ersten Blick sind es konventionelle Porträts, doch wenn man genauer hinschaut, verbirgt sich noch etwas dahinter.«

»Was denn?«, fragte ich.

»Irgendetwas. Mir fehlen die richtigen Worte, aber man könnte es vielleicht als ›wahre Persönlichkeit‹ bezeichnen.«

»Persönlichkeit?«, sagte ich. »Meinen Sie meine Persönlichkeit oder die des Porträtierten?«

»Vielleicht beide? In den Bildern kommen sie vermutlich zusammen und sind so eng miteinander verflochten, dass das nicht mehr zu unterscheiden ist. Das war nicht zu übersehen. Auch wenn ich ein Bild gerade erst betrachtet hatte, bekam ich das Gefühl, etwas verpasst zu haben, sodass ich mich spontan wieder umwandte, um noch einmal genauer hinzusehen. Dieses *Etwas* ließ mich nicht los.«

Ich schwieg.

»Also wollte ich mich unbedingt von diesem Maler porträtieren lassen. Und habe mich sofort mit Ihrem Agenten in Verbindung gesetzt.«

»Sie haben einen Mittelsmann beauftragt.«

»Genau. So gehe ich für gewöhnlich vor. Ich lasse solche Dinge von einer Anwaltskanzlei für mich erledigen. Es steckt nichts Besonderes dahinter. Es ist mir nur wichtig, anonym zu bleiben.«

»Sie haben einen Namen, den man sich leicht merken kann.«

»Genau.« Er grinste. Es war ein breites Grinsen, bei dem sich die Spitzen seiner Ohren ganz leicht bewegten. »Manchmal möchte ich nicht, dass man ihn erfährt.«

»Allerdings erscheint mir das Honorar ein wenig zu hoch«, sagte ich.

»Wie Sie wissen, ist der Wert eines Gegenstands letzten Endes relativ. Das ist das Gesetz des freien Marktes. Wenn ich etwas kaufen

möchte, und Sie sagen, Sie möchten es nicht verkaufen, steigt der Wert dieses Objekts. Im umgekehrten Fall sinkt er natürlich.«

»Die Prinzipien des Markts sind mir bekannt. Aber warum wollen Sie sich unbedingt von mir porträtieren lassen? Es würde Ihnen doch sicher nichts ausmachen, wenn Sie einstweilen kein Porträt von sich hätten?«

»Genau. Das wäre nicht schlimm. Aber ich bin sehr neugierig darauf, was bei einem solchen Porträt herauskommen würde. Ich will es wissen. Anders gesagt: Ich lasse mich meine Neugier etwas kosten.«

»Ihre Neugier hat einen ziemlich hohen Preis.«

Er lachte belustigt. »Neugier in Reinform kann ziemlich hartnäckig sein und viel Geld kosten.«

»Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«, fragte ich.

»Sehr gern.«

»Ich habe gerade welchen gemacht. In der Kaffeemaschine. Ist Ihnen das recht?«

»Natürlich. Für mich bitte schwarz.«

Ich ging in die Küche, schenkte zwei Becher Kaffee ein und brachte sie ins Wohnzimmer.

»Sie haben viele Opernplatten«, sagte Menshiki, während er seinen Kaffee trank. »Lieben Sie Opern?«

»Die Platten gehören mir nicht. Der Hauseigentümer hat sie hiergelassen. Dank dieses Umstands höre ich, seit ich hier bin, ständig Opernmusik.«

»Das Haus gehört Tomohiko Amada, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Gibt es eine Oper, die Sie besonders mögen?«

Ich dachte darüber nach. »In letzter Zeit habe ich aus einem gewissen Grund häufig *Don Giovanni* gehört.«

»Darf ich fragen, aus welchem Grund?«

»Es ist etwas Persönliches und spielt keine Rolle.«

»Ich mag *Don Giovanni* auch und höre die Oper oft«, sagte Menshiki. »Einmal habe ich sie sogar in einem kleinen Theater in Prag gesehen. Noch vor dem Sturz des kommunistischen Regimes. Wie Sie sicher wissen, wurde *Don Giovanni* in Prag uraufgeführt. Das Theater war klein, die Orchesterbesetzung ebenso, und es traten keine berühmten Sänger auf, und dennoch war es eine wundervolle Aufführung. Da die Sänger nicht wie in großen Theatern mit lauter Stimme zu schmettern brauchten, gelang ihnen ein sehr intimer, gefühlvoller Ausdruck. An der Met oder der Scala wäre das gar nicht möglich. Dort braucht man die Stimmen großer, berühmter Sänger. Da kann eine Arie schon mal zu einem akrobatischen Akt werden. Aber was man sich bei Werken wie Mozarts Opern wünscht, ist die Intimität der Kammermusik. Finden Sie nicht auch? In dieser Hinsicht war die Aufführung von *Don Giovanni* in dem Prager Theater wahrscheinlich ideal.« Er nahm einen Schluck Kaffee. Ich beobachtete seine Bewegungen, ohne etwas zu sagen. »Ich hatte die Gelegenheit, verschiedenen Inszenierungen von *Don Giovanni* in aller Welt beizuwohnen«, fuhr er fort. »In Wien, in Rom, in Mailand, in London, in Paris, an der Met und auch in Tokio. Dirigiert von Abbado, Levine, Ozawa, Maazel und … wie hieß er noch? … Georges Prêtre, aber die Aufführung in Prag ist mir seltsamerweise im Herzen geblieben. Ich hatte weder die Namen der Sänger noch den des Dirigenten je zuvor gehört. Als ich das Opernhaus verließ, war Prag in dichten Nebel gehüllt. Es gab damals nur wenige Straßenlaternen, und abends war die Stadt sehr dunkel. Während ich durch die menschenleeren kopfsteingepflasterten Gassen ging, stieß ich plötzlich auf eine alte Bronzestatue. Ich weiß nicht, wen sie darstellte. Sie sah aus wie ein mittelalterlicher Ritter. Am liebsten hätte ich ihn zum Abendessen eingeladen, was ich natürlich nicht tat.« Wieder lachte er.

»Sie reisen häufig ins Ausland?«, fragte ich.

»Ja, hin und wieder beruflich.« Dann verstummte er abrupt, als wäre ihm etwas eingefallen. Vermutlich wollte er nicht konkreter auf

den Inhalt seiner Arbeit eingehen.

»Und? Wie sieht es aus?«, fragte er und sah mir ins Gesicht. »Habe ich die Prüfung bestanden? Werden Sie mich porträtieren?«

»Ich halte keine Prüfungen ab. Mir kommt es lediglich darauf an, dass wir uns zusammensetzen und reden.«

»Aber Sie treffen sich immer zuvor mit Ihrem Klienten, bevor Sie sein Bild in Angriff nehmen. Wie mir zu Ohren gekommen ist, lehnen Sie es ab, Menschen zu malen, die keinen Eindruck auf Sie machen.«

Ich sah hinaus auf die Terrasse. Eine große Krähe hatte sich auf dem Geländer niedergelassen, aber als hätte sie meinen Blick gespürt, breitete sie sofort wieder ihre glänzenden Flügel aus und flog davon. »Die Möglichkeit besteht, aber glücklicherweise bin ich bisher niemandem begegnet, der mich so wenig beeindruckt hat.«

»Ich könnte der Erste sein«, sagte Menshiki und lächelte. Aber seine Augen lächelten nicht mit. Er meinte es ernst.

»Keine Sorge. Ich werde Sie mit dem größten Vergnügen porträtieren.«

»Das freut mich«, sagte er. Und nach einer kurzen Pause: »Ich hoffe, Sie finden das nicht zu selbstbezogen, aber ich hätte meinerseits auch ein Anliegen.«

Ich sah ihn wieder an. »Und das wäre?«

»Ich möchte, dass Sie mich möglichst frei malen, ohne sich an die Beschränkungen der konventionellen Porträtmalerei zu halten. Natürlich macht es auch nichts, wenn Sie ein *herkömmliches* Porträt malen möchten. Sie dürfen in konventioneller Weise malen, wie Sie es bisher getan haben. Aber es würde mich freuen, wenn Sie sich einer anderen Technik bedienen würden als bisher.«

»Welcher anderen Technik?«

»Sie können in jedem Stil malen, der Ihnen gefällt.«

»Das heißt, es würde Sie nicht stören, wenn ich zum Beispiel Ihre beiden Augen auf nur eine Seite Ihres Gesichts malen würde, wie Picasso es seinerzeit getan hat?«

»Wenn Sie das möchten, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Das überlasse ich ganz Ihnen.«

»Sie werden das Bild in Ihrem Büro aufhängen?«

»Im Augenblick habe ich kein offizielles Büro. Also hänge ich es wahrscheinlich in meinem Arbeitszimmer zu Hause auf. Falls Sie nichts dagegen haben.«

Natürlich hatte ich nichts dagegen. Für mich machte es keinen Unterschied, an welcher Wand er es aufhängte.

»Herr Menshiki«, sagte ich nach kurzem Nachdenken. »Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, aber dass Sie mir gestatten, ganz frei zu malen, wie es mir gefällt, heißt nicht, dass mir sofort eine konkrete Idee kommt. Ich bin nur ein Porträtist, der lange in einer vorgeschriebenen Weise gemalt hat. Und auch wenn diese Beschränkungen jetzt erklärtermaßen aufgehoben sind, machen sie doch einen Teil meiner Technik aus. Deshalb werde ich wohl ein *herkömmliches* Porträt in meiner bisherigen Arbeitsweise malen. Wären Sie damit auch einverstanden?«

Menshiki breitete die Arme aus. »Natürlich. Ich bin mit allem einverstanden, was Sie für richtig halten. Das Einzige, was ich verlange, ist, dass Sie sich frei fühlen.«

»Wenn Sie mir dann tatsächlich Modell sitzen, muss ich Sie bitten, immer wieder ins Atelier zu kommen und lange auf einem Stuhl zu sitzen. Ich vermute, Sie sind beruflich sehr eingespannt – können Sie das möglich machen?«

»Zeit kann ich Ihnen widmen, so viel Sie brauchen. Es war von Anfang an mein besonderer Wunsch, Ihnen direkt gegenüberzusitzen, während Sie mich malen. Also werde ich zu Ihnen kommen und so lange brav auf dem Stuhl sitzen, wie es nötig ist. In dieser Zeit können wir uns in aller Ruhe unterhalten. Oder macht es Ihnen etwas aus, bei der Arbeit zu reden?«

»Gar nicht. Eigentlich begrüße ich es sogar. Denn im Augenblick sind Sie mir noch ein großes Rätsel. Um Sie zu porträtieren, muss ich noch etwas mehr über Sie wissen.«

Menshiki lachte und schüttelte den Kopf. Dabei bewegte sich sein weißes Haar ganz leicht wie eine winterliche Wiese, über die der Wind streicht. »Mir scheint, Sie überschätzen mich. Ich bin kein besonders rätselhafter Mensch. Dass ich nicht viel von mir erzähle, liegt allein daran, dass es mich zu sehr langweilt, über mich zu sprechen.«

Er lächelte, und wieder vertieften sich die Falten in seinen Augenwinkeln. Sein Lächeln wirkte rein, frei von Hintergedanken. Dennoch fragte ich mich, ob das *sein konnte*. Irgendetwas verbarg sich in diesem Menshiki. Er hatte ein Geheimnis, das er in eine kleine Schachtel gepackt und tief in der Erde vergraben hatte. Das war vor langer Zeit geschehen, und inzwischen war weiches grünes Gras darüber gewachsen. Und er war der einzige Mensch auf der Welt, der wusste, wo die kleine Schachtel vergraben lag. Die Einsamkeit in seinem Lächeln, die ein solches Geheimnis barg, hatte mir nicht entgehen können.

Anschließend dauerte unser Gespräch nur noch etwa zwanzig Minuten und drehte sich um praktische Fragen wie die, wann er mir Modell sitzen würde und wie viel Zeit er erübrigen konnte. Bei seinem Aufbruch streckte er mir an der Tür noch einmal wie selbstverständlich die Hand entgegen, und ich drückte sie ebenso selbstverständlich. Offenbar war es Menshikis Gewohnheit, seinem Gegenüber am Anfang und am Ende einer Begegnung die Hand zu reichen. Durch das Fenster sah ich zu, wie er seine Sonnenbrille aufsetzte, seinen Autoschlüssel aus der Tasche zog, in seinen silberfarbenen Jaguar (der tatsächlich einer geschmeidigen, gezähmten Großkatze glich) stieg und anmutig den Hang hinunterfuhr. Anschließend ging ich auf die Terrasse und blickte zu dem weißen Haus am Berg hinüber, in das er wohl jetzt zurückkehren würde. Was für ein seltsamer Mensch, dachte ich.

Nicht, dass er im Geringsten unhöflich gewesen wäre oder wortkarg, und dennoch hatte er so gut wie nichts von sich

preisgegeben. Herausgefunden hatte ich lediglich, dass er in der mondänen Villa auf der anderen Seite des Tals lebte, sein Beruf teilweise etwas mit der IT-Branche zu tun hatte und er häufig ins Ausland reiste. Und dass er ein leidenschaftlicher Opernliebhaber war. Aber ansonsten wusste ich nichts von ihm. Nicht, ob er eine Familie hatte, wie alt er war, woher er stammte und seit wann er dort oben auf dem Berg lebte. Und dann fiel mir noch ein, dass er mir nicht einmal seinen Vornamen genannt hatte.

Warum wollte er überhaupt so dringend von mir porträtiert werden? Gern hätte ich geglaubt, dass es an meinem großartigen Talent als Maler lag, das dem Betrachter unweigerlich sofort ins Auge sprang. Doch das konnte offenkundig nicht seine einzige Motivation sein. Vielleicht hatten meine Porträts ihn bis zu einem gewissen Grad tatsächlich beeindruckt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sein Interesse von Anfang bis Ende geheuchelt war. Andererseits war ich nicht so gutgläubig, eine solche Erklärung für bare Münze zu nehmen.

Also: Was wollte dieser Menshiki wirklich von mir? Was war sein Ziel? Welches Szenario hatte er für mich vorbereitet?

Obwohl ich ihn nun kannte und von Angesicht zu Angesicht mit ihm gesprochen hatte, wusste ich keine Antwort. Im Gegenteil, alles war jetzt nur noch rätselhafter. Und wieso hatte er dieses erstaunlich weiße Haar? Dieses Weiß war absolut ungewöhnlich. Hatte Menshiki etwas so Furchterregendes erlebt wie der Fischer in der Geschichte von Rampo Edogawa, der in einen riesigen Strudel geriet und in einer Nacht völlig weiß wurde?

Bei Sonnenuntergang gingen in dem weißen Gebäude auf der anderen Seite des Tals die Lichter an. Die zahlreichen Lampen strahlten hell. Offenbar hatte der Innenarchitekt bei seinem Entwurf keinen Gedanken an die Stromrechnung verschwendet. Oder der Auftraggeber fürchtete sich so sehr vor der Dunkelheit, dass er den Architekten angewiesen hatte, das Haus so einzurichten, dass jeder Winkel beleuchtet werden konnte. Aus der Ferne betrachtet,

erschien mir die Villa jedenfalls wie ein luxuriöses, ruhig auf einem nächtlichen Ozean dahingleitendes Kreuzfahrtschiff.

So saß ich, in den Anblick der Lichter versunken, in dem Liegestuhl auf der dunklen Terrasse und nippte an meinem Weißwein. Ich wartete darauf, dass Menshiki auf seine Terrasse hinaustreten würde, aber an jenem Abend ließ er sich nicht blicken. Doch was wäre, wenn er es irgendwann täte? Sollte ich dann meine Arme schwenken, um ihm zu winken?

In der Zwischenzeit würde sich einiges vielleicht von selbst klären. Mehr hatte ich nicht zu erwarten.

8 VERKLEIDETER SEGEN

Gleich nachdem ich am Mittwochabend eine Stunde lang Malunterricht für Erwachsene gegeben hatte, ging ich in ein Internetcafé am Bahnhof Odawara und googelte den Namen »Menshiki«. Kein einziger Treffer. Dafür erschienen haufenweise Artikel, die die Worte »Menschewiki« und *»shikijaku«* – farbenblind – enthielten. Informationen über meinen Herrn Menshiki hingegen schienen nicht in Umlauf zu sein. Offenbar gelang es ihm ganz gut, seine Anonymität zu wahren. Mein Instinkt sagte mir, dass er mich mit seinem Namen nicht angelogen hatte. Er hatte mir ganz offen gesagt, wo er wohnte, da wäre so etwas doch sinnlos gewesen. Außerdem hätte er in dem Fall wohl einen weniger ausgefallenen, gebräuchlicheren Namen gewählt.

Wieder zu Hause, rief ich Masahiko Amada an. Nachdem wir ein wenig geplaudert hatten, fragte ich ihn, ob er etwas über einen Mann namens Menshiki wisse, der auf der anderen Seite des Tals wohne. Ich beschrieb ihm das moderne Gebäude aus weißem Beton auf dem Berg. Er konnte sich vage erinnern.

»Menshiki?«, sagte er. »Was ist denn das für ein Name?«

»Man schreibt es mit den Zeichen für ›Farbe‹ und ›vermeiden‹.«

»Klingt nach Tuschemalerei.«

»Schwarz und Weiß sind auch Farben«, entgegnete ich.

»Theoretisch hast du recht. Menshiki … Ich glaube nicht, dass ich den Namen schon einmal gehört habe. Eigentlich kenne ich auch niemanden auf der anderen Seite des Tals. Ich kenne ja nicht mal die Leute auf unserer Seite. Was hast du denn mit ihm zu tun?«

»Ich habe ihn flüchtig kennengelernt«, sagte ich. »Ich dachte nur, du wüsstest vielleicht etwas über ihn.«

»Hast du im Internet nachgeschaut?«

»Bei Google habe ich nichts gefunden.«

»Und bei Facebook oder in anderen sozialen Netzwerken?«

»Damit kenne ich mich nicht aus.«

»Die Zivilisation schreitet voran, während du wie Urashima im Drachenpalast auf dem Meeresgrund mit den Seebrassen dein Mittagsschläfchen hältst. Na gut, ich werde mal ein bisschen für dich recherchieren. Wenn ich was rausfinde, rufe ich dich an.«

»Das wäre nett.«

Plötzlich schwieg Masahiko, als wäre ihm etwas eingefallen. »Warte mal. ›Menshiki‹, hast du gesagt?«, fragte er dann.

»Ja, genau, Menshiki.«

»Menshiki …«, wiederholte er. »Mir ist gerade, als hätte ich den Namen doch schon mal gehört, aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein.«

»Glaube ich nicht, er ist ja so einmalig. Den vergisst man nicht, wenn man ihn einmal gehört hat.«

»Mag sein. Vielleicht ist er deshalb irgendwo bei mir hängen geblieben. Aber ich kann mich partout nicht erinnern, wann oder unter welchen Umständen ich ihm begegnet bin. Er steckt mir wie eine winzige Gräte im Hals.«

»Sag mir Bescheid, wenn dir was einfällt«, sagte ich.

»Auf jeden Fall«, versprach Masahiko.

Ich legte auf und machte mir eine Kleinigkeit zu essen. Während ich noch beim Essen war, rief meine verheiratete Freundin an. Ob sie am Nachmittag darauf vorbeikommen könne. Ja, sicher, sehr gern.

»Weißt du übrigens etwas über einen gewissen Menshiki?«, fragte ich. »Er wohnt hier in der Nähe.«

»Menshiki? Ist das der Nachname?«

Ich erklärte ihr die Zeichen.

»Nie gehört«, sagte sie.

»Er wohnt in einer weißen Villa auf der gegenüberliegenden Talseite.«

»Die Villa kenne ich. Sie ist ziemlich auffällig. Man kann sie von deiner Terrasse aus sehen, stimmt's?«

»Ja, das ist das Haus.«

»Dort wohnt also dieser Herr Menshiki?«

»Genau.«

»Und was ist mit ihm?«

»Eigentlich nichts. Ich wollte nur wissen, ob du ihn kennst.«

»Hat es etwas mit mir zu tun?« Ihre Stimme klang einen Moment lang düster.

»Nein, nicht das Geringste.«

Sie seufzte merklich erleichtert auf. »Gut, dann komme ich morgen Nachmittag zu dir. Gegen halb zwei.«

»In Ordnung«, sagte ich. Ich legte auf und beendete meine Mahlzeit.

Wenig später rief Masahiko mich an. »Offenbar gibt es ein paar Leute mit dem Namen Menshiki in der Präfektur Kagawa auf Shikoku«, sagte er. »Vielleicht hat dieser Herr Menshiki irgendwelche Wurzeln in Kagawa. Aber über einen Menshiki, der gegenwärtig in der Gegend von Odawara wohnt, habe ich nichts gefunden. Wie heißt er denn mit Vornamen?«

»Seinen Vornamen hat er mir noch nicht gesagt. Auch nicht, was er von Beruf ist. Es hat irgendwas mit der IT-Branche zu tun, und seinem Lebensstil nach zu schließen muss er ziemlich erfolgreich sein. Mehr weiß ich nicht. Nicht mal, wie alt er ist.«

»In dem Fall müssen wir vielleicht aufgeben. Informationen sind ja im Grunde eine Handelsware. Wenn einer ein bisschen Geld rüberschiebt, kann er seine Spuren im Netz ganz gut tilgen. Umso leichter, wenn er selbst ein IT-Mann ist.«

»Du meinst, Herr Menshiki hat durch irgendwelche Machenschaften seine Spuren verwischt?«

»Wäre möglich. Ich habe mir die Zeit genommen, verschiedene Internetseiten zu durchforsten, bin aber auf keinen einzigen Treffer gestoßen. Mehr als merkwürdig bei einem so auffälligen Namen. Weltfremd, wie du bist, ist dir das sicher nicht bewusst, aber heutzutage ist es für jemanden, der sich auch nur irgendwie betätigt, ziemlich schwierig, Informationen über sich zu tilgen. Selbst über so kleine Lichter wie dich und mich schwirren überall welche herum. Sogar solche, von denen man gar nichts weiß. Und je bedeutender eine Person ist, desto schwieriger ist es für sie, sich zu verbergen. So ist die Welt, in der wir heute leben, ob es uns gefällt oder nicht. Hast du überhaupt schon mal nach Informationen über dich gesucht?«

»Noch nie.«

»Besser, du lässt es.«

»Ich habe auch gar nicht die Absicht«, erwiderte ich.

Zugang zu Informationen aller Art zu haben ist Teil meines Berufs. Es gehört zu meinem Geschäft. Das waren Menshikis Worte gewesen. Aber wenn er freien Zugang zu allen Informationen hatte, war es ihm doch bestimmt auch möglich, selbige nach Belieben zu tilgen.

»Übrigens hat dieser Menshiki gesagt, er habe im Internet mehrere Porträts gesehen, die ich gemacht habe«, sagte ich.

»Und?«

»Er will, dass ich ihn porträtiere. Meine Bilder hätten ihm gefallen.«

»Aber du hast ihm gesagt, dass du keine Porträts mehr malst, und abgelehnt. Das hast du doch?«

Ich schwieg.

»Oder etwa nicht?«, fragte er.

»Offen gesagt, ich habe nicht abgelehnt.«

»Warum nicht? Dein Entschluss stand doch fest.«

»Weil er so gut bezahlt. Also dachte ich, es kann nicht schaden, noch einmal ein Porträt zu malen.«

»Wegen des Geldes?«

»Das ist doch ein wichtiger Grund. Ich habe jetzt schon länger so gut wie kein Einkommen mehr und muss allmählich auch mal an meinen Lebensunterhalt denken. Im Augenblick gebe ich kaum was aus, aber hin und wieder braucht man ja doch was.«

»Aha. Und wie viel bezahlt er dir?«

Ich nannte ihm den Betrag. Masahiko stieß einen Pfiff aus.

»Donnerwetter«, sagte er. »In dem Fall lohnt sich die Sache. Du warst bestimmt ganz schön platt, als du die Summe gehört hast.«

»Klar hat sie mich überrascht.«

»Tut mir leid, wenn ich das sage, aber vermutlich wäre niemand sonst auf der Welt bereit, einen solchen Preis für ein Gemälde von dir zu zahlen.«

»Weiß ich.«

»Versteh mich nicht falsch, damit will ich nicht sagen, du hättest kein Talent. Du bist ein Profi, und als Porträtist leistest du sehr ordentliche und gute Arbeit. Das ist ja ein Wert an sich. Das Niveau sei dahingestellt, aber immerhin hast du es geschafft, dich mit deinem Kunststudium zu ernähren. Das gelingt nicht jedem. Aber du bist kein Rembrandt, kein Delacroix, nicht einmal ein Andy Warhol, wenn ich das sagen darf.«

»Auch das weiß ich natürlich.«

»Also muss dir, wenn du vernünftig darüber nachdenkst, auch klar sein, dass das Honorar, das er dir anbietet, übertrieben ist.«

»Selbstverständlich.«

»Und er wohnt *ganz zufällig* in deiner Nähe.«

»Genau.«

»Ein ziemlich großer Zufall – milde ausgedrückt.« Ich schwieg. »Da steckt doch was dahinter. Meinst du nicht?«, sagte Masahiko.

»Habe ich mir auch schon überlegt. Aber ich habe keine Ahnung, was es sein könnte.«

»Jedenfalls hast du den Auftrag angenommen?«

»Ja. Am Freitagnachmittag fangen wir an.«

»Wirklich nur, weil das Honorar so gut ist?«

»Das Honorar spielt eine große Rolle, aber das ist es nicht allein. Es gibt noch einen anderen Grund«, sagte ich. »Vor allem will ich sehen, was passiert, herausfinden, warum der Mann bereit ist, mir eine solche Summe zu zahlen. Und wenn etwas dahintersteckt, will ich wissen, was es ist.«

»Ich verstehe.« Masahiko seufzte. »Lass mich wissen, wenn sich etwas ergibt. Jetzt hast du mich auch neugierig gemacht. Sonderbar ist das schon.«

In dem Moment fiel mir die Eule ein.

»Fast hätte ich vergessen, es dir zu erzählen«, sagte ich. »Ihr habt hier auf dem Dachboden eine kleine, graue Eule. Tagsüber schläft sie auf einem Balken, nachts fliegt sie durch die Lüftung nach draußen, um zu jagen. Ich weiß nicht, seit wann, aber offenbar hat sie dort ihren Schlafplatz.«

»Auf dem Dachboden?«

»Ich hatte nachts Geräusche durch die Decke gehört und bin am Tag mal raufgegangen.«

»Ach? Ich wusste nicht mal, dass das geht.«

»Ja, im Wandschrank im Gästezimmer ist eine Luke. Es ist kaum Platz dort oben, eigentlich ist es gar kein richtiger Dachboden. Aber für eine Eule genau richtig.«

»Sehr gut«, sagte Masahiko. »Eulen halten Mäuse und Schlangen fern. Außerdem habe ich irgendwo mal gehört, dass eine Eule im Haus Glück bringt.«

»Das hat sie vielleicht schon getan, indem sie mir den Auftrag mit dem gigantischen Honorar verschafft hat.«

»Möglich wär's!« Masahiko lachte. »Kennst du den englischen Ausdruck *a blessing in disguise*?«

»Fremdsprachen sind nicht meine Stärke, weißt du doch.«

»Es bedeutet so viel wie ›verkleideter Segen‹. Glück in einer anderen Form. Etwas, das auf den ersten Blick vielleicht sogar wie ein Fluch aussieht, entpuppt sich als Segen. Natürlich müsste es auch so etwas wie das Gegenteil geben. Theoretisch.«

Theoretisch, wiederholte ich bei mir.

»Auf jeden Fall solltest du auf der Hut sein«, sagte er.

Das würde ich, versprach ich.

Am nächsten Tag um halb zwei kam meine Freundin, und wir gingen wie immer sofort ins Bett. Währenddessen redeten wir fast nichts. Am Nachmittag regnete es heftig, wie es im Herbst selten vorkommt. Es war eher wie ein Gewitterschauer im Hochsommer. Der Wind peitschte dicke Tropfen gegen die Fenster, und es donnerte sogar ein wenig. Dichte dunkle Wolken zogen durchs Tal, und als der Regen endlich aufhörte, waren die Berge dunkel vor Nässe. Die Vögel, die gerade noch vor dem Regen Schutz gesucht hatten, huschten wieder laut zwitschernd auf der Jagd nach Insekten hin und her. Nach dem Regen war ihr Tisch reich gedeckt. Die Sonne brach durch die Wolken, und die Wassertropfen an den Zweigen der umliegenden Bäume funkelten. Während des Regens hatten wir uns völlig selbstvergessen dem Liebesspiel hingegeben, ohne überhaupt daran zu denken, dass es regnete. Und als wir fertig waren, hörte der Regen auf. Als hätte er auf uns gewartet.

Nackt in eine dünne Decke gehüllt im Bett liegend, sprachen wir vor allem über die Schulnoten ihrer beiden Töchter. Die ältere war fleißig und ziemlich gut in der Schule. Ein pflegeleichtes, problemloses Kind. Die jüngere hingegen lernte höchst ungern und hatte überhaupt kein Sitzfleisch. Sie war ein heiteres und sehr hübsches Mädchen, das nicht schüchtern war und von allen gemocht wurde. Sportlich war sie außerdem. Vielleicht wäre es besser für sie, sie nicht weiter zum Lernen zu zwingen und ihr andere Möglichkeiten zu eröffnen? Meine Freundin überlegte, ob sie die

Kleine auf eine Talentschule schicken sollte, auf der es Schauspielunterricht für die Kinder gab.

Es war schon seltsam, wenn man darüber nachdenkt. Ich hörte zu, wie eine Frau, die ich seit kaum drei Monaten kannte, über ihre Töchter redete, die ich noch nie gesehen hatte. Sie bat mich sogar um Rat, ihre Ausbildung betreffend. Noch dazu waren wir beide splitterfasernackt. Aber es störte mich nicht, einen zufälligen Einblick in das Leben einer fast unbekannten Person zu erhalten. Einem Menschen nahezukommen, mit dem mich später nichts mehr verbinden würde. Auch wenn sie jetzt direkt neben mir lag, war das alles doch ziemlich weit fort. Während sie redete, spielte sie mit meinem erschlafften Penis, sodass er wieder steif wurde.

»Hast du in letzter Zeit etwas gemalt?«, fragte sie.

»Nein, leider nicht«, antwortete ich ehrlich.

»Weil du keinen Schaffensdrang hast?«

Ich wich aus. »In jedem Fall muss ich morgen mit einer Auftragsarbeit beginnen.«

»Du hast einen Auftrag für ein Bild?«

»Ja. Hin und wieder muss ich auch etwas verdienen, weißt du.«

»Was ist das für ein Auftrag?«

»Ein Porträt.«

»Von diesem Herrn Menshiki, nach dem du mich gestern am Telefon gefragt hast?«

»Genau.« Mitunter überraschte sie mich mit ihrem intuitiven Scharfsinn.

»Du würdest gern mehr über diesen Herrn Menshiki erfahren, nicht?«

»Bislang ist er mir ein Rätsel. Wir haben uns einmal getroffen und miteinander gesprochen, aber ich habe keine Ahnung, was er für ein Mensch ist. Als Maler bin ich immer sehr interessiert an der Persönlichkeit eines künftigen Modells.«

»Kannst du ihn nicht fragen?«

»Könnte ich, aber er würde mir wahrscheinlich keine ehrliche Antwort geben«, sagte ich. »Er kann ja einfach sagen, was er will.«

»Ich könnte ein bisschen was für dich herausfinden«, sagte sie.

»Hättest du denn die Möglichkeit dazu?«

»Ja, ein paar Dinge bekäme ich sicher heraus.«

»Aber im Internet gibt es nichts über ihn.«

»Im Dschungel funktioniert das Internet nicht«, sagte sie. »Der Dschungel hat seine eigenen Kommunikationsmittel. Zum Beispiel Buschtrommeln. Oder man bindet einem Affen eine Botschaft um den Hals.«

»Ich kenne mich im Dschungel nicht aus.«

»Wo die Werkzeuge der Zivilisation versagen, lohnt es sich vielleicht, es mit Trommeln und Affen zu probieren.«

Unter ihren emsigen, zarten Fingern erlangte mein Penis wieder ausreichende Härte. Worauf sie lustvoll und geschickt ihre Zunge und ihre Lippen zum Einsatz brachte. Eine Zeit lang herrschte bedeutungsvolles Schweigen zwischen uns. Während die Vögel zwitschernd ihrer Nahrungssuche nachgingen, schliefen wir ein zweites Mal miteinander.

Nachdem wir uns von unserem ausgiebigen Liebesspiel erholt hatten, standen wir auf, sammelten träge unsere jeweiligen Kleidungsstücke vom Fußboden auf und zogen uns an. Nebeneinander in den verwitterten Holzliegestühlen auf der Terrasse sitzend, betrachteten wir das große, weiße Haus aus Beton auf der anderen Seite des Tals, während wir heißen Kräutertee tranken und die frische, feuchte Bergluft tief in unsere Lungen einsogen. Zwischen den Bäumen im Südwesten blitzte das Meer hervor. Ein kleines Stück vom großen Pazifischen Ozean. Die umliegenden Berghänge waren schon von Herbstfarben in feinen Abstufungen in Gelb und Rot überzogen, zwischen denen sich hier und da Batzen von Immergrünen ballten. Vor diesem Gemisch aus Farben zeichnete sich der weiße Beton von Herrn Menshikis Haus

umso lebhafter ab. Es wirkte beinahe, als würde es in seinem übertrieben reinlichen Weiß auf alles herabsehen, als könnte ihm nichts – weder Regen noch Wind noch Staub und nicht einmal die Zeit selbst – etwas anhaben. *Auch Weiß ist eine Farbe*, dachte ich ein wenig zusammenhanglos. Farben gingen nie verloren. Lange saßen wir schweigend in unseren Liegestühlen. Es war ein sehr natürliches Schweigen.

»Dieser Herr Menshiki in seinem weißen Haus«, sagte meine Freundin irgendwann, »kommt mir vor wie ein Mann aus einem lustigen Märchen.«

Natürlich war das, was vor mir lag, kein *lustiges Märchen*. Und auch kein verkleideter Segen. Doch als ich das erkannte, gab es schon kein Zurück mehr.

9 EIN AUSTAUSCH

Am Freitagnachmittag um halb zwei traf Menshiki in seinem Jaguar bei mir ein. Wieder wurde das tiefe Brummen seines Motors, während er den steilen Hang hinauffuhr, allmählich lauter, bis es vor dem Haus verstummte. Er schloss die Wagentür mit dem gleichen wohlklingenden Klappen, nahm dann seine Sonnenbrille ab und steckte sie in die Brusttasche seines Jacketts. Alles war wie beim letzten Mal. Nur trug er heute ein blaugraues Baumwolljackett über einem weißen Polohemd, dazu cremefarbene Chinos und braune Turnschuhe. Seine Garderobe war so makellos, dass er auch in einem Modemagazin nicht fehl am Platz gewesen wäre. Seine ganze Erscheinung wirkte auf lässige und natürliche Weise adrett. Und sein volles Haar leuchtete in einem ebenso reinen Weiß wie die Wände seiner Villa. Wieder beobachtete ich ihn durch einen Spalt im Vorhang.

Es klingelte, ich öffnete, und er trat ein. Diesmal streckte er mir nicht die Hand entgegen, sondern sah mir lediglich in die Augen, lächelte kurz und machte eine kleine Verbeugung. Ich war erleichtert, da ich insgeheim befürchtet hatte, ihm bei jeder Begegnung die Hand schütteln zu müssen. Wie beim ersten Mal führte ich ihn ins Wohnzimmer und bot ihm einen Platz auf dem Sofa an. Anschließend holte ich zwei Tassen mit frisch gebrühtem Kaffee aus der Küche.

»Ich wusste nicht, was ich anziehen sollte«, sagte er entschuldigend. »Ist das in Ordnung so?«

»Ihre Garderobe spielt im Augenblick keine Rolle. Darüber denken wir am Ende nach. Ob Anzug oder kurze Hosen und Sandalen, das

regeln wir später.« Oder ob Sie einen Pappbecher von Starbucks in der Hand halten, fügte ich innerlich hinzu.

»Ich habe noch nie Modell gesessen und bin deshalb etwas aufgeregt. Obwohl ich weiß, dass ich mich nicht auszuziehen brauche, fühle ich mich irgendwie entblößt«, sagte Menshiki.

»In gewisser Weise ist es ja auch so. Modell sitzen heißt, dass man mitunter entblößt wird – in vielen Fällen wörtlich, in anderen metaphorisch. Zumindest versucht der Maler einen tiefen Einblick in das wahre Wesen seines Modells zu erhalten. Das heißt, er muss die Hülle des äußeren Anscheins, mit dem es sich umgibt, herunterreißen. Aber dazu braucht er natürlich eine sehr gute Beobachtungsgabe und einen untrüglichen Instinkt.«

Menshiki breitete seine auf den Knien liegenden Hände aus und betrachtete sie einen Moment lang forschend, bevor er wieder aufblickte. »Ich habe gehört, Sie malen Ihre Porträts in der Regel in Abwesenheit des Modells.«

»Das stimmt. Ich schaue mir den Klienten vorher gründlich an und rede von Angesicht zu Angesicht mit ihm, aber Modell sitzen muss er mir nicht.«

»Hat das einen besonderen Grund?«

»Nein. Nur dass mir die Arbeit erfahrungsgemäß auf diese Weise leichter von der Hand geht. Bei der ersten Begegnung beobachte ich die Person so konzentriert wie möglich, nehme ihre Statur und Mimik, Eigenheiten und Neigungen auf und präge mir alles ein. Und reproduziere ihr Bild später aus dem Gedächtnis.«

»Hochinteressant«, sagte Menshiki. »Vereinfacht ausgedrückt, setzen Sie das, was Sie sich eingeprägt haben, später in ein Kunstwerk um. Sie müssen ein außergewöhnlich gutes visuelles Erinnerungsvermögen besitzen. Das ist eine Gabe.«

»Als ›Gabe‹ würde ich es nicht bezeichnen. ›Fähigkeit‹ oder ›Technik‹ kommt der Sache näher.«

»Was immer es ist«, sagte er, »mein Eindruck, dass Ihre Bilder sich von herkömmlichen Porträts – also von den rein kommerziellen

Werken – stark unterscheiden, liegt vermutlich an der Frische Ihrer Reproduktion, wie ich es nennen möchte …« Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee, zog ein cremefarbenes Leinentaschentuch aus seinem Jackett und tupfte sich den Mund ab. »Doch diesmal werden Sie Ihr Modell – nämlich mich – vor Augen haben, wenn Sie malen.«

»So ist es. Wie Sie es sich gewünscht haben.«

Er nickte. »Offen gesagt, bin ich neugierig, was es für ein Gefühl sein wird, mich selbst als Bild vor Augen zu haben. Und ich möchte nicht nur die Erfahrung machen, gemalt zu werden, sondern unbedingt auch die des Austauschs, der damit einhergeht.«

»Des Austauschs?«

»Ja, zwischen Ihnen und mir.«

Ich schwieg, weil ich nicht verstand, was das Wort »Austausch« in diesem Zusammenhang konkret zu bedeuten hatte.

»Wir tauschen wechselseitig einen Teil von uns aus«, erklärte Menshiki. »Ich gebe Ihnen etwas von mir, und Sie geben mir etwas von sich. Natürlich muss das nichts Bedeutendes sein. Es genügt etwas Einfaches, nur als *Zeichen*.«

»So wie Kinder hübsche Muscheln tauschen?«

»Genau so.«

Ich überlegte kurz. »Das klingt interessant, nur dass ich keine prächtige Muschel zur Hand habe, die ich Ihnen geben könnte.«

»Bereitet Ihnen das Unbehagen? Malen Sie für gewöhnlich ohne Modell, weil Sie vor einem solchen Austausch zurückscheuen? Sollte dem so sein …«

»Nein, ganz und gar nicht. Dass ich normalerweise kein Modell verwende, heißt nicht, dass ich vor menschlicher Interaktion zurückschrecke. Außerdem habe ich während meines langen Kunststudiums unzählige Male mit Modellen gearbeitet. Solange es Ihnen nichts ausmacht, eine oder zwei Stunden lang beschäftigungslos auf einem harten Stuhl zu sitzen, habe ich nicht das Geringste dagegen einzuwenden, Sie auf diese Weise zu malen.«

»Gut, also dann.« Menshiki hob die Handflächen ein wenig in die Höhe. »Wenn Sie nichts dagegen haben, können wir allmählich mit der Plackerei anfangen.«

Also zogen wir ins Atelier um. Ich holte einen Stuhl aus dem Esszimmer und bat Menshiki, in einer beliebigen Position darauf Platz zu nehmen. Ihm gegenüber auf dem alten Holzhocker sitzend (den vermutlich auch Tomohiko Amada benutzt hatte, wenn er malte), fertigte ich zunächst mit einem weichen Bleistift eine Skizze an. Ich brauchte einen Entwurf, um zu entscheiden, auf welche Weise ich Menshikis Gesicht abbilden würde.

»Nur so still dazusitzen ist sicher langweilig. Wenn es Ihnen recht ist, können wir etwas Musik hören«, schlug ich vor.

»Wenn es Sie nicht stört, sehr gern«, sagte Menshiki.

»Suchen Sie sich doch aus dem Regal im Wohnzimmer etwas heraus, das Ihnen gefällt.«

Er schaute fünf Minuten lang das Regal durch und kam mit *Der Rosenkavalier* von Richard Strauss, dirigiert von Georg Solti, zurück. Das Album bestand aus vier LPs. Es spielten die Wiener Philharmoniker, Régine Crespin und Yvonne Minton sangen.

»Wie finden Sie den *Rosenkavalier*?«, fragte er mich.

»Ich habe ihn noch nie gehört.«

»Es ist etwas Seltsames mit dem *Rosenkavalier*. Als Oper ist natürlich seine Handlung von Bedeutung, doch auch wenn man sie nicht versteht und sich allein dem Fluss der Musik überlässt, versinkt man an gewissen Stellen völlig in ihrer Welt. Richard Strauss stand damals auf der Höhe seines Könnens. Zu Zeiten der Uraufführung wurde *Der Rosenkavalier* von vielen als rückwärtsgewandt und konziliant kritisiert, doch in Wahrheit ist die Komposition innovativ und ausschweifend. Wiewohl von Wagner beeinflusst, entfaltet Strauss hier eine ganz eigene musikalische Welt. Hat man einmal Gefallen an ihr gefunden, wird man nach einigen Passagen regelrecht süchtig. Ich bevorzuge Karajan oder

Erich Kleiber als Dirigenten, unter der Leitung von Solti habe ich den *Rosenkavalier* noch nie gehört. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich gern die Gelegenheit nutzen, diese Version kennenzulernen.«

»Natürlich, das machen wir.«

Er legte die Platte auf, ließ die Nadel herunter und stellte sorgfältig die Lautstärke ein. Anschließend setzte er sich wieder in einigermaßen bequemer Haltung auf den Stuhl und konzentrierte sich auf die Musik, die aus dem Lautsprecher kam. Währenddessen skizzierte ich sein Gesicht in rascher Folge aus verschiedenen Perspektiven. Seine Züge waren zwar ebenmäßig, aber markant, und es war nicht so schwierig, die charakteristischen Details einzufangen. In der folgenden halben Stunde zeichnete ich ihn aus fünf verschiedenen Winkeln. Aber als ich mir meine Skizzen noch einmal anschaute, ergriff mich ein merkwürdiges Gefühl der Hilflosigkeit. Was ich gezeichnet hatte, gab sein Gesicht zwar präzise wieder, aber mehr als »gut gezeichnet« war es nicht. Die Zeichnungen wirkten seltsam flach und profillos, es fehlte ihnen an der nötigen Tiefe. Im Grunde unterschieden sie sich nicht von den Porträts eines gewöhnlichen Straßenmalers. Versuchsweise fertigte ich noch ein paar weitere an, aber das Ergebnis blieb das gleiche.

Wie hatte mir das passieren können? Immerhin verfügte ich über langjährige Erfahrung bei der Wiedergabe von Gesichtern auf Leinwand und bildete mir eine ganze Menge darauf ein. Sobald ich mit dem Bleistift in der Hand Stellung vor einer Person bezog, kamen mir ganz von selbst verschiedenste Möglichkeiten in den Sinn. Entwürfe gingen mir in der Regel mühelos von der Hand. Doch diesmal, bei dem Mann mit Namen Menshiki, wollte sich im Gegensatz zu sonst kein Bild manifestieren.

Ich musste etwas Wichtiges übersehen haben, obwohl ich mir das kaum vorstellen konnte. Vielleicht gab es auch etwas, das Menshiki absichtlich vor mir verbarg? Oder umgekehrt – etwas, das ihm von vornherein fehlte?

Als die B-Seite der ersten der vier Platten des *Rosenkavalier*-Albums zu Ende war, unterbrach ich meine Arbeit und legte den Bleistift auf den Tisch. Ich hob den Tonarm an, nahm die Platte herunter und schob sie wieder in die Hülle. Seufzend warf ich einen Blick auf die Uhr.

»Es ist ziemlich schwierig, Sie zu zeichnen«, sagte ich ehrlich.

Menshiki sah mich erstaunt an. »Schwierig?«, sagte er. »Liegt das an meinem Gesicht? Gibt es da ein Problem?«

Ich schüttelte leicht den Kopf. »Nein, nein, das Problem hat nichts mit Ihrem Gesicht zu tun.«

»Was ist denn dann das Schwierige?«

»Ich weiß auch nicht. Es fällt mir einfach schwer, Sie zu zeichnen. Es könnte sein, dass es an dem ›Austausch‹ fehlt, von dem Sie gesprochen haben. Mit anderen Worten: Wir haben noch nicht genügend Muscheln getauscht.«

Menshiki lächelte ein wenig ratlos. »Gibt es etwas, das ich tun kann?«

Ich stand auf, ging zum Fenster und beobachtete die Vögel in den Bäumen. »Wäre es Ihnen recht, mir etwas mehr über sich zu erzählen, Herr Menshiki?«, sagte ich. »Eigentlich weiß ich ja fast nichts über Sie.«

»Selbstverständlich. Ich habe nichts vor Ihnen zu verbergen. So etwas wie ein großes Geheimnis gibt es bei mir nicht. Das meiste kann ich Ihnen sagen. Welche Art von Information wäre das zum Beispiel?«

»Sie haben mir noch nicht Ihren vollen Namen genannt.«

»Ach ja, stimmt«, sagte er überrascht. »Jetzt, wo Sie es sagen. Anscheinend habe ich das bei meinem ganzen Gerede vergessen.«

Er zog ein Visitenkartenmäppchen aus schwarzem Leder aus der Hosentasche und nahm eine Karte daraus hervor. Sie war aus weißem, festem Karton.

免色渉 – *Menshiki Wataru* war darauf gedruckt.

Auf der Rückseite standen eine Anschrift in der Präfektur Kanagawa, Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Das war alles. Kein Titel und kein Firmenname.

»Mein Vorname *Wataru* schreibt sich mit dem Zeichen für ›überqueren‹, wie in ›einen Fluss überqueren‹«, erklärte Menshiki. »Warum man mir diesen Namen gegeben hat, weiß ich nicht. Eigentlich passt er gar nicht zu mir. Ich habe in meinem Leben noch nie etwas mit Wasser zu tun gehabt.«

»Der Name Menshiki ist auch sehr selten, nicht wahr?«

»Ich habe gehört, er stammt aus Shikoku. Allerdings habe ich keine Verbindung dorthin. Ich bin in Tokio geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Und esse lieber Soba- als Udon-Nudeln – wie es sich für einen echten Tokioter gehört.« Menshiki lachte.

»Darf ich fragen, wie alt Sie sind?«

»Natürlich. Ich werde nächstes Jahr vierundfünfzig. Wie alt hätten Sie mich denn geschätzt?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ehrlich gesagt, ich hatte keine Ahnung. Deshalb auch meine Frage.«

»Das liegt an meinen weißen Haaren.« Er lächelte. »Man hat mir schon häufig gesagt, dass sie es schwierig machen, mein Alter zu schätzen. Angeblich gibt es ja Menschen, deren Haar vor Angst und Grauen über Nacht weiß wird. Ich werde oft gefragt, ob das bei mir der Fall gewesen sei, aber etwas so Dramatisches habe ich nie erlebt. Ich habe einfach nur schon sehr früh weißes Haar bekommen. Mit Mitte vierzig war ich schon fast weiß. Es ist wirklich sonderbar. Vor allem, weil mein Großvater, mein Vater und meine beiden älteren Brüder alle kahl sind. Ich bin der Einzige in meiner Familie mit diesem weißen Schopf.«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich gern erfahren, was Sie beruflich machen. Also konkret.«

»Ich habe nicht das Geringste dagegen. Ich weiß nur nicht richtig, wie ich es erklären soll.«

»Wenn es schwierig zu erklären ist …«

»Nein, es ist mir nur eher etwas peinlich«, sagte er. »Um die Wahrheit zu sagen, arbeite ich im Augenblick gar nicht. Ich bekomme zwar keine Arbeitslosenunterstützung, aber offiziell bin ich arbeitslos. Ich beschäftige mich über mehrere Stunden am Tag mit Aktienhandel im Internet, aber es sind keine großen Summen im Spiel. Es ist eher ein Hobby, mit dem ich mir die Zeit vertreibe. Um mein Gehirn zu trainieren. Wie ein Pianist, der täglich Tonleitern spielt.« An dieser Stelle holte Menshiki kurz Luft und schlug die Beine neu übereinander. »Früher hatte ich eine IT-Firma, habe aber vor Kurzem beschlossen, alle Anteile zu verkaufen und in den Ruhestand zu treten. Gekauft hat sie ein großes Telekommunikationsunternehmen. Dadurch habe ich so viele Reserven, dass ich eine ganze Weile leben kann, ohne etwas zu tun. Also habe ich mein Haus in Tokio verkauft und bin hierhergezogen. Mit anderen Worten: Ich habe mich zurückgezogen. Mein Vermögen habe ich auf verschiedene internationale Banken verteilt und verdiene mir ein wenig dazu, indem ich es je nach Kurs umverteile.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Haben Sie Familie?«

»Nein, ich bin nicht und war auch nie verheiratet.«

»Sie wohnen also ganz allein in dem großen Haus?«

Er nickte. »Ja, im Augenblick habe ich nicht einmal eine Haushälterin. Ich lebe schon so lange allein, dass ich mich daran gewöhnt habe, die Hausarbeit selbst zu machen. Es macht mir nicht einmal etwas aus. Aber in einem so großen Haus muss man unheimlich viel putzen, deshalb lasse ich jede Woche einen Reinigungsdienst kommen. Ansonsten mache ich das meiste allein. Wie ist es bei Ihnen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich lebe seit nicht einmal einem Jahr allein und bin noch so etwas wie ein Amateur.«

Menshiki nickte nur, stellte aber keine Frage und gab auch keinen Kommentar ab. »Was ich Sie schon die ganze Zeit fragen wollte«, sagte er. »Kennen Sie Tomohiko Amada gut?«

»Nein, ich bin ihm noch nie begegnet. Aber sein Sohn und ich haben an derselben Kunsthochschule studiert, und dieser Verbindung habe ich es zu verdanken, dass ich jetzt quasi sein leer stehendes Haus hüte. Da ich umständehalber gerade kein Dach über dem Kopf habe, lässt er mich einstweilen hier wohnen.«

Menshiki nickte mehrmals. »Für einen normalen Angestellten wäre es ziemlich unpraktisch, hier zu wohnen, aber für Leute wie *Sie beide* ist diese Umgebung ideal, nicht?«

Ich grinste schief. »Wir sind zwar beide Maler, aber Tomohiko Amada hat doch ein ganz anderes Niveau als ich. Es macht mich direkt verlegen, in einem Atemzug mit ihm genannt zu werden.«

Menshiki schaute auf und blickte mich ernst an. »Sie wissen es nur noch nicht. Sie sind wahrscheinlich auf dem besten Weg, ein bekannter Künstler zu werden.« Dazu fiel mir nichts ein, und ich schwieg. »Ein Mensch kann sich mitunter sehr verändern«, sagte Menshiki. »Er kann seinen Stil radikal zerschlagen und sich kraftvoll aus den Trümmern erneuern. Sie wissen sicher, dass Amada in seiner Jugend westlich gemalt hat?«

»Ja, vor dem Krieg galt er als vielversprechender Maler westlichen Stils. Aber als er nach seinem Studienaufenthalt in Wien nach Japan zurückkehrte, wandte er sich aus irgendeinem Grund der Nihonga-Malerei zu und feierte nach dem Krieg damit große Erfolge.«

»Es kommt wohl in jedem Leben eine Zeit, die kühne Veränderungen erfordert. Und wenn sie da ist, sollte man die Gelegenheit beim Schopf packen, festhalten und nicht mehr loslassen. Manche Menschen sind imstande, diesen Moment zu erfassen, andere nicht. Tomohiko Amada war es.«

Eine kühne Veränderung. Bei diesen Worten kamen mir plötzlich *Die Ermordung des Commendatore* und der junge Mann, der den Commendatore erstach, in den Sinn.

»Kennen Sie sich mit Nihonga aus?«, fragte Menshiki.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht mehr als jeder Laie. Im Studium habe ich zwar ein paar Vorlesungen über Kunstgeschichte gehört,

aber von ›Auskennen‹ kann keine Rede sein.«

»Das ist eine sehr elementare Frage, aber wie würden Sie Nihonga maltechnisch definieren?«

»Das ist gar nicht so einfach«, sagte ich. »Im Allgemeinen werden darunter Bilder verstanden, die vornehmlich unter Verwendung von Leim, Farbpigmenten und Blattgold entstehen. Statt mit westlichen Künstlerpinseln werden sie mit Tusche- und Flachpinseln gemalt. Mit anderen Worten: Nihonga definiert sich anhand der vornehmlich verwendeten Materialien. Natürlich werden vor allem traditionelle Malweisen angewendet, aber bei vielen Nihonga kommen auch Avantgarde-Techniken und neue Farbmaterialien zum Einsatz. Das heißt, die Definition verschwimmt zunehmend. Bei Tomohiko Amadas Bildern handelt es sich allerdings um sogenannte ›klassische‹ Nihonga. Vielleicht könnte man sie sogar als ›archetypisch‹ bezeichnen. Er hat auch in technischer Hinsicht einen unverwechselbaren Stil geschaffen.«

»Wenn die Nihonga-Malerei sich einer Definition anhand von Material und Technik entzieht, bleibt am Ende nur der Geist?«

»In gewisser Weise schon. Aber auch ein bestimmter Geist der Nihonga-Kunst lässt sich nicht eindeutig definieren. Denn Komposition und Sujets waren ursprünglich bereits eklektisch.«

»Was bedeutet *eklektisch*?«

Ich wühlte in meinem Gedächtnis nach dem Inhalt der Vorlesungen über Kunstgeschichte, die ich im Studium besucht hatte. »Mitte des 19. Jahrhunderts, also nach der Meiji-Restauration, gelangte zusammen mit anderen kulturellen Einflüssen auch die westliche Malerei nach Japan, aber bis dahin hatte Nihonga als Genre faktisch noch nicht existiert. Besser gesagt: Die Bezeichnung ›Nihonga‹ hatte es nicht gegeben. Ebenso wie damals ›Nihon‹ als Name für unser Land noch kaum benutzt wurde. Der Begriff ›Nihonga‹ entstand erst mit dem Auftreten der westlichen Malerei, um dieser etwas entgegenzusetzen und sich von ihr abzugrenzen. So wurden verschiedene althergebrachte Malstile aus praktischen

Gründen unter diesem neuen Terminus zusammengefasst. Natürlich gab es auch einige, die davon ausgenommen waren, zum Beispiel die Tuschemalerei. Man kann sagen, die Meiji-Regierung etablierte die Nihonga-Malerei als nationale Kunstrichtung, um damit ein Gegengewicht zur westlichen Kultur zu schaffen und die japanische kulturelle Identität zu fördern. Das Schlagwort lautete *Wakon yosai* – ›japanischer Geist und westliche Technik‹. Zur Malerei zählte nun auch die Bemalung von Gebrauchsgegenständen wie Wandschirmen, Schiebetüren oder Geschirr, also bisheriges Kunsthandwerk, das zunehmend auf Kunstausstellungen präsentiert wurde. Mit anderen Worten: Gewöhnliche bemalte Alltagsgegenstände wurden dem europäischen System entsprechend zu ›Kunstwerken‹ aufgewertet.«

Ich unterbrach meinen Vortrag und sah Menshiki an. Da er meinen Ausführungen offenbar aufmerksam folgte, fuhr ich fort. »Den Mittelpunkt der damaligen Bewegung bildeten Kakuzō Okakura und Ernest Fenollosa. Die gewaltigen und rapiden Umwälzungen, die damals in der japanischen Kultur stattfanden, gelten als bemerkenswerter Erfolg. In der Musik, in der Literatur und ganz allgemein in den Geisteswissenschaften ergaben sich ähnliche Prozesse. Unsere Vorfahren hatten jede Menge zu tun, glaube ich. Vor ihnen türmten sich bedeutende Aufgaben, die sie in kürzester Zeit zu bewältigen hatten. Aus heutiger Perspektive betrachtet, scheint ihnen das bemerkenswert gut gelungen zu sein. Die Integration westlicher Inhalte sowie die Abgrenzung und der Erhalt nichtwestlicher Teile verliefen insgesamt reibungslos. Womöglich besitzen wir Japaner eine natürliche Begabung für die Bewältigung solcher Aufgaben. Nihonga war also schon ursprünglich nicht klar definiert. Es handelte sich lediglich um einen Begriff, auf den man sich mehr oder weniger willkürlich geeinigt hatte. Da er nie einen fest umrissenen Stil bezeichnet hatte, kann man sagen, er entstand als Folge eines äußeren und inneren Drucks.«

Menshiki schien ernsthaft nachzudenken. »Die Einigung war zwar vage«, sagte er dann, »aber nötig, nicht?«

»Genau. Sie ergab sich aus der Notwendigkeit.«

»Dass die Nihonga-Malerei ursprünglich keinen festen Rahmen hatte, ist ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Kann man das so interpretieren?«

»Ich glaube schon.«

»Aber in den meisten Fällen erkennen wir beim Anblick eines Bildes doch ganz spontan, ob es sich um Nihonga handelt, nicht wahr?«

»Das stimmt. Offenbar gibt es bestimmte feste Merkmale, die zu erkennen sind. Eine Neigung oder eine Nuance. Ein implizites gleichsam kollektives Erkennen. Auch wenn der Grund dafür mitunter sprachlich schwierig zu vermitteln ist.«

Menshiki schwieg für einen Moment, bevor er die nächste Frage stellte. »Gehört denn jedes Gemälde, das nicht westlich ist, stilistisch gesehen zur Nihonga-Kunst?«

»Nein, nicht unbedingt«, erwiderte ich. »Im Prinzip existieren ja auch westliche Gemälde, die nicht in westlichem Stil gemalt sind.«

»Ich verstehe«, sagte er, sah mich jedoch fragend an. »Aber wenn man von Nihonga spricht, beinhaltet das mehr oder weniger einen nichtwestlichen Stil. Das könnte man doch so sagen?«

Ich überlegte. »Ja, so kann man es sicher ausdrücken. Allerdings habe ich noch nie so genau darüber nachgedacht.«

»Eigentlich liegt es auf der Hand, ist aber gar nicht leicht in Worte zu fassen.«

Da konnte ich ihm nur beipflichten.

Er hielt kurz inne, bevor er fortfuhr. »Wenn man genau darüber nachdenkt, gibt es wahrscheinlich viele Bereiche, die mit der Definition des Eigenen gegenüber dem Anderen zusammenhängen, nicht? Es liegt zwar auf der Hand, aber dieses Offensichtliche ist schwer in Worte zu fassen. Wahrscheinlich kann man es nur, wie Sie sagten, als ›eine durch inneren und äußeren Druck entstandene Kontaktfläche‹ begreifen.« Menshiki lächelte ein wenig. »Sehr interessant«, fügte er leise und wie zu sich selbst hinzu.

Plötzlich fragte ich mich, worum es hier eigentlich ging. An sich war das Thema ja wirklich hochinteressant, aber was bezweckte er mit diesem Gespräch? Folgte er nur seiner intellektuellen Neugier? Oder wollte er mich prüfen? Und wenn ja, warum?

»Ich bin übrigens Linkshänder«, erklärte Menshiki unvermittelt. »Ich weiß nicht, ob das eine Rolle spielt, aber zumindest ist es eine weitere Information über mich als Person. Wenn ich die Wahl zwischen rechts und links habe, nehme ich immer links. So bin ich es gewohnt.«

Es war fast drei Uhr nachmittags, als wir uns zu unserem nächsten Termin verabredeten. Er sollte drei Tage später – am Montag – um ein Uhr stattfinden. Wieder wollte ich ungefähr zwei Stunden im Atelier verbringen und erneut versuchen, einen Entwurf anzufertigen.

»Wir haben keine Eile«, sagte Menshiki. »Ich sagte es ja bereits – nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen. Ich habe jede Menge davon.«

Damit verabschiedete er sich. Ich sah aus dem Fenster zu, wie er in seinen Jaguar stieg und davonfuhr. Anschließend nahm ich noch einmal die an diesem Tag entstandenen Skizzen zur Hand und betrachtete sie eine Weile, ehe ich sie kopfschüttelnd beiseitelegte.

Im Haus war es ungeheuer still. Kaum war ich allein, war die Stille mit einem Schlag drückend. Auf der Terrasse wehte kein Wind, und die Luft fühlte sich dicht und kalt wie Gelatine an. Es sah nach Regen aus.

Ich setzte mich im Wohnzimmer aufs Sofa und ließ meine Unterhaltung mit Menshiki Revue passieren. Anfangs hatten wir über das Modellsitzen gesprochen und über den *Rosenkavalier* von Strauss. Dann hatte er mir von seiner IT-Firma erzählt und davon, dass er durch ihren Verkauf genug verdient habe, um sich in verhältnismäßig jungen Jahren zur Ruhe setzen zu können. Dass er allein in dem großen Haus lebe und sein Vorname Wataru sei.

Wataru wie in »einen Fluss überqueren«. Dass er frühzeitig weißes Haar bekommen habe, noch nie verheiratet gewesen, Linkshänder und vierundfünfzig Jahre alt sei. Er hatte bemerkt, dass die gewaltige Veränderung in Tomohiko Amadas Leben eine Chance gewesen war, die dieser nicht versäumt hatte zu ergreifen. Anschließend hatten wir über die Definition der Nihonga-Malerei gesprochen. Zum Schluss war noch die Frage nach der Beziehung zwischen dem Eigenen und dem Anderen aufgekommen.

Was wollte dieser Mann von mir?

Und warum konnte ich ihn nicht angemessen zeichnen?

Ganz einfach. *Weil ich den Kern seines Wesens bisher nicht erfasst hatte.*

Nach dem Gespräch mit Menshiki war ich seltsam aufgewühlt. Und meine Neugier war noch gewachsen.

Ungefähr eine halbe Stunde später begann es heftig zu regnen. Die Vögel hatten bereits Schutz vor den dicken Tropfen gesucht.

10 SICH EINEN WEG DURCH HOHES GRÜNES GRAS BAHNEN

Als ich fünfzehn war, starb meine jüngere Schwester. Es war ein plötzlicher Tod. Sie war damals zwölf Jahre alt und gerade in die siebte Klasse gekommen. Sie hatte ein angeborenes Herzleiden, aber da in der sechsten Klasse kaum noch Symptome aufgetreten waren, hatten wir uns einigermaßen sicher gefühlt und zeitweise sogar gehofft, sie könne weiterleben, ohne dass ihr Zustand sich verschlechtere. Aber im Mai jenes Jahres traten auf einmal starke Herzrhythmusstörungen auf, die im Liegen besonders heftig waren, und sie konnte nächtelang nicht schlafen. Sie wurde in der Universitätsklinik behandelt, aber auch eingehende Untersuchungen ergaben keinen Hinweis auf irgendeine Veränderung ihres bisherigen Zustands. Die Ärzte wiegten ratlos die Köpfe und erklärten, das ursprüngliche Problem müsse durch die Operationen eigentlich längst behoben sein.

»Sie sollte Anstrengungen meiden und so weit wie möglich ein geregeltes Leben führen. Dann dürfte es nicht allzu viele Probleme geben«, sagte der Arzt. Etwas anderes konnte er wohl nicht sagen. Außerdem verschrieb er ihr noch ein paar Medikamente.

Aber die Herzrhythmusstörungen meiner Schwester besserten sich nicht. Sooft ich ihr am Esstisch gegenübersaß, blickte ich auf ihre Brust und stellte mir ihr schadhaftes Herz darin vor. Allmählich entwickelten sich auch ihre Brüste. Ungeachtet ihres Herzleidens war ihr Körper weiter auf dem Weg zur Reife. Es war ein seltsames Gefühl, auf ihre sich zunehmend wölbenden Brüste zu blicken. Meine Schwester, die eben noch ein kleines Mädchen gewesen war,

bekam plötzlich ihre erste Periode und einen Busen. Aber in ihrer kleinen Brust schlug ein defektes Herz. Und nicht einmal Spezialisten waren imstande, genau zu bestimmen, um welchen Defekt es sich handelte. Diese Situation hielt mich ständig in Atem, und ich verbrachte meine Jugend in der unablässigen unterschwelligen Furcht, womöglich irgendwann meine kleine Schwester zu verlieren.

Tag für Tag trichterten mir unsere Eltern ein, ich müsse auf meine Schwester aufpassen, weil sie nicht kräftig genug sei. Eine Zeit lang besuchten wir die gleiche Grundschule, und ich war felsenfest entschlossen, sie nicht aus den Augen zu lassen und sie und ihr kleines Herz unter allen Umständen und notfalls unter Einsatz meines Lebens zu beschützen. Auch wenn sich diese Gelegenheit letztendlich nie ergab.

Eines Tages verlor meine Schwester das Bewusstsein, als sie auf ihrem Heimweg von der Schule im Bahnhof der Seibu-Shinjuku-Linie die Treppen hinaufstieg, und wurde mit dem Krankenwagen in eine nahe gelegene Unfallklinik gebracht. Sofort hastete ich aus der Schule dorthin, aber ihr Herz hatte bereits aufgehört zu schlagen. Es geschah so plötzlich. Am Morgen hatten wir noch zusammen gefrühstückt, uns im Flur verabschiedet, und ich war zu meiner Oberschule und meine Schwester zu ihrer Mittelschule aufgebrochen. Und als ich sie wiedersah, atmete sie nicht mehr. Ihre großen Augen hatten sich für immer geschlossen, nur ihr Mund stand ein wenig offen, so als wollte sie noch etwas sagen. Ihre Brüste, die eben zu knospen begonnen hatten, würden nicht mehr weiterwachsen.

Als ich sie das nächste Mal sah, hatte man sie in einen Sarg gelegt. In dem schwarzen Samtkleid, das sie so mochte, ganz leicht geschminkt, die Haare frisiert und in ihren schwarzen Lackschuhen lag sie mit dem Gesicht nach oben in dem kleinen Sarg. Der Spitzenkragen ihres Kleids wirkte unnatürlich weiß.

Sie sah aus, als würde sie schlafen. Als bräuchte ich sie nur leicht zu schütteln, um sie zu wecken. Doch das war eine Illusion. Ich hätte sie rufen und schütteln können, soviel ich wollte, aber aufwachen würde sie nie mehr.

Ich konnte es kaum ertragen, dass man den zarten Körper meiner Schwester in diesen engen Kasten gepfercht hatte. Sie sollte an einem offenen, weiträumigen Ort ruhen. Zum Beispiel inmitten einer Wiese. Und wir sollten uns schweigend einen Weg durch das hohe grüne Gras bahnen, um sie dort zu besuchen. Der Wind sollte sacht über das Gras streichen, die Vögel sollten zwitschern und die Insekten summen. Die Wiesenblumen sollten ihren Duft und ihre Pollen versprühen. Wenn die Sonne unterging, sollten zahllose silberne Sterne am Himmel über ihr stehen. Und wenn am Morgen die Sonne wieder aufging, sollten Tautropfen wie Edelsteine an den Grashalmen funkeln. Doch stattdessen hatte man sie in diesen idiotischen kleinen Sarg gepresst, und der Schmuck um sie herum bestand aus trübseligen weißen Blumen, die man mit einer Schere abgeschnitten und in eine Blumenvase gestellt hatte. Fahles Neonlicht erhellte den winzigen Raum, und aus mickrigen, in die Decke eingelassenen Lautsprechern tönte irgendeine retortenhafte Orgelmusik.

Ich konnte nicht zusehen, wie sie verbrannt wurde. Als der Sargdeckel geschlossen und versiegelt wurde, hielt ich es nicht mehr aus und stürzte aus dem Krematorium. Ich beteiligte mich auch nicht an dem Ritual, die übrig gebliebenen Knochen aus der Asche zu sammeln. Während dieser Zeremonie saß ich lautlos weinend allein im Garten des Krematoriums. Ich war zutiefst unglücklich darüber, dass ich meiner Schwester in ihrem kurzen Leben nicht ein einziges Mal hatte beistehen können.

Nach dem Tod meiner Schwester veränderte sich unsere Familie zunehmend. Mein Vater wurde noch wortkarger als früher und meine Mutter noch nervöser, während ich im Großen und Ganzen dasselbe Leben führte wie bisher. Ich nahm an den Aktivitäten des

Bergsteigerclubs teil, dem ich angehörte, und wenn nicht, beschäftigte ich mich mit Ölmalerei. Mein Kunstlehrer hatte mir geraten, offiziell Malunterricht an der Schule zu nehmen. Und im Zuge der Kurse, die ich besuchte, entwickelte ich mit der Zeit ein ernsthaftes Interesse an der Malerei. Damals war ich bestrebt, immer etwas zu tun zu haben, um nicht ständig an meine tote Schwester denken zu müssen.

Bis lange nach ihrem Tod, wie lange, weiß ich nicht, aber es waren einige Jahre, ließen meine Eltern ihr Zimmer, wie es war. Unverändert lagen die Stapel von Schulbüchern und Nachschlagewerken auf ihrem Schreibtisch, ebenso Stifte, Radiergummis, Heftklammern. Ihr Bett war bezogen, Laken, Decke, Kissen, ihr Schlafanzug lag gewaschen und gefaltet bereit. Im Schrank hing ihre Schuluniform. Der Wandkalender, auf dem noch in ihrer kleinen, sauberen Schrift ihre Termine eingetragen waren, zeigte den Monat an, in dem sie gestorben war, als wäre die Zeit stehen geblieben. Noch immer stand die Tür offen, als hielte sich meine Schwester darin auf. Wenn niemand zu Hause war, ging ich manchmal hinein, legte mich sacht auf ihr ordentlich gemachtes Bett und schaute mich um. Sonst fasste ich niemals etwas in ihrem Zimmer an, denn unter keinen Umständen wollte ich auch nur die geringste Unordnung in die darin erstarrten letzten Lebenszeichen meiner Schwester bringen.

Oft versuchte ich mir vorzustellen, wie das spätere Leben meiner Schwester ausgesehen hätte, wäre sie nicht mit zwölf Jahren gestorben. Aber natürlich gelang es mir nicht. Ich hatte ja nicht einmal eine Ahnung, welches Leben ich selbst führen würde. Woher hätte ich also wissen sollen, was aus meiner Schwester geworden wäre? Doch ohne diesen tödlichen Herzfehler wäre sie gewiss zu einer klugen und bezaubernden Frau herangewachsen. Viele Männer hätten sie geliebt und mit ihr geschlafen. Obwohl ich mir das nicht konkret vorstellen konnte. Für mich war und blieb sie meine schutzbedürftige kleine Schwester.

Nach ihrem Tod zeichnete ich eine Zeit lang wie besessen Bilder von ihr. Immer wieder zeichnete ich ihr Gesicht aus dem Gedächtnis, um es nicht zu vergessen. Natürlich würde ich das Gesicht meiner Schwester nicht vergessen. Nie, bis an mein Lebensende nicht. Doch ich wollte mir ihr Gesicht bewahren, wie ich es *zu diesem Zeitpunkt* in Erinnerung hatte. Damals mit fünfzehn wusste ich noch nicht viel über das Wirken der Erinnerung, die Malerei oder den Fluss der Zeit. Dennoch war mir klar, dass ich etwas unternehmen musste, um die *Erinnerung an die Gegenwart* unverändert zu erhalten. Andernfalls würde sie bald verschwinden. Ganz gleich, wie stark meine Erinnerungen waren, die Macht der Zeit würde stärker sein. Das sagte mir mein Instinkt.

Also saß ich, wenn ich allein zu Hause war, auf dem Bett meiner Schwester, um sie zu zeichnen. Immer und immer wieder. Versuchte das Bild von ihr, das ich im Herzen trug, auf weißem Papier zum Leben zu erwecken. Das war natürlich nicht einfach, denn damals fehlte es mir noch an Erfahrung und handwerklichen Fähigkeiten. Ich zeichnete und zerriss, zeichnete und zerriss. Immer wieder. Doch wenn ich mir die Bilder von damals (einige hatte ich aufbewahrt) jetzt anschaute, sah ich, dass sie von unverkennbarer, echter Trauer erfüllt waren. Ungeachtet aller technischen Mängel erkannte ich in ihnen ernsthafte Arbeiten, in denen meine Seele die Seele meiner Schwester zu beschwören suchte. Bei ihrem Anblick schossen mir spontan die Tränen in die Augen. Danach hatte ich noch viele Bilder gemalt, aber keines davon vermochte mich später noch zu Tränen zu rühren.

Der Tod meiner Schwester hatte eine weitere Folge für mich – ich entwickelte eine starke Klaustrophobie. Nachdem ich Zeuge gewesen war, wie sie in dem engen Sarg gelegen hatte und der Deckel versiegelt worden war, ehe man sie ins Feuer schob, ertrug ich keine kleinen abgeschlossenen Räume mehr. Lange Zeit war ich außerstande, einen Aufzug zu betreten. Sobald ich davorstand,

überwältigte mich die Vorstellung, dieser würde bei einem Erdbeben oder Ähnlichem ruckartig zum Stillstand kommen und ich wäre rettungslos darin gefangen. Allein der Gedanke versetzte mich in eine derartige Panik, dass ich keine Luft mehr bekam.

Diese Symptome traten nicht unmittelbar nach dem Tod meiner Schwester auf, sondern es vergingen fast drei Jahre bis zu ihrem Ausbruch. Die erste Attacke suchte mich heim, als ich kurz nach Beginn meines Kunststudiums als Aushilfskraft bei einer Spedition jobbte, wo ich Umzugstransporter be- und entladen musste und einmal versehentlich in einem leeren Laderaum eingeschlossen wurde. Als ich am Ende eines Tages überprüfte, ob nichts im Laster vergessen worden war, schloss der Fahrer die Tür von außen ab, ohne sich zu vergewissern, ob noch jemand darin war.

Es dauerte zweieinhalb Stunden, bis die Tür wieder geöffnet und ich befreit wurde. Die ganze Zeit über war ich allein in dem dunklen, engen Raum eingesperrt. Wenigstens war es kein Kühllaster oder dergleichen, und es kam Luft durch die Ritzen. Hätte ich einen klaren Kopf behalten, hätte ich begriffen, dass keine Erstickungsgefahr bestand.

Stattdessen wurde ich von einer immensen Panik ergriffen. Obwohl ausreichend Sauerstoff vorhanden war und ich jede Menge Luft hätte bekommen können, gelangte kaum etwas davon in meinen Körper. Das Atmen fiel mir zunehmend schwer, und ich glaube, ich hyperventilierte. Mir wurde schwindlig, und eine unerklärliche, rasende Angst zu ersticken ergriff von mir Besitz. Ruhig Blut, versuchte ich mich zu ermahnen. Irgendwann kommst du hier raus. Es ist ausgeschlossen, hier drin zu ersticken. Aber es war, als wäre meine Vernunft außer Betrieb gesetzt. Alles, woran ich denken konnte, war, dass man meine Schwester eingeschlossen in dem engen Sarg in die Flammen geschoben hatte. Wie wahnsinnig vor Entsetzen hämmerte ich gegen die Wände des Laderaums.

Der Laster stand zwar mitten auf dem Parkplatz der Spedition, aber alle Mitarbeiter waren bereits nach Hause gegangen, und

offenbar hatte niemand darauf geachtet, ob ich noch da war oder nicht. Ich konnte trommeln, soviel ich wollte, niemand würde mich hören. Im schlimmsten Fall wäre ich bis zum Morgen eingeschlossen. Bei dieser Vorstellung schienen sich sämtliche Muskeln meines Körpers aufzulösen.

Am Ende war es der Nachtwächter, der auf seiner Runde den Lärm bemerkte, den ich auf dem Parkplatz veranstaltete, und die Lastwagentür öffnete. Als er sah, wie abgekämpft und außer mir ich war, brachte er mich in den Sanitätsraum und ließ mich eine Zeit lang auf der Liege ausruhen. Er machte mir sogar einen heißen schwarzen Tee. Wie lange ich dort lag, weiß ich nicht. Irgendwann regulierte sich meine Atmung, und als ich mich bei dem Wachmann bedankte und mit der ersten Bahn nach Hause fuhr, graute schon der Morgen. Ich fiel auf mein Bett und zitterte noch lange.

Seitdem konnte ich in keinen Aufzug mehr steigen, denn offenbar hatte dieser Vorfall eine in mir schlummernde Angst geweckt. Ich zweifelte nicht daran, dass sie von der Erinnerung an meine verstorbene Schwester hervorgerufen wurde. Und es waren nicht nur Aufzüge – von nun an konnte ich keinen Fuß mehr in einen geschlossenen engen Raum setzen, ganz gleich, welchen. Nicht einmal Filme, in denen U-Boote oder Panzer vorkamen, konnte ich mir ansehen. Allein bei der Vorstellung, in einem so engen Raum eingesperrt zu sein, wohlgemerkt *nur bei der Vorstellung*, bekam ich schon keine Luft mehr. Wenn in einer Filmszene jemand eingeschlossen wurde, war ich mitunter nicht in der Lage, den Film zu Ende zu sehen, musste mittendrin aufstehen und das Kino verlassen. Weshalb ich so gut wie nie in Begleitung ins Kino ging.

Als ich damals auf Hokkaido in einem Kapselhotel übernachten musste, bekam ich solche Beklemmungen, dass ich auf keinen Fall dort schlafen konnte und mir nichts anderes übrig blieb, als die Nacht im Auto auf dem Parkplatz zu verbringen.

Meine Frau zog mich manchmal mit meiner Panik auf. So fuhr sie, wenn wir zum Beispiel irgendwo in den sechzehnten Stock mussten,

mit dem Fahrstuhl nach oben und wartete vergnügt lachend, bis ich die Treppe hinaufgeschnauft kam. Allerdings hatte ich ihr auch nie von dem wahren Grund für meine Angst erzählt und stattdessen behauptet, ich hätte mich schon immer vor Fahrstühlen gefürchtet.

»Immerhin ist Bewegung gut für die Gesundheit«, sagte sie.

Eine ähnliche Beklommenheit empfand ich gegenüber Frauen mit außergewöhnlich großen Brüsten. Ob dies mit den sich eben erst entwickelnden Brüsten meiner mit zwölf Jahren gestorbenen Schwester in Zusammenhang stand, kann ich nicht sagen. Doch aus irgendeinem Grund fühlte ich mich von jeher zu Frauen mit kleinen Brüsten hingezogen, und sooft ich sie sah und berührte, musste ich an die zarten Rundungen meiner kleinen Schwester denken. Damit kein Missverständnis aufkommt, ich hatte nie ein sexuelles Interesse an meiner Schwester. Eher war ich wohl auf der Suche nach einer Art Grundgefühl. Nach einer gewissen Stimmung, die für immer verloren war.

An diesem Samstagnachmittag umfasste ich die Brüste meiner verheirateten Freundin. Sie waren nicht besonders groß, aber auch nicht besonders klein. Sie hatten einfach die richtige Größe und passten genau in meine Handflächen. Ihre Brustwarzen waren noch hart.

Sie kam nur selten an Samstagen zu mir, da sie das Wochenende für gewöhnlich mit ihrer Familie verbrachte. Aber an diesem Wochenende war ihr Mann auf Geschäftsreise in Mumbai, und ihre beiden Töchter übernachteten bei ihren Cousinen. Also schliefen wir wie sonst während der Woche in aller Ruhe den ganzen Nachmittag lang miteinander. Danach sanken wir in träges Schweigen. Wie immer.

»Möchtest du hören, was die Trommeln sagen?«, fragte sie.

»Die Trommeln?« Einen Moment lang wusste ich nicht, wovon sie sprach.

»Schon vergessen? Über den rätselhaften Mann, der in der weißen Villa auf der anderen Seite vom Tal lebt. Herr Menshiki. Letztes Mal sagtest du, du wüsstest gern mehr über ihn.«

»Ach so, ja. Natürlich habe ich das nicht vergessen.«

»Es ist nicht viel, aber immerhin etwas. Eine Freundin von mir, die ich über die Kinder kenne, wohnt in seiner Nähe. Von ihr habe ich einiges erfahren. Interessiert?«

»Natürlich.«

»Also, dein Herr Menshiki hat das Haus mit der herrlichen Aussicht vor ungefähr drei Jahren gekauft. Vorher hat dort eine andere Familie gewohnt. Diese Leute haben das Haus ursprünglich auch gebaut, aber nur zwei Jahre darin gelebt. Eines schönen Morgens haben sie plötzlich ihre Sachen gepackt und sind ausgezogen. Und Herr Menshiki ist eingezogen. Anscheinend hat er das fast neue Haus einfach so gekauft. Was da so Knall auf Fall passiert ist, weiß niemand.«

»Also hat er das Haus gar nicht selbst gebaut«, sagte ich.

»Genau. Er hat es erst bezogen, als es schon fertig war. Flink wie ein Einsiedlerkrebs.«

Diese Neuigkeit überraschte mich. Ich war von Anfang an ganz automatisch davon ausgegangen, Menshiki hätte das weiße Haus auf dem Berg für sich gebaut. Ich hatte es ganz selbstverständlich mit seinem Bild verknüpft – vielleicht wegen seiner wunderbar weißen Haare?

»Niemand weiß, was Herr Menshiki beruflich macht. Bekannt ist nur, dass er nie zur Arbeit fährt. Er ist fast immer den ganzen Tag lang zu Hause und macht wohl irgendetwas am Computer. Sein Arbeitszimmer ist voller Equipment. Heutzutage kann man ja vieles über Computer erledigen, wenn man sich damit auskennt. Eine Bekannte von mir kennt einen Chirurgen, der nur von zu Hause aus arbeitet. Er ist leidenschaftlicher Surfer und will nicht weg vom Meer.«

»Ein Chirurg kann zu Hause arbeiten?«

»Er lässt sich die ganzen Aufnahmen und Informationen über seine Patienten schicken, analysiert sie, erarbeitet ein Protokoll und schickt es an seine Kollegen. Dann überwacht er die Operation am Bildschirm und gibt seine Anweisungen. Manche Operationen können sogar durch die Zauberhand eines Computers direkt von ihm durchgeführt werden. So eben.«

»Wir leben in einer erstaunlichen Zeit«, sagte ich. »Allerdings würde ich persönlich mich nicht gern auf diese Weise operieren lassen.«

»Herr Menshiki macht bestimmt etwas Ähnliches«, sagte sie. »Was immer es ist, schlecht bezahlt kann es nicht sein. Er lebt ganz allein in diesem großen Haus und unternimmt lange Reisen. Wahrscheinlich nach Übersee. Außerdem hat er einen Kraftraum mit allen möglichen Trainingsgeräten, an denen er in seiner Freizeit seine Muskeln stählt. Er hat ja auch nicht ein Gramm Fett zu viel. Er liebt vor allem klassische Musik und hat ein mit allen Schikanen ausgestattetes Musikstudio. Ist das nicht ein luxuriöses Dasein?«

»Woher weißt du denn das alles?«

Sie lachte. »Könnte es sein, dass du die weibliche Fähigkeit zur Informationsbeschaffung unterschätzt?«

»Könnte sein«, gab ich zu.

»Er besitzt insgesamt vier Autos. Zwei Jaguare und einen Range Rover. Außerdem noch einen Mini Cooper. Offenbar liebt er englische Wagen.«

»Minis werden heutzutage von BMW hergestellt, und Jaguar wurde von einer indischen Firma aufgekauft. Diese Autos kann man gar nicht mehr als ›englisch‹ bezeichnen.«

»Er fährt einen alten Mini. Und auch wenn die Firma verkauft wurde, bleibt ein Jaguar letzten Endes doch ein englischer Wagen.«

»Weißt du noch mehr?«

»Es kommt so gut wie nie jemand zu ihm. Herr Menshiki ist offenbar ein Mensch, der die Einsamkeit liebt. Er ist immer allein, hört Musik und liest jede Menge Bücher. Obwohl er Junggeselle ist

und reich, bekommt er nie Damenbesuch. Es sieht aus, als würde er ein beziehungsfreies Leben führen. Womöglich ist er schwul? Aber auch dagegen spricht einiges.«

»Da sprudelt doch irgendwo eine reiche Informationsquelle?«

»Mittlerweile nicht mehr, aber bis vor Kurzem hatte er eine Zugehfrau, die mehrmals in der Woche für ihn arbeitete. Wenn sie den Müll zur Sammelstelle brachte oder im Supermarkt für ihn einkaufte, kam sie manchmal mit Nachbarinnen ins Gespräch.«

»Aha«, sagte ich. »So funktionieren also die Buschtrommeln.«

»Genau. Der Zugehfrau zufolge gibt es in Herrn Menshikis Haus ein Zimmer, das immer abgeschlossen ist. Der Hausherr hat sie ziemlich streng ermahnt, es nicht zu betreten.«

»Das ist ja wie im Schloss von Blaubart.«

»Genau. Fast in jedem Haus gibt es ein Skelett im Schrank, so heißt es doch.«

Bei ihrer Bemerkung fiel mir das Bild *Die Ermordung des Commendatore* ein, das auf dem Dachboden versteckt gewesen war. Auch eine Art Skelett im Schrank.

»Was in dem rätselhaften Zimmer ist, hat sie nie herausbekommen. Wie gesagt, es war immer abgeschlossen. Aber sie geht nicht mehr zu ihm, er hat sie entlassen. Wahrscheinlich war sie zu mitteilsam. Jetzt erledigt er die Hausarbeit wohl selbst.«

»Das hat er mir auch gesagt. Einmal in der Woche kommt eine professionelle Reinigungsfirma, um alles andere kümmert er sich selbst.«

»Anscheinend ist er ziemlich empfindlich, was seine Privatsphäre angeht.«

»Aber dass wir beide uns hier treffen, hat sich hoffentlich noch nicht über die Buschtrommeln in der Nachbarschaft verbreitet, oder?«

»Glaube ich nicht«, sagte sie ruhig. »Erstens traut man mir so etwas nicht zu. Und zweitens ist es bei dir etwas anderes als bei Herrn Menshiki.«

»Du meinst, im Gegensatz zu mir ist er ein interessanter Mann, der Anlass zu Gerüchten gibt«, übersetzte ich in leichter verständliche Sprache.

»Und dafür sollten wir dankbar sein«, sagte sie vergnügt.

Nachdem meine Schwester gestorben war, lief alles schief. Dem metallverarbeitenden Betrieb, den mein Vater leitete, drohte eine Flaute, und mein Vater kam, getrieben vom Drang, dem entgegenzuwirken, kaum noch nach Hause. Dadurch entstand eine ungute Atmosphäre in unserer Familie, und ein bedrückendes Schweigen wurde zum Dauerzustand. Zu Lebzeiten meiner Schwester war das nicht so gewesen. In dem Bedürfnis, meinen Eltern möglichst aus dem Weg zu gehen, vertiefte ich mich immer mehr in die Malerei. Damals kam mir die Idee, Kunst zu studieren und Maler zu werden. Mein Vater war strikt dagegen. Er hielt die Malerei für eine brotlose Kunst, von der man nicht leben könne. Er sehe sich finanziell außerstande, einen verarmten Künstler durchzufüttern. Wir gerieten immer wieder in Streit, und meine Mutter versuchte zu schlichten. Schließlich schaffte ich es mit Hängen und Würgen, doch auf die Kunsthochschule zu gehen, aber die Beziehung zu meinem Vater blieb unwiderruflich zerrüttet.

Damals wünschte ich mir ständig verzweifelt, meine Schwester wäre nicht gestorben, denn ich war mir ganz sicher, dass wir, hätte sie gelebt, glücklicher geworden wären. Durch ihr plötzliches Verschwinden hatten wir unser bisheriges Gleichgewicht verloren, und unsere Familie wurde, ohne dass wir es merkten, zu einem Ort immerwährender gegenseitiger Verletzungen. Sooft ich daran dachte, dass es eigentlich an mir war, die Lücke zu füllen, die meine Schwester hinterlassen hatte, überkam mich ein Gefühl tiefer Hilflosigkeit.

Mittlerweile malte ich keine Bilder mehr von ihr. Nachdem ich mein Kunststudium begonnen hatte, drängte es mich, Phänomene und Objekte auf die Leinwand zu bannen, die keine konkrete

Bedeutung besaßen. Mit einem Wort: Ich malte abstrakt. Dabei wandelte ich die Bedeutung der Dinge in Zeichen um, welchen ich durch die Verknüpfung mit anderen Zeichen einen neuen Sinn verlieh. Ich hatte beschlossen, mich in eine Welt zu begeben, die in dieser Weise nach Vollkommenheit strebte. Denn in ihr konnte ich zum ersten Mal frei und ungehindert atmen.

Damit hatte ich natürlich noch längst keinen richtigen Beruf. Solange ich abstrakt malte, war auch mit Examen kein Einkommen in Sicht. Wie mein Vater es vorausgesagt hatte. Also verdingte ich mich notgedrungen als Porträtmaler, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. (Bei meinen Eltern war ich ausgezogen, musste also selbst für Wohnung und Essen sorgen.) Die Routinetätigkeit versetzte mich zumindest in die Lage, auch als Maler zu überleben.

Und jetzt wollte ich diesen Wataru Menshiki aus dem weißen Haus gegenüber porträtieren. Den geheimnisvollen Mann mit dem weißen Haar, über den in der Nachbarschaft so viele Gerüchte im Umlauf waren. Er war ein interessanter Mensch, das konnte man zu Recht sagen, und hatte mir von sich aus ein immenses Honorar angeboten. Leider hatte ich bei meinem ersten Versuch, ihn zu porträtieren, erkennen müssen, dass ich momentan dazu nicht in der Lage war. Nicht einmal ein ganz normales Porträt brachte ich zustande. Als wäre ich aus irgendeinem Grund leergelaufen.

Und wir sollten uns schweigend einen Weg durch das hohe grüne Gras bahnen, um sie dort zu besuchen ..., dachte ich zusammenhanglos. Wie wunderbar, wenn das wahr werden könnte.

11 ALLES DORT WAR VOM MONDLICHT ÜBERGOSSEN

Ich wurde von der Stille geweckt. Auch das kommt vor. Für gewöhnlich wacht man auf, wenn Geräusche eine andauernde Stille durchbrechen, aber manchmal kann auch das abrupte Verstummen einer Geräuschkulisse die Ursache sein.

Ich erwachte also mitten in der Nacht. Ich warf einen Blick auf den Digitalwecker an meinem Kopfende, er zeigte 1: 45 an. Nach kurzem Nachdenken wusste ich, dass es Samstagnacht beziehungsweise Sonntagmorgen um Viertel vor zwei sein musste. Den Nachmittag hatte ich mit meiner verheirateten Freundin in diesem Bett verbracht. Vor Sonnenuntergang war sie nach Hause gefahren, und ich hatte eine Kleinigkeit zu Abend gegessen, dann ein wenig gelesen und war kurz nach zehn schlafen gegangen. Ich schlafe für gewöhnlich recht tief. Bin ich einmal eingeschlafen, wache ich nicht mehr auf. Erst wieder, wenn es hell wird, ganz von selbst. Dass ich mitten in der Nacht aufwache, kommt so gut wie nie vor.

Im Dunkeln liegend, fragte ich mich, was mich um diese Uhrzeit geweckt habe könnte. Wie üblich war die Nacht ruhig, und der fast volle Mond hing am Himmel wie ein riesiger runder Spiegel. Die Landschaft schien weiß, wie mit Kalk getüncht. Sonst war nichts Außergewöhnliches zu bemerken. Ich richtete mich auf, um zu lauschen, und dann fiel mir doch etwas auf. *Es war zu still.* Die Stille war zu tief. Es war Herbst und dennoch kein Insekt zu hören. Dabei befand ich mich doch in den Bergen, wo nach Sonnenuntergang alle möglichen Insekten nahezu ohrenbetäubend schrillten. Sie lärmten bis tief in die Nacht (vor meinem Umzug hierher hatte ich geglaubt, Insekten würden nur abends zirpen – weit gefehlt). Manchmal war

es so laut, dass ich mich fragte, ob die Welt unter die Herrschaft der Grillen geraten sei. Doch in dieser Nacht war nicht ein Summen zu hören. Höchst sonderbar.

Einmal aufgewacht, konnte ich nicht mehr einschlafen. Schicksalsergeben stand ich auf und zog mir eine dünne Jacke über den Schlafanzug. In der Küche schenkte ich mir einen Scotch ein, warf ein paar Eiswürfel aus dem Gefrierfach hinein und trank. Anschließend trat ich auf die Terrasse hinaus, um nachzusehen, ob vielleicht Licht aus anderen Häusern durch die Bäume schimmerte. Doch anscheinend waren sämtliche Nachbarn bereits zu Bett gegangen, denn es war überall dunkel. Nur vereinzelte Gartenleuchten sprenkelten die Hänge. Auch Menshikis Villa lag in tiefem Dunkel. Und noch immer gaben die Insekten keinen Laut von sich. Was war mit ihnen geschehen?

Plötzlich nahm ich ein ungewohntes Geräusch wahr. Bildete ich mir das vielleicht nur ein? Bei dem üblichen Insektengesirre wäre es nie bis zu mir durchgedrungen. Selbst in der jetzigen tiefen Stille war es kaum zu hören. Ich lauschte mit angehaltenem Atem. Das war kein Insekt. Kein Laut aus der Natur. Es war eine Art Läuten. Klingkling. Wie von einer Glocke oder etwas Ähnlichem.

Es ertönte in kurzen Abständen. Einen Moment lang herrschte Stille, dann läutete es mehrere Male hintereinander, dann wieder Stille. Und wieder von vorn. Als wollte jemand eine Botschaft übermitteln. Die Abstände waren jedoch nicht regelmäßig, die Pausen mal länger, mal kürzer. Auch die Anzahl der Schläge dazwischen variierte. Ob diese Unregelmäßigkeit beabsichtigt oder willkürlich war, ließ sich nicht ausmachen. Es war jedenfalls so leise, dass es mir entgangen wäre, wenn ich nicht konzentriert gelauscht hätte. Doch nachdem ich das unerklärliche Läuten einmal bemerkt hatte, konnte ich ihm in der tiefen Stille der Nacht und dem beinahe unnatürlich hellen Mondlicht nicht mehr entrinnen. Es zerrte an meinen Nerven.

Ich konnte mir nicht vorstellen, was es war, also fasste ich mir ein Herz und beschloss, hinauszugehen und herauszufinden, woher es kam. Offenbar läutete da irgendwo jemand *etwas*. Ich bin wahrhaftig nicht besonders mutig, aber es machte mir keine Angst, mitten in der Nacht allein in die Dunkelheit hinauszugehen. Meine Neugier überwog. Außerdem schien der Mond ungewöhnlich hell, was vielleicht auch eine Hilfe war.

Eine große Taschenlampe in der Hand, schloss ich die Haustür auf und trat ins Freie. Im gelben Lichtkegel der Lampe über dem Eingang tummelten sich Scharen von Insekten. Ich blieb stehen und lauschte, um zu bestimmen, woher das Geräusch kam. Es klang wirklich wie von einer Glocke. Aber etwas war anders als bei einer normalen Glocke. Die Töne waren gewichtiger, klangen diffuser und dumpfer. Vielleicht war es ein spezielles Schlaginstrument? Aber wer um Himmels willen würde hier mitten in der Nacht so etwas spielen und wozu? Außerdem war das Haus, in dem ich wohnte, das einzige in der näheren Umgebung. Wenn also jemand hier eine Glocke – oder was immer es war – läutete, hielt er sich unerlaubt auf einem fremden Grundstück auf.

Ich sah mich nach etwas um, das mir als Waffe hätte dienen können, konnte aber nichts entdecken. Wenigstens hatte ich die Taschenlampe mit dem langen Stab. Das war besser als nichts. Die Lampe fest in meiner Rechten, marschierte ich auf das Geräusch zu.

Links vom Haus führte eine kleine Steintreppe mit sieben Stufen hinauf in ein Wäldchen. Dort gelangte man auf einem sanft ansteigenden Weg zu einer Lichtung mit einem kleinen, uralten Schrein, der laut Masahiko Amada schon immer dort gestanden hatte. Über seinen Ursprung wisse er nichts, doch als sein Vater das Haus und das Grundstück Mitte der 1950er-Jahre von Bekannten erworben habe, sei er bereits dort gewesen. Der Schrein, mit einem dreieckigen, einfachen Dach auf einem flachen Stein, hatte ansonsten eher Ähnlichkeit mit einer Holzkiste. Er war sechzig Zentimeter hoch und vierzig Zentimeter breit. Der einstige Anstrich

war inzwischen abgeblättert und kaum noch zu erahnen. Auf der Vorderseite gab es eine winzige zweiflüglige Tür. Was in dem Schrein war, wusste Masahiko nicht. Er hatte nie nachgesehen, vielleicht war auch gar nichts darin. Vor dem Türchen stand ein weißer Keramiktopf, dessen einziger Inhalt ein paar Schmutzränder waren, hervorgerufen durch das sich ständig darin sammelnde und wieder verdampfende Regenwasser. Tomohiko Amada hatte den Schrein völlig sich selbst, dem Regen und dem Wind überlassen und weder im Vorübergehen davor gebetet noch ihn ein einziges Mal gereinigt. Offenbar war er für ihn kein Heiligtum, sondern nicht mehr als ein einfacher Holzkasten gewesen.

»Religion oder Frömmigkeit interessierten ihn nicht die Bohne«, sagte sein Sohn. »Von göttlichen Strafen oder Flüchen hielt er noch weniger. Er bezeichnete sie höchstens als albernen Aberglauben oder Volksverdummung. Er war kein respektloser Mensch, aber sehr rational veranlagt.«

Bei meiner ersten Besichtigung des Hauses hatte Masahiko mich zu dem Schrein geführt. »Welches Haus hat heutzutage noch einen eigenen Schrein?«, hatte er gesagt und gelacht. Das stimmte natürlich. »Als Kind fand ich es total gruselig, dass es so etwas Unheimliches auf dem Anwesen gab. Wenn ich hier übernachtete, hütete ich mich, auch nur in die Nähe von dem Ding zu kommen.«

Ich hielt mich nicht für besonders rational veranlagt, hatte aber wie Masahikos Vater dem Schrein bisher keine Aufmerksamkeit gezollt. Er war ja auch nichts Besonderes. In früheren Zeiten hatte man überall Schreine errichtet, und Schutzgottheiten und Wächterfiguren standen an jedem Wegrand. Dieser Schrein verschmolz auf sehr organische Weise mit der Landschaft. Ich war auf meinen Spaziergängen häufig daran vorbeigegangen, ohne ihn zu beachten – kein Händefalten und keine Opfergabe. Überhaupt hatte ich der Existenz des kleinen Schreins auf dem Grundstück, auf dem ich nun lebte, keine Bedeutung beigemessen. Für mich war er nicht mehr als ein Teil der Landschaft und hätte überall stehen können.

Jedenfalls schien das Läuten aus der Richtung des Schreins zu kommen. Als ich das Wäldchen betrat, war es auf einmal sehr dunkel, da das dichte Astwerk über mir den Mond verdeckte. Mit der Taschenlampe den Boden beleuchtend, bewegte ich mich vorsichtig vorwärts. Hin und wieder brachte ein plötzlicher Windstoß die dünne Laubschicht unter meinen Füßen zum Rascheln. Jetzt in der Nacht wirkte der kleine Wald vollkommen anders auf mich als bei meinen Spaziergängen am Tag. Alles hier gehorchte nun den Gesetzen der Nacht. Dennoch empfand ich – wiewohl ein Eindringling, der außerhalb dieser Gesetze stand – keine Furcht. Noch immer trieb meine Neugier mich voran. Ich war entschlossen, komme, was wolle, die Herkunft des sonderbaren Läutens zu ergründen. Das Gewicht der Stabtaschenlampe, die ich mit meiner Rechten fest umklammerte, gab mir Halt und Sicherheit.

Irgendwo auf einem Ast hier in dem nächtlichen Wäldchen saß bestimmt auch die Eule und lauerte auf Beute. Gern hätte ich sie in meiner Nähe gewusst. Gewissermaßen war sie ja eine Bekannte von mir. Doch kein Eulenruf ertönte. Offenbar waren mit den Insekten auch die Nachtvögel verstummt.

Das Läuten, das mit jedem meiner Schritte lauter und deutlicher wurde, war weiterhin in unregelmäßigen Abständen zu hören. Es war jetzt viel näher und schien tatsächlich von irgendwo hinter dem Schrein zu kommen, auch wenn es noch immer dumpf und verhalten wie aus dem tiefen Inneren einer engen Höhle klang. Wieder trat eine verhältnismäßig lange Pause ein, sodass es schien, als würden die Schläge nachlassen. Vielleicht erlahmten die Kräfte ihres Urhebers.

Da der Schrein auf einer Lichtung stand, war dort alles vom Mondlicht übergossen. Behutsam schlich ich auf seine Rückseite, wo hohes Pampasgras wucherte. Als ich es, dem Läuten folgend, teilte, entdeckte ich einen Hügel aus aufeinandergetürmten Steinquadern. Eigentlich war es eher eine Erhebung, zu niedrig, um als »Hügel« bezeichnet zu werden. Jedenfalls hatte ich zuvor nie etwas davon

bemerkt. Ich war nie um den Schrein herumgegangen, doch selbst wenn, hätte das dichte Pampasgras die Steine verborgen. Solange man es nicht mit Absicht auseinanderbog, war nichts zu sehen.

Ich ging nahe an den Steinhaufen heran und leuchtete ihn Stück für Stück mit der Taschenlampe ab. Die Quader waren ziemlich alt, aber es bestand kein Zweifel daran, dass sie von Menschenhand behauen waren. Natursteine waren es auf keinen Fall. Man hatte sie eigens hier heraufgebracht und hinter dem Schrein aufgetürmt. Sie waren von unterschiedlicher Größe, und die meisten waren von grünem Moos überzogen. Soweit ich sehen konnte, waren weder Schriftzeichen noch Verzierungen in sie eingemeißelt. Insgesamt waren es etwa zwölf oder dreizehn Stück. Vielleicht war der Aufbau aus Steinen früher auch höher gewesen und bei einem Erdbeben oder Ähnlichem in sich zusammengestürzt. Das seltsame Läuten schien aus den Ritzen zwischen den Steinen hervorzudringen.

Vorsichtig stieg ich hinauf und hielt Ausschau nach einer Lücke, aus der die Töne kommen konnten. Doch obwohl der Mond sehr hell schien, war es noch immer zu dunkel, um eine solche zu entdecken. Und außerdem – was hätte ich tun sollen, selbst wenn ich die Stelle gefunden hätte? Die Steine waren zu groß, um sie mit bloßen Händen wegzuräumen.

Jedenfalls läutete unter diesem Steinhaufen jemand in Abständen eine Glocke. Daran bestand überhaupt kein Zweifel. Aber wer konnte das sein? Bei diesem Gedanken beschlich mich endlich doch so etwas wie leise Furcht. Ich spürte instinktiv, dass ich mich dem Ursprung der Töne lieber nicht weiter nähern sollte.

Das Läuten im Rücken, eilte ich auf den Weg zurück, der durch das Wäldchen führte. Das durch die Äste fallende Mondlicht zeichnete vieldeutige Schatten auf meinen Körper, während ich den Wald durchquerte. Dann eilte ich die sieben Steinstufen hinunter zum Haus und schloss die Tür hinter mir ab. In der Küche schenkte ich mir einen Whisky ein und nahm sofort einen Schluck, ohne Eis

oder Wasser hinzuzufügen. Schließlich wieder zu Atem gekommen, trat ich mit dem Glas in der Hand auf die Terrasse hinaus.

Von dort war das Läuten nur so leise zu hören, dass ich die Ohren spitzen musste, um es überhaupt wahrzunehmen. Aber es hörte nicht auf, auch wenn die Abstände zwischen den Schlägen, also die Pausen, viel länger waren als zu Anfang. Eine Zeit lang lauschte ich dem unregelmäßigen Rhythmus.

Was konnte unter dem Steinhaufen sein? Ein Hohlraum, in dem jemand eine Glocke läutete? Handelte es sich womöglich um einen Hilferuf? All mein Grübeln führte zu keinem plausiblen Ergebnis.

Wie lange ich so meinen Gedanken nachhing, wusste ich nicht. Vielleicht war es nur ganz kurz. Vor lauter Verwunderung und Grübelei war mir jedes Zeitgefühl abhandengekommen. Tief in den Liegestuhl geschmiegt, das Whiskyglas in der Hand, schritt ich die weitverzweigten Gänge meines Bewusstseins ab. Und ehe ich michs versah, war das Läuten verstummt. Über allem lag tiefe Stille.

Ich stand auf und ging ins Schlafzimmer, um auf den Digitalwecker zu sehen. 2:31 Uhr. Wann genau das Läuten begonnen hatte, wusste ich nicht. Aufgewacht war ich jedenfalls um 1:45, demnach musste es mindestens fünfundvierzig Minuten gedauert haben. Nachdem die rätselhaften Klänge verstummt waren, begannen nach einer Weile auch die Insekten wieder zu zirpen, nach und nach, wie um die neugeborene Stille zu erkunden. So als hätten alle Insekten des Berges ungeduldig darauf gewartet, dass das fremde Geräusch aufhörte. Mit angehaltenem Atem, wachsam, lauernd.

Ich ging in die Küche, um mein Whiskyglas auszuspülen, und anschließend ins Bett. Mittlerweile war der herbstliche Chor der Insekten wieder zur Höchstform aufgelaufen. Eigentlich hätte ich zu aufgewühlt sein müssen, aber kaum lag ich, war ich auch schon eingeschlafen. Ich schlief tief und lange. Und sogar traumlos. Als ich aufwachte, war es vor dem Schlafzimmerfenster bereits heller Tag.

Vor zehn Uhr ging ich noch einmal durch den Wald zu dem kleinen Schrein. Von dem rätselhaften Läuten war nichts mehr zu hören, aber ich wollte mir den Steinhaufen unbedingt noch einmal bei Tageslicht ansehen. Im Schirmständer fand ich einen Gehstock aus stabilem Holz – vermutlich Eigentum von Tomohiko Amada – und wanderte damit durch das Wäldchen. Es war ein schöner Morgen, und das gefallene Laub leuchtete im klaren Herbstlicht. Kleine, spitzschnäblige Vögel huschten auf der Suche nach Samen geschäftig und laut rufend von Ast zu Ast. Hoch über mir flogen schwarze Krähen zielstrebig in eine Richtung.

Bei Tag wirkte der Schrein viel älter und schäbiger. Im Licht des fast vollen Mondes war er mir bedeutsam, sogar unheilvoll erschienen, doch nun sah er aus wie eine verwitterte Kiste.

Ich ging um ihn herum, teilte das hohe Pampasgras und kam zu dem Steinhaufen. Auch hier war der Eindruck ein ganz anderer als in der Nacht. Vor mir hatte ich nur ein paar bemooste Steinquader, die lange im Freien gelegen hatten. Im nächtlichen Mondschein waren sie mir wie die Überreste einer Ruine aus alter Zeit vorgekommen, überzogen von der Patina des Mythischen. Ich kletterte auf den Steinhaufen und lauschte angestrengt. Doch außer dem Zirpen der Insekten und gelegentlichen Vogelrufen war nichts zu hören.

Von fern ertönte ein peitschender Knall, als hätte jemand ein Gewehr abgefeuert. Wahrscheinlich schoss irgendwo jemand auf Vögel. Oder ein Bauer hatte eine Schreckschussanlage installiert, um Spatzen, Affen und Wildschweine von seinen Feldern fernzuhalten. Jedenfalls war es ein sehr herbstlich klingendes Geräusch. Der Himmel war klar, die Luft angenehm lau, und auch weit entfernte Geräusche waren gut zu hören. Ich ließ mich auf dem Steinhaufen nieder und dachte über den Hohlraum nach, der sich darunter befinden mochte. Ob jemand darin eingeschlossen war und um Hilfe rief, indem er die Glocke (oder was immer es war) läutete? So wie ich damals, als ich in dem Umzugslaster eingesperrt gewesen war, mit aller Kraft gegen die Wände getrommelt hatte? Die Vorstellung, dass

womöglich jemand in einem engen, dunklen Raum festsaß, beunruhigte mich sehr.

Nachdem ich ein leichtes Mittagessen zu mir genommen hatte, zog ich meine Arbeitskleidung an (kurz gesagt: Kleidung, die schmutzig werden konnte), begab mich ins Atelier und setzte mich noch einmal an das Porträt von Wataru Menshiki. Ich hatte das Bedürfnis, meine Hände zu bewegen, ganz gleich wie, um mich zumindest ein wenig von dem Bild eines in einer engen Kammer eingeschlossenen, um Hilfe flehenden Menschen und meiner dadurch ausgelösten chronischen Atemnot abzulenken. Nur zu diesem Zweck malte ich. Zunächst beschloss ich, Bleistift und Skizzenblock beiseite zu lassen. Sie nützten mir nichts. Ich wollte mit Farbe und Pinsel direkt auf die Leinwand malen, mich völlig auf die weiße Fläche und Wataru Menshiki konzentrieren und an nichts anderes denken. Ich straffte meinen Rücken und schabte noch den letzten überflüssigen Gedanken aus meinem Bewusstsein.

Der weißhaarige Mann mit den jugendlichen Augen in seiner weißen Villa auf dem Berg. Er war fast immer zu Hause, hatte dort ein »verschlossenes Zimmer« (oder so etwas) und besaß vier englische Wagen. Nacheinander rief ich mir seine Bewegungen, seine Mimik, seine Stimme, seinen Blick und seine Gestik in Erinnerung. Es dauerte ein Weilchen, aber mit der Zeit setzten sich die verschiedenen Fragmente in mir zu einem Mosaik zusammen. So als hätte ich Menshiki plastisch und organisch in meinem Bewusstsein rekonstruiert.

Die so entstandene Vorstellung brachte ich, ohne vorher eine Skizze anzufertigen, mit einem kleinen Pinsel auf die Leinwand. Hier drehte Menshiki den Kopf ein wenig nach links, doch seine Augen waren auf mich gerichtet. Aus irgendeinem Grund kam für mich kein anderer Winkel infrage, genau so musste ich ihn darstellen: das Gesicht leicht nach links gedreht und beide Augen mir zugewandt. Ich musste in seinem Blickfeld sein. Es war ausgeschlossen, ihn anders zu malen. Ich nahm meine aus wenigen Pinselstrichen

bestehende Komposition in Augenschein. Bisher war sie nicht mehr als ein provisorischer Entwurf, in dem aber bereits der Keim zu einem Ganzen steckte. Vielleicht würde er von selbst aufgehen. Anscheinend hatte etwas die Hand ausgestreckt – aber was? – und einen verborgenen Schalter in mir betätigt. Es kam mir beinahe so vor, als hätte ein Tier, das lange tief in meinem Inneren geschlummert hatte, endlich die richtige Jahreszeit für sein Erscheinen erkannt und wäre aufgewacht.

Ich schlug am Waschbecken die Farbe aus dem Pinsel und reinigte meine Hände mit Seife und Öl. Ich hatte keine Eile. Für heute war es genug. Es war besser, die Arbeit nicht so eilig voranzutreiben und die Konturen lieber auszuarbeiten, wenn ich Menshiki das nächste Mal im Original vor mir hatte. Sein Bild entwickelte sich offenbar völlig anders als die Porträts, die ich bisher gemalt hatte. Er hatte es vorausgesehen. *Für dieses Bild brauchte ich das lebende Modell.*

Wie seltsam das alles war.

Woher hatte Wataru Menshiki das gewusst?

In jener Nacht wachte ich ebenso unvermittelt auf wie in der vorherigen. Diesmal zeigte der digitale Wecker 1:46 Uhr an. Fast die gleiche Uhrzeit wie in der Nacht zuvor. Ich setzte mich im Bett auf und lauschte in die Dunkelheit. Wieder war von den Insekten nichts zu hören. Es herrschte absolute Stille, wie auf dem tiefsten Grund des Meeres. Genau wie in der vergangenen Nacht. Nur dass es heute vor dem Fenster stockdunkel war. Dichte Wolken bedeckten den Himmel und verbargen den fast vollen Herbstmond.

Überall um mich herum war es vollkommen still. Nein, falsch. Natürlich war die Stille nicht vollkommen. Sie wurde in Abständen von einem leisen Gebimmel unterbrochen. Jemand läutete mitten in der Nacht eine Glocke oder so etwas, genau wie gestern. Immerhin wusste ich jetzt, woher das Läuten kam – nämlich aus dem Steinhaufen im Wäldchen –, und brauchte mich nicht mehr eigens zu vergewissern. Was ich nicht wusste, war, wer diese Glocke läutete und warum. Ich stieg aus dem Bett und ging auf die Terrasse hinaus.

Es war windstill, und ein unsichtbarer Nieselregen tränkte lautlos die Erde. In Menshikis Villa brannte Licht. Ich konnte nicht in sein Haus hineinsehen, doch heute Nacht schien er noch auf zu sein. Es war ungewöhnlich, dass zu so später Stunde bei ihm noch Licht brannte. Den leisen Glockentönen lauschend, benetzt vom feinen Regen, blickte ich hinüber auf die erleuchteten Fenster.

Als der Regen stärker wurde, kehrte ich ins Haus zurück, setzte mich aufs Sofa im Wohnzimmer und blätterte in dem Buch, das ich gerade las. An Schlaf war nicht zu denken. Es war kein besonders anspruchsvolles Buch, aber all meine Versuche, mich darauf zu konzentrieren, schlugen fehl. Ich folgte lediglich dem Auf und Ab der Zeichen, ohne dass ihr Inhalt zu mir durchdrang. Was immerhin noch besser war, als untätig dem Gebimmel zuzuhören. Natürlich hätte ich es mit lauter Musik übertönen können, aber mir war nicht danach. Ich konnte nicht anders, als ihm zu lauschen. *Denn dieses Läuten war für mich bestimmt*. Eindeutig. Und solange ich nichts unternahm, würde es wahrscheinlich niemals aufhören. Würde mir jede Nacht den Atem nehmen und den Schlaf rauben.

Ich musste etwas tun. Ich musste Maßnahmen ergreifen, um dieses Geräusch abzuschalten. Und dazu musste ich zunächst einmal den Sinn und Zweck des Läutens – also des Signals, das mir geschickt wurde – verstehen. Wer sendete mir zu welchem Zweck von jenem öden Ort mitten in der Nacht Signale? Aber ich war zu aufgewühlt, um systematisch denken zu können. Mir schwirrte regelrecht der Kopf. Damit konnte ich nicht allein fertigwerden. Ich musste mit jemandem reden. Und im Augenblick fiel mir nur eine Person ein, mit der ich mich beraten konnte.

Ich ging wieder auf die Terrasse hinaus und schaute zu Menshikis Villa hinüber. Inzwischen waren alle Lampen ausgeschaltet. Nur einige kleine Gartenlichter um das Haus herum brannten noch.

Um 2:29, also fast um die gleiche Zeit wie in der vergangenen Nacht, verstummte das Läuten. Kurz darauf legten auch die Insekten

wieder los, und ihr lautes Gezirpe erfüllte die herbstliche Nacht, als wäre nichts geschehen. Alles genau wie gestern.

Ich ging zu Bett und lauschte dem Chor der Insekten. Trotz meiner inneren Unruhe fiel ich auch diesmal wieder sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

12 WIE EIN EINFACHER BRIEFTRÄGER

Am frühen Morgen regnete es, hörte aber vor zehn Uhr auf. Ein feuchter Wind vom Meer trieb die Wolken langsam nach Norden, und der Himmel wurde allmählich immer blauer. Pünktlich um ein Uhr traf Menshiki bei mir ein. Just in dem Moment, als im Radio die Zeit angesagt wurde, klingelte es an der Tür. Wahrhaft pünktliche Menschen sind selten, aber so exakt ist wohl kaum jemand. Er kam den Berg heraufgefahren, stellte den Wagen auf seinem Stammplatz ab, ging stets im gleichen Tempo und mit der gleichen Schrittlänge zum Eingang und klingelte dann mit dem Glockenschlag aus dem Radio. Oder vielleicht wartete er auch vor der Tür den richtigen Zeitpunkt ab und läutete dann auf die Sekunde. Ich konnte ihn nur bewundern.

Ich führte ihn ins Atelier und bat ihn, wieder auf dem Esszimmerstuhl Platz zu nehmen. Dann legte ich den *Rosenkavalier* von Richard Strauss auf und setzte die Nadel an die Stelle, an der wir aufgehört hatten. Alles genau wie beim letzten Mal. Außer, dass ich ihm diesmal nichts zu trinken anbot, da er andernfalls nicht hätte posieren können. Er sollte mir, auf dem Stuhl sitzend, die linke Seite seines Gesichts zuwenden und seinen Blick beiläufig auf mich richten.

Obwohl er meinen Hinweisen bereitwillig folgte, dauerte es ziemlich lange, bis seine Haltung meinen Wünschen entsprach. Lange deckte sie sich nicht mit dem subtilen Winkel und der Stimmung seines Blicks, wie ich sie mir vorstellte. Auch die Lichtverhältnisse stimmten nicht mit meinen Absichten überein. Ich, der für gewöhnlich kein Modell verwendete, neigte jetzt, da ich

einmal damit angefangen hatte, zur Maßlosigkeit in meinen Ansprüchen. Doch Menshiki ging geduldig, ohne eine Miene zu verziehen oder sich zu beschweren, auf meine pedantischen Forderungen ein. Auf mich machte er den Eindruck eines Menschen, der damit vertraut war, den verschiedensten Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein und diese zu ertragen.

Endlich stimmte die Pose. »Tut mir leid«, sagte ich, »aber ich muss Sie bitten, sich jetzt nicht mehr zu bewegen.«

Menshiki nickte mit den Augen, ohne etwas zu sagen.

»Ich werde mich bemühen, in möglichst kurzer Zeit fertig zu werden. Sicher wird es etwas anstrengend, aber Sie werden es schon schaffen.«

Wieder nickte Menshiki nur mit den Augen. Von da an bewegte er weder die Augen noch sonst einen Teil seines Körpers. Er rührte buchstäblich keinen Muskel. Auch wenn er hin und wieder blinzelte, gab es nicht einmal Anzeichen dafür, dass er atmete. Er saß so reglos, als wäre er eine Statue. Ich musste ihn bewundern. Selbst ein professionelles Modell wäre dazu kaum in der Lage.

Während Menshiki geduldig auf seinem Stuhl posierte, trieb ich meine Arbeit an der Leinwand so schnell wie möglich voran. Konzentriert und mit Augenmaß führte ich mit dem Pinsel aus, was meine Intuition mir eingab. Ich fügte den Konturen des Gesichts, die ich bereits mit dem dünnen Pinsel auf der weißen Leinwand gezogen hatte, mit schwarzer Farbe das Nötige hinzu. Da ich nur begrenzt Zeit zur Verfügung hatte, die verschiedenen Elemente seiner Gesichtszüge möglichst lebensecht auszuarbeiten, konnte ich nicht einmal den Pinsel wechseln. Von einem gewissen Moment an mussten meine Bewegungen automatisch vonstattengehen. Die direkte Verbindung zwischen Augen und Hand bei ausgeschaltetem Bewusstsein war dabei das Wichtigste, denn ich konnte es mir zeitlich nicht erlauben, die Einzelheiten in meinem Blickfeld noch bewusst zu verarbeiten.

Diese Situation erforderte eine völlig andere Art des Arbeitens als die vielen Porträts, die ich bisher als »Dienstleistung« unter Verwendung von Fotografien und aus der Erinnerung nach meinem eigenen Rhythmus angefertigt hatte. Etwa fünfzehn Minuten lang malte ich an dem Brustbild. Es war noch immer ein roher Entwurf, aber zumindest war es einigermaßen lebendig geworden. Es zeigte Wataru Menshikis Präsenz und fing ein, was ihn im Innersten bewegte. Aber der menschliche Körper bestand ja aus Fleisch und Knochen. Und bisher hatte ich nur sein Inneres erfasst und kühn bloßgelegt. Nun musste ich es konkret mit Fleisch und Haut überziehen.

»Danke«, sagte ich. »Das genügt für heute. Ich will Sie nicht zu sehr beanspruchen. Sie können es sich jetzt wieder bequem machen.«

Menshiki lächelte und entspannte sich. Er streckte beide Arme, holte tief Luft und massierte ruhig mit beiden Händen sein Gesicht, um die Muskeln zu lockern. Auch ich musste tief durchatmen, und es dauerte eine Weile, bis mein Atem sich regulierte. Ich war erschöpft wie ein Läufer nach einem Sprint. Schließlich waren mir seit Längerem einmal wieder absolute Konzentration und Schnelligkeit abverlangt worden. Ich hatte meine Muskeln, die lange geruht hatten, beanspruchen und volle Leistung von ihnen fordern müssen. Ich hatte mich verausgabt, empfand aber eine Art physisches Wohlgefühl.

»Sie hatten recht. Modell zu sitzen ist wesentlich anstrengender, als ich es erwartet hatte«, sagte Menshiki. »Das Bewusstsein, gemalt zu werden, gibt einem das Gefühl, nach und nach innerlich ausradiert zu werden.«

»In der Kunstwelt herrscht gemeinhin die Ansicht, dass das Modell in eine andere Dimension versetzt wird, und nicht, dass ihm etwas genommen wird«, sagte ich.

»Sie meinen, in eine Dimension der Beständigkeit?«

»Natürlich nur, wenn es sich qualitativ um ein Kunstwerk handelt.«

»Wie zum Beispiel dieser einfache Briefträger, der auf den Bildern von van Gogh verewigt ist?«

»Genau.«

»Er hätte bestimmt nicht gedacht, dass hundert Jahre nach ihm so viele Menschen aus aller Welt in ein Museum gehen oder Kunstbücher aufschlagen würden, um mit ernstem Blick sein Bild zu betrachten.«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Für ihn waren es vielleicht nicht mehr als ein paar merkwürdige Bilder, die ein wenig respektabler Mann in der Ecke einer ärmlichen Küche in der Provinz gemalt hatte.« Ich nickte. »Es mutet seltsam an«, sagte Menshiki. »Jemandem, der an sich nicht unvergänglich ist, wird durch eine zufällige Begegnung die Ewigkeit zuteil.«

»Es passiert ja auch nur selten.«

Plötzlich musste ich an *Die Ermordung des Commendatore* denken. Hatte der auf dem Bild Erstochene nicht auch durch Tomohiko Amadas Hand ewiges Leben erlangt? Und was hatte es überhaupt mit dem Commendatore auf sich?

Als ich Menshiki fragte, ob er Kaffee wolle, bejahte er. Ich ging in die Küche und machte frischen in der Maschine, während er im Atelier sitzen blieb und weiter der Oper lauschte. Als die B-Seite der Platte zu Ende war, war auch der Kaffee fertig, und wir zogen ins Wohnzimmer um, um ihn zu trinken.

»Wie sieht es aus? Werden Sie bald mit meinem Porträt fertig sein?«, fragte Menshiki, der vornehm an seinem Kaffee nippte.

»Das weiß ich noch nicht«, gab ich offen zu. »Ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, ob etwas daraus wird. Sie wissen ja, dass ich meine bisherigen Porträts auf ganz andere Weise gemalt habe.«

»Sie meinen, weil Sie entgegen Ihrer sonstigen Gewohnheit ein Modell verwenden?«, fragte Menshiki.

»Das ist es nicht allein. Bisher bestand meine Aufgabe darin, Porträts im konventionellen Stil zu malen. Und den will ich eigentlich durch andere Techniken und Arbeitsabläufe ersetzen, habe aber den richtigen Weg noch nicht gefunden. Ich bin noch immer in einem Stadium, in dem ich mich sozusagen im Dunkeln vorwärts taste.«

»Das heißt, Sie sind auf der Suche nach einer Veränderung. Könnte man sagen, dass ich dabei die Rolle eines Katalysators spiele?«

»Ja, das könnte man wohl.«

Menshiki überlegte kurz. »Ich hatte ja bereits gesagt, dass es völlig Ihnen überlassen bleibt, in welchem Stil Sie das Bild malen. Ich bin selbst ein Mensch, der ständig in Bewegung ist und nach Veränderung strebt. Was ich mir vorstelle, ist also keineswegs ein konventionelles Porträt. Stil und Konzept spielen keine Rolle für mich. Ich wünsche mir lediglich, dass Sie mir die Gestalt geben, die ich in Ihren Augen habe, mich also so porträtieren, wie Sie mich sehen. Technik und Ausführung liegen ganz bei Ihnen. So weit reicht mein Ehrgeiz nicht. Von meiner Seite ist es reine Neugier. Ich bin nur gespannt, was für ein Bild entsteht, wenn Sie mich malen.«

»Dafür bin ich Ihnen dankbar, aber ein Anliegen hätte ich noch«, sagte ich. »Falls es mir nicht gelingt, ein überzeugendes Werk zu schaffen, bitte ich Sie, die Sache als gegenstandslos zu betrachten.«

»Das heißt, Sie würden mir das Bild nicht aushändigen?«

Ich nickte. »Selbstverständlich würde ich Ihnen in diesem Fall das Honorar zurückerstatten.«

»Einverstanden. Das Urteil überlasse ich Ihnen. Obwohl ich die starke Ahnung habe, dass es dazu nicht kommen wird.«

»Ich hoffe, Ihre Ahnung wird sich bestätigen.«

Menshiki sah mir direkt in die Augen. »Aber selbst wenn das Werk nicht zur Vollendung kommen sollte, würde es mich sehr freuen, in irgendeiner Form an Ihrer Veränderung mitgewirkt zu haben. Das meine ich ganz ehrlich.«

»Übrigens würde ich Sie bei Gelegenheit gern um Ihren Rat bitten, Herr Menshiki«, wagte ich mich kurz darauf vor. »Es hat überhaupt nichts mit Malerei zu tun, es geht um etwas Persönliches.«

»Erzählen Sie. Wenn ich Ihnen helfen kann, gern …«

Ich seufzte. »Es handelt sich um etwas sehr Merkwürdiges. Ich hoffe, es gelingt mir, Ihnen das Ganze verständlich zu machen, ohne etwas durcheinanderzubringen.«

»Erzählen Sie einfach langsam und der Reihe nach. Anschließend überlegen wir gemeinsam. Zwei sind meist klüger als einer.«

Also berichtete ich von Anfang an. Dass ich gegen zwei Uhr nachts plötzlich aufgewacht sei und aus der Dunkelheit ein sonderbares Geräusch vernommen hätte. Und das wahrscheinlich nur, weil die Insekten völlig verstummt gewesen seien. Dass es sehr leise gewesen sei und geklungen habe, als läute jemand weit entfernt eine Glocke. Dass ich dem rätselhaften, unregelmäßigen Läuten gefolgt sei und festgestellt hätte, dass es unter einem Steinhaufen in dem Wäldchen hinter dem Haus hervorgekommen sei. Dass es etwa fünfundvierzig Minuten lang angedauert habe und dann abrupt verstummt sei. Und sich das Gleiche gestern Nacht wiederholt habe. Ob dort wohl jemand eine Glocke läute? Könne es sich um einen Hilferuf handeln? Aber wie sei so etwas denn möglich? Außerdem lasse es mich an meinem Verstand zweifeln. Ob meine Ohren mir einen Streich spielten?

Menshiki hörte mir zu, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen. Auch als ich zu Ende erzählt hatte, schwieg er. Es war ihm anzusehen, dass er meine Geschichte ernst nahm und darüber nachdachte.

»Bemerkenswert«, sagte er schließlich und räusperte sich ein bisschen. »Sie haben recht, das ist außergewöhnlich. So etwas erlebt man nicht alle Tage. Also … ich würde dieses Läuten gern mit eigenen Ohren hören, aber dazu muss ich wohl in der Nacht herkommen.«

»Sie würden eigens mitten in der Nacht hierherkommen?«, fragte ich erstaunt.

»Selbstverständlich. Wenn ich dieses Läuten ebenfalls höre, wissen wir, dass es nicht Ihrer Einbildung entspringt. Das ist der erste Schritt. Sollte es sich herausstellen, dass es sich um ein reales Geräusch handelt, können wir seine Herkunft gemeinsam erforschen und anschließend überlegen, was zu tun ist.«

»Das stimmt natürlich …«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, komme ich heute Nacht um halb eins zu Ihnen. Einverstanden?«

»Natürlich, aber ist das nicht ein bisschen zu viel verlangt?«

Menshiki schmunzelte. »Da machen Sie sich mal keine Gedanken. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen behilflich zu sein. Außerdem bin ich ein ziemlich neugieriger Mensch. Jetzt will ich unbedingt wissen, was es mit diesem nächtlichen Läuten auf sich hat und wer da läutet, falls jemand läutet. Sie nicht?«

»Ja, doch, natürlich«, sagte ich.

»Dann ist es also abgemacht. Ich komme heute Nacht zu Ihnen. Außerdem ist mir gerade noch etwas eingefallen.«

»Was denn?«

»Darüber sprechen wir noch. Ich muss erst sicher sein.«

Menshiki stand vom Sofa auf, streckte sich und reichte mir seine rechte Hand. Ich ergriff sie. Es war wieder ein sehr fester Händedruck. Und er sah dabei ein wenig glücklicher aus als sonst.

Nachdem Menshiki gegangen war, stand ich den ganzen Nachmittag lang in der Küche und kochte. Einmal in der Woche bereitete ich mir eine größere Menge Essen zu und fror es ein, um mich die restliche Woche über davon zu ernähren. Heute war mein Kochtag. Zum Abendessen gab es Wurst und Weißkohl, dazu Makkaroni und einen Salat aus Tomaten, Avocados und Zwiebeln.

Später legte ich mich wie immer aufs Sofa, las und hörte Musik. Irgendwann legte ich mein Buch beiseite und dachte an Menshiki.

Weshalb hatte er so vergnügt gewirkt? Freute er sich *wirklich* so sehr, mir behilflich sein zu können? Warum? Ich konnte keinen Grund dafür erkennen. Ich war nur ein mittelloser unbekannter Maler, den nach sechs Jahren Ehe seine Frau verlassen hatte, der zudem mit seinen Eltern verkracht war, weder einen Platz zum Wohnen noch das geringste Vermögen besaß und vorübergehend im leer stehenden Haus eines Freundes untergekommen war. Im Gegensatz zu mir (eigentlich ein absurder Vergleich) war Menshiki schon in seiner Jugend ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen und hatte ein großes Vermögen angehäuft, von dem er nun sorgenfrei leben konnte. Zumindest hatte er es mir so erzählt. Er sah gut aus, besaß vier britische Automobile und führte in einem großen Haus auf einem Berg, ohne arbeiten zu müssen, ein zurückgezogenes, komfortables Leben. Warum sollte ein Mensch wie er ein persönliches Interesse an jemandem wie mir haben? Und ihm seine Nachtruhe opfern?

Kopfschüttelnd nahm ich meine Lektüre wieder auf. Nachdenken half nicht. Ich konnte grübeln, so viel wie ich wollte, ich kam zu keinem Schluss. Es war wie der Versuch, ein Puzzle ohne Teile zu legen. Dennoch konnte ich nicht anders. Mit einem Seufzer legte ich mein Buch wieder auf den Tisch und lauschte mit geschlossenen Augen der Musik. Es war eine Aufnahme von Schuberts Streichquartett Nr. 15 aus dem Wiener Konzerthaus.

Seit ich hier wohnte, hörte ich so gut wie jeden Tag klassische Musik. Wenn ich es mir recht überlegte, stammte der größte Teil davon aus Deutschland (oder Österreich). Tomohikos Plattensammlung bestand tatsächlich überwiegend aus deutscher klassischer Musik. Er besaß auch vereinzelte Aufnahmen von Tschaikowski, Rachmaninow, Sibelius, Vivaldi oder Ravel, aber die Auswahl wirkte irgendwie pflichtgemäß. Als Opernliebhaber besaß er natürlich auch die meisten Werke von Verdi und Puccini. Doch angesichts der Lückenlosigkeit, mit der die deutschen Opern

vertreten waren, ließ das übrige Sortiment auf geringere Begeisterung schließen.

Vermutlich hatte Tomohiko Amadas Studienzeit in Wien einen besonders starken Eindruck bei ihm hinterlassen, und er war deshalb so versessen auf deutsche Musik. Oder es war umgekehrt. Vielleicht hatte er von vorneherein eine tiefe Liebe zu ihr empfunden und war deshalb als Student nach Wien statt nach Frankreich gegangen. Natürlich würde ich nie erfahren, wie es wirklich gewesen war.

Jedenfalls stand es mir nicht zu, mich über die bevorzugte Stellung der deutschen Musik in diesem Haus zu beschweren. Ich war nicht mehr als ein Hüter dieses verlassenen Domizils, der in den Genuss seiner Plattensammlung kam. Und ich genoss es wahrhaftig, Bach, Schubert, Brahms, Schumann und Beethoven zu hören. Mozart natürlich nicht zu vergessen. Herrliche Musik von einzigartiger Tiefe. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich Gelegenheit gehabt, so konzentriert und in aller Ruhe in dieser Musik zu schwelgen, denn bisher hatte die Jagd nach einem Lebensunterhalt mir dies nicht erlaubt. Deshalb beschloss ich, die Gelegenheit, die mir der Zufall in die Hände gespielt hatte, so ausgiebig wie möglich zu nutzen.

Gegen elf Uhr schlief ich für etwa zwanzig Minuten auf dem Sofa ein. Als ich aufwachte, war die Platte bereits zu Ende, der Tonarm an seine ursprüngliche Stelle zurückgekehrt und der Plattenteller zum Stillstand gekommen. Im Wohnzimmer gab es zwei Plattenspieler, einen automatischen, bei dem sich die Nadel von selbst hob, und einen, der manuell zu betätigen war. Um jederzeit einschlafen zu können, hatte ich zur Sicherheit den automatischen benutzt. Ich schob die Schubert-Platte wieder in ihre Hülle und stellte sie zurück ins Regal. Durch das geöffnete Fenster tönte laut das mannigfaltige Zirpen der Insekten. Von der Glocke war nichts zu hören.

Ich machte mir in der Küche einen Kaffee und aß ein paar Kekse. Und lauschte dem lebhaften Chor der nächtlichen Insekten, der den ganzen Hang beschallte. Um kurz vor halb eins hörte ich den Jaguar

die Hangstraße herauffahren. Als er um die Kurve bog, glitten die beiden gelben Scheinwerfer in einem weiten Bogen über die Fensterscheibe. Wenig später wurde der Motor abgeschaltet, und ich vernahm das vertraute Zuklappen der Wagentür. Ich saß mit meinem Kaffee auf dem Sofa, atmete tief ein und aus und wartete darauf, dass es an der Tür klingelte.

13 BISHER IST DAS NICHT MEHR ALS EINE VERMUTUNG

Wir saßen im Wohnzimmer, tranken Kaffee und plauderten, um uns die Zeit zu vertreiben, während wir auf *den bewussten Moment* warteten. Es war das erste Mal, dass wir uns über private Dinge unterhielten, und nach einem Moment des Schweigens fragte Menshiki mich ein wenig befangen, doch erstaunlich unverblümt, ob ich Kinder hätte.

Das überraschte mich, denn obwohl ich nicht behaupten konnte, ihn besonders gut zu kennen, war er mir bisher nicht wie ein Mensch erschienen, der solche Fragen stellte. Jedenfalls hatte ich ihn eher für einen Vertreter der Kategorie »Steck deine Nase nicht in meine Angelegenheiten, dann stecke ich meine auch nicht in deine« gehalten. Aber als ich aufschaute und seinem ernsten Blick begegnete, wurde mir klar, dass er die Frage nicht einfach so hingeworfen hatte, weil sie ihm gerade in den Kopf gekommen war. Es schien, als hätte er schon länger vorgehabt, sie mir zu stellen.

»Ich war zwar sechs Jahre verheiratet, aber wir haben keine Kinder.«

»Wollten Sie keine?«

»Mir war eigentlich beides recht. Aber meine Frau wollte keine«, antwortete ich. Einen stichhaltigen Grund hatte sie mir nicht genannt. Bis heute wusste ich nicht, ob es überhaupt einen gegeben hatte.

Menshiki wirkte unschlüssig, fasste sich aber doch ein Herz. »Entschuldigen Sie, wenn ich so zudringlich bin«, sagte er, »aber haben Sie schon einmal die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass

eine andere Frau ein Kind von Ihnen haben könnte, von dem Sie nichts wissen?«

Wieder sah ich ihm ins Gesicht. Was für eine sonderbare Frage. Ich durchstöberte ein paar Schubladen in meinem Gedächtnis, konnte mich aber nicht erinnern, diese Möglichkeit jemals erwogen zu haben. Außerdem hatte ich bisher nicht gerade mit vielen Frauen geschlafen, und von so etwas hätte ich bestimmt erfahren.

»Natürlich ist die Möglichkeit theoretisch nie ganz ausgeschlossen, aber praktisch … nein, glaube ich kaum.«

»Ich verstehe«, sagte Menshiki nachdenklich und nahm einen Schluck Kaffee.

»Aber warum fragen Sie mich das?«, wagte ich mich vor.

Er blickte schweigend aus dem Fenster. Der Mond war aufgegangen. Gestern war es bedeckt gewesen, doch heute leuchtete er hell. Wolkenfetzen trieben langsam vom Meer in Richtung der Berge. »Ich hatte Ihnen bereits erzählt, dass ich nie verheiratet war«, sagte Menshiki. »Ich bin lieber allein geblieben. Natürlich war ich beruflich sehr eingespannt, aber daran lag es nicht. Es entspricht weder meinem Charakter noch meiner Lebensweise, mit einem anderen Menschen zusammenzuleben. Es klingt vielleicht anmaßend, aber ich bin ein Mensch, der alleine leben muss, auf Gedeih und Verderb. Auch zu meinen Verwandten habe ich fast keinen Kontakt. Nie habe ich im Entferntesten daran gedacht, ein Kind zu wollen. Dafür habe ich persönliche Gründe, die vor allem in meinem Elternhaus und meiner Kindheit wurzeln.«

An dieser Stelle brach er ab und seufzte schwermütig.

»Aber seit einigen Jahren«, fuhr er fort, »frage ich mich, ob ich nicht doch ein Kind habe. Oder anders ausgedrückt: Gewisse Umstände zwingen mich, mir diese Frage zu stellen.« Schweigend wartete ich darauf, dass er weitersprach. »Ich wundere mich selbst, dass ich Ihnen diese Irrungen und Wirrungen meiner Geschichte anvertraue. Wir kennen uns ja erst seit Kurzem.« Er lächelte fast unmerklich.

»Mich stört das nicht. Solange es Ihnen nichts ausmacht, Herr Menshiki.«

Aus irgendeinem Grund hatte ich schon als Kind etwas an mir gehabt, das manche Menschen – auch solche, die ich gar nicht gut kannte – dazu veranlasste, mir persönliche Dinge anzuvertrauen. Vielleicht besaß ich von Natur aus die besondere Fähigkeit, anderen ihre Geheimnisse zu entlocken. Oder ich war einfach eine Art Meisterzuhörer. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, je etwas davon gehabt zu haben. Denn nachdem die Leute mir ihre Geschichte anvertraut hatten, bereuten sie es in der Regel. Warum, weiß ich nicht.

»Es ist das erste Mal, dass ich jemandem davon erzähle«, sagte Menshiki. So fing es immer an. Ich nickte und wartete darauf, dass er fortfuhr. »Vor etwa fünfzehn Jahren hatte ich eine enge Beziehung mit einer Frau. Ich war damals Ende dreißig, sie Ende zwanzig, wunderschön und bezaubernd. Klug außerdem. Ich war ernsthaft in sie verliebt, hatte ihr aber von Anfang an gesagt, dass ich sie nicht heiraten könne. »Ich habe nicht die Absicht, jemals zu heiraten«, sagte ich ihr klipp und klar. Um ihr keine unnötigen Hoffnungen zu machen. Und dass ich mich, sollte sie jemandem begegnen, den sie heiraten wolle, ohne Einwände zurückziehen würde. Sie verstand und akzeptierte meine Gefühle. Doch im Laufe unserer Beziehung (sie dauerte ungefähr zweieinhalb Jahre) kamen wir uns sehr nah. Wir verstanden uns ausgezeichnet und hatten nie Streit. Wir bereisten gemeinsam die Welt, und sie übernachtete häufig bei mir. Deshalb bewahrte sie auch Kleidung bei mir auf.« Er dachte länger nach, bevor er weitersprach. »Wäre ich ein normaler Mensch – oder besser gesagt: ein etwas normalerer Mensch gewesen, hätte ich sie vom Fleck weg geheiratet. Tatsächlich geriet ich sogar ein wenig ins Wanken. Aber …« Er hielt inne und stieß einen kleinen Seufzer aus. »Aber letztendlich wählte ich das ruhige, einsame Leben, das ich jetzt führe, während sie sich für eine gesündere Lebensplanung entschied. Das heißt, sie heiratete *einen normaleren Mann*.«

Bis ganz zum Schluss hatte Menshikis Freundin ihm nichts von ihrer geplanten Hochzeit erzählt, und eine Woche nach ihrem neunundzwanzigsten Geburtstag (sie hatten in einem Restaurant in Ginza gegessen, und später erinnerte er sich daran, dass sie an diesem Abend ungewöhnlich schweigsam gewesen war) sah er sie zum letzten Mal. Sie hatte ihn in seinem damaligen Büro in Akasaka angerufen und um eine Unterredung gebeten. Ob es ihm etwas ausmachen würde, wenn sie kurz vorbeikäme. Natürlich machte es ihm nichts aus. Er wunderte sich auch nicht, obwohl sie ihn bisher nie in seinem Büro aufgesucht hatte. Es war klein, und nur er und seine nicht mehr ganz junge Sekretärin arbeiteten dort. Er war also ganz ungestört. An sich leitete er eine große Firma, und es gab auch Zeiten, in denen er viele Leute um sich hatte, aber damals war er gerade mit einem neuen Projekt beschäftigt, und in der Planungsphase arbeitete er für gewöhnlich allein. Erst bei der Präsentation setzte er offensiv und flächendeckend Personal ein.

Seine Freundin kam um kurz vor fünf Uhr nachmittags. Sie setzten sich auf das Sofa in seinem Büro, um sich zu unterhalten. Um fünf schickte er seine Sekretärin, die im Nebenzimmer saß, nach Hause. Es war nicht ungewöhnlich, dass er, nachdem sie gegangen war, noch im Büro blieb. Oft war er sogar so vertieft, dass er bis zum Morgen weiterarbeitete.

Er schlug vor, in ein Restaurant in der Nähe zu gehen, was seine Freundin jedoch ablehnte. Sie habe nicht viel Zeit, weil sie noch in Ginza verabredet sei.

»Am Telefon sagtest du, du hättest etwas mit mir zu besprechen?«

»Nein«, sagte sie. »Ich wollte dich nur kurz sehen.«

»Das freut mich.« Er lächelte, denn es kam selten vor, dass sie ihre Zuneigung offen äußerte. Sie zog es vor, sich zurückhaltend und indirekt auszudrücken. Aber er wusste nicht, was auf ihn zukam.

Auf einmal drehte sie sich auf dem Sofa herum, setzte sich auf Menshikis Schoß, schlang beide Arme um ihn, öffnete, nachdem sie ihn lange und leidenschaftlich geküsst hatte, seinen Gürtel und

fühlte nach seinem steifen Penis. Sie zog ihn heraus und rieb ihn mit der Hand. Schließlich glitt sie nach unten und nahm ihn in den Mund, ließ ihre Zunge langsam um ihn kreisen. Ihre heiße, feuchte Zunge.

Menshiki war ziemlich überrascht von diesem Verlauf der Dinge. Bisher hatte sie sich beim Sex immer passiv verhalten, besonders was orale Praktiken betraf. Auch wenn sie es tat und ihn gewähren ließ, hatte er stets einen gewissen Vorbehalt gespürt. Doch an jenem Tag ergriff sie aus irgendeinem Grund aktiv und von sich aus die Initiative. Er fragte sich, was in sie gefahren war.

Plötzlich stand sie auf, schleuderte ihre eleganten schwarzen Pumps von sich, griff unter ihr Kleid und streifte hastig Strümpfe und Slip herunter. Danach setzte sie sich wieder auf seinen Schoß und führte mit einer Hand seinen Penis in sich ein. Ihre Vagina war bereits sehr feucht und bewegte sich geschmeidig und natürlich, als hätte sie ein Eigenleben. All dies geschah mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit (oder zumindest auf eine für sie untypische Art, denn ihre Spezialität waren eher subtile Bewegungen). Jedenfalls war er, ehe er sichs versah, in ihr, und ihr weiches Inneres umschloss fest und ruhig, aber keineswegs zaghaft seinen Penis.

Dieser Sex war völlig anders als alles, was Menshiki bisher mit ihr erlebt hatte. Seine Empfindungen waren überraschend widersprüchlich, und er verspürte Hitze und Kälte, Härte und Weichheit, Anschmiegsamkeit und Ablehnung zugleich. Doch der konkrete Sinn des Ganzen erschloss sich ihm nicht. Sie saß auf ihm und bewegte sich heftig auf und nieder wie jemand in einem schwankenden Boot auf hohen Wellen. Ihre schulterlangen schwarzen Haare schwangen wie vom Wind gepeitschte Weidenruten hin und her. Sie ließ alle Hemmungen fallen, und ihr Stöhnen wurde immer lauter. Menshiki überlegte, ob er die Bürotür abgeschlossen hatte. Er glaubte schon, war sich aber nicht ganz sicher. Allerdings konnte er das im Moment sowieso nicht überprüfen.

»Hast du verhütet?«, fragte er. Für gewöhnlich war sie in diesem Punkt immer sehr nervös.

»Heute spielt das keine Rolle«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Keine Sorge.«

Ihr Verhalten unterschied sich von allem, was er bisher bei ihr erlebt hatte. Als wäre plötzlich eine andere Persönlichkeit erwacht, die in ihr geschlummert und sich ihres Körpers und ihrer Seele vollständig bemächtigt hatte. Er vermutete, dass heute ein besonderer Tag für sie war. Es gab Dinge im Körper einer Frau, von denen ein Mann keine Ahnung hatte.

Ihre Bewegungen wurden immer heftiger und kühner. Ihm blieb nichts zu tun, als sich ihrer Lust hinzugeben. Bald war der Höhepunkt erreicht. Als er sich nicht mehr zurückhalten konnte und ejakulierte, stieß auch sie einen kurzen Schrei aus wie ein exotischer Vogel. Es war, als hätte ihre Gebärmutter nur darauf gewartet, seinen Samen gierig in sich aufzusaugen, und er hatte die verstörende Vorstellung, im Dunkeln von einem unbekannten Tier verschlungen zu werden.

Gleich darauf stand sie, ihn beinahe von sich stoßend, auf, zog wortlos ihr Kleid herunter, stopfte ihre auf dem Boden liegenden Strümpfe und die Unterwäsche in ihre Handtasche und eilte damit ins Bad. Lange Zeit kam sie nicht heraus. Als er sich schon beunruhigt fragte, ob etwas geschehen sei, tauchte sie endlich wieder auf. Weder ihr Kleid noch ihre Frisur waren nun im Geringsten verrutscht, und auch ihr Make-up hatte sie sorgfältig restauriert. Auf ihren Lippen lag ihr übliches heiteres Lächeln.

Sie gab Menshiki einen flüchtigen Kuss und erklärte, nun aber schnell gehen zu müssen. Sie sei schon spät dran. Und mit eiligen Schritten verließ sie den Raum, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er hatte noch immer das sich entfernende Klacken ihrer Absätze im Ohr.

Das war das letzte Mal gewesen, dass er sie gesehen hatte. Danach war jeder Kontakt abgebrochen. Sie beantwortete weder seine Anrufe

noch seine Briefe. Zwei Monate darauf heiratete sie, was er jedoch erst später von einem gemeinsamen Bekannten erfuhr, der es äußerst sonderbar zu finden schien, dass er nicht zur Hochzeit eingeladen worden war, ja nicht einmal etwas davon gewusst hatte. Denn er hatte Menshiki und sie für gute Freunde gehalten (die beiden hatten ihre Liebesbeziehung stets geheim gehalten). Den Mann, den sie geheiratet hatte, kannte Menshiki nicht, nicht einmal dem Namen nach. Sie hatte ihm nie gesagt, dass sie zu heiraten beabsichtige, nicht einmal andeutungsweise. Sie hatte es ihm verschwiegen und war einfach gegangen.

Menshiki erkannte, dass der leidenschaftliche Liebesakt auf dem Sofa ihr Abschied gewesen war. Später dachte er noch oft daran zurück, und die Erinnerung blieb lange erstaunlich frisch und lebendig in ihm. Das Quietschen des Sofas, ihr schwingendes Haar und ihr heißer Atem an seinem Ohr – all das konnte er jederzeit zum Leben erwecken.

Bereute er, sie verloren zu haben? Natürlich nicht. Er war kein Mensch, der im Nachhinein bereute. Außerdem war ihm wohlbewusst, dass ein trautes Familienleben ihm nicht lag. Auch wenn er einen Menschen noch so sehr liebte, war er außerstande, im Alltag ständig mit ihm zusammen zu sein. Er musste sich tagelang allein auf sich besinnen können und ertrug es nicht, durch die Gegenwart einer anderen Person dabei gestört zu werden. Irgendwann fing er unweigerlich an, sie zu hassen. Ganz gleich, ob es seine Eltern, seine Frau oder sein Kind wären. Davor fürchtete er sich am allermeisten. Nicht vor der Liebe. Er fürchtete sich vor dem Hass.

Dennoch hatte sich an seiner tiefen Liebe für sie nichts geändert. Noch nie hatte er eine Frau so sehr geliebt wie sie und würde es vermutlich auch nie wieder tun. »Sie hat noch immer einen besonderen Platz in meinem Herzen. Einen konkreten Platz. Man könnte es vielleicht einen ›Schrein‹ nennen«, erklärte er mir.

Einen Schrein? Ich fand das eine etwas sonderbare Wortwahl. Aber er schien sie genau richtig zu finden.

Hier endete Menshikis Geschichte. Er hatte mir ein äußerst persönliches Erlebnis ausführlich bis ins Detail erzählt, und dennoch hatte die Episode keinen erotischen Beigeschmack gehabt. Ich hatte eher den Eindruck, mir sei ein medizinischer Bericht vorgetragen worden. Was es wohl wirklich gewesen war.

»Sieben Monate nach ihrer Hochzeit brachte sie in einem Tokioter Krankenhaus ein gesundes Mädchen zur Welt«, fuhr Menshiki fort. »Das war vor dreizehn Jahren. Auch von der Geburt erfuhr ich erst viel später durch Dritte.« Menshiki senkte den Blick für eine Weile ins Innere seiner leeren Kaffeetasse, als sehnte er sich nach der Zeit zurück, in der sie noch ein warmes Getränk beinhaltet hatte. »Und dieses Kind ist vermutlich von mir«, stieß er mit gepresster Stimme hervor, während er mir, wohl auf der Suche nach meiner Ansicht, ins Gesicht sah.

Ich brauchte einen Moment, um das zu verdauen. »Zeitlich käme es wahrscheinlich hin?«, fragte ich.

»Ja, zeitlich würde es passen. Das Kind kam genau neun Monate nach unserem Tête-à-tête im Büro zur Welt. Wahrscheinlich ist sie vor ihrer Hochzeit an einem ihrer fruchtbaren Tage zu mir gekommen und hat mir – wie soll ich sagen? – Sperma entnommen. Das ist meine Hypothese. Sie hatte von Anfang an nicht damit rechnen können, dass wir heiraten würden, also beschloss sie, ein Kind von mir zu bekommen. So wird es wohl gewesen sein.«

»Aber Sie haben keinen Beweis«, sagte ich.

»Nein, den habe ich natürlich nicht. Bisher ist das nicht mehr als eine Vermutung. Aber eine *begründete*.«

»Aber diese Aktion war doch recht riskant für Ihre Freundin«, bemerkte ich. »Anhand der Blutgruppe hätte sich später herausstellen können, dass nicht ihr Mann der Vater des Kindes ist. Dieses Risiko ist sie wohl eingegangen?«

»Ich habe Blutgruppe A, wie die meisten Japaner, sie bestimmt auch. Solange man nicht aus irgendeinem Grund einen DNA-Test macht, ist die Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung gering. Das konnte sie sich ausrechnen.«

»Es kommt nicht heraus, dass Sie der biologische Vater des Mädchens sind, sofern man keinen offiziellen DNA-Test macht. Nicht wahr? Oder die Mutter direkt fragt.«

Menshiki schüttelte den Kopf. »Die Mutter kann man nicht mehr fragen. Sie ist vor sieben Jahren gestorben.«

»Wie traurig«, sagte ich. »Sie war ja eigentlich noch recht jung.«

»Sie ist bei einer Bergwanderung von Wespen gestochen worden und daran gestorben. Sie war allergisch gegen das Gift von Bienen und Wespen. Als man sie ins Krankenhaus brachte, atmete sie schon nicht mehr. Niemand wusste von dieser Allergie, womöglich nicht einmal sie selbst. Ihr Mann und ihre Tochter blieben allein zurück. Die Tochter ist jetzt dreizehn.«

Fast wie meine Schwester, als sie starb, dachte ich. »Sie haben also guten *Grund* zu der Annahme, dass das Mädchen Ihre Tochter ist?«

»Nach dem Tod meiner Freundin erhielt ich unerwartet einen Brief von ihr«, sagte Menshiki leise.

Eines Tages bekam er per Einschreiben einen dicken Umschlag von einer ihm unbekannten Anwaltskanzlei, in dem sich zwei Briefe befanden. Der eine trug den Namen der Anwaltskanzlei, und der andere befand sich in einem blassrosa Umschlag. Der mit Schreibmaschine geschriebene Brief von der Anwaltskanzlei enthielt ein beglaubigtes Schreiben: »Von **** (Name der Freundin) zu Lebzeiten verfasst. **** verfügt, im Falle ihres Ablebens diesen nur für Ihre Augen bestimmten Brief an Sie weiterzuleiten.«

Außerdem teilte man ihm in sachlichem Stil die Umstände ihres Todes mit. Nachdem Menshiki eine Weile wie erstarrt gewesen war, fasste er sich und schnitt den blassrosa Brief mit einer Schere auf. Er

war von Hand und mit blauer Tinte geschrieben. Sie hatte eine sehr elegante Handschrift.

An Herrn Wataru Menshiki.

Ich weiß nicht, in welchem Jahr und welchem Monat es sein wird, doch wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr auf dieser Welt. Aus irgendeinem Grund hatte ich von jeher eine Ahnung, dass ich sie noch in recht jungen Jahren verlassen werde. Deshalb will ich nun einiges für die Zeit nach meinem Tod regeln. Wenn Du diese Zeilen liest, werde ich bereits gestorben sein. Der Gedanke daran macht mich sehr traurig.
Früher hätte ich es am liebsten geleugnet (obwohl es sich natürlich nicht leugnen lässt), aber mein Leben war von Anfang an nichts Großartiges. Das ist mir sehr wohl bewusst. So passt es wohl am besten zu einem Menschen wie mir, ohne viel Aufhebens und große Worte aus dieser Welt zu scheiden. Dennoch gibt es etwas, dass ich Dir mitteilen muss. Andernfalls wäre die Gelegenheit, Dir gegenüber fair zu sein, für immer verpasst. Also habe ich mich entschlossen, einen mir bekannten, vertrauenswürdigen Anwalt zu beauftragen, Dir im Fall meines Todes diesen Brief zu übersenden.
Ich möchte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung bitten, dass ich Dich so plötzlich, und ohne Dir vorher ein einziges Wort davon zu sagen, verlassen habe, um die Frau eines anderen zu werden. Vermutlich warst Du völlig schockiert. Oder sogar verstimmt. Oder mein Verhalten hat Dich aufgrund Deines nüchternen Wesens nicht einmal sonderlich überrascht und kaltgelassen. Jedenfalls gab es damals für mich keinen anderen Weg. Es ist unnötig, dir meine Beweggründe ausführlich zu erklären, bitte versteh mich. Ich hatte damals keine andere Wahl.
Eine Wahl war mir jedoch geblieben, eine Wahl, die sich in einem einzigen Ereignis, einem einzigen Akt verdichtete. Erinnerst Du

Dich an das letzte Mal, als wir uns sahen? Ich suchte Dich an jenem Spätnachmittag im Frühherbst in Deinem Büro auf. Es sah vielleicht nicht so aus, aber damals stand ich mit dem Rücken zur Wand. Ich hatte gar nicht mehr das Gefühl, ich selbst zu sein. Doch bei all meiner Verstörtheit war das, was ich tat, von Anfang bis Ende genau geplant. Und bis heute bereue ich es nicht im Geringsten. Es bedeutete mir unendlich viel, wahrscheinlich mehr als mein Leben.

Ich hoffe, Du wirst mich verstehen und mir am Ende verzeihen können. Ich bete, dass Dir aus dieser Angelegenheit keine persönlichen Schwierigkeiten erwachsen. Denn ich weiß sehr wohl, dass Dir dergleichen äußerst unangenehm ist.

Lieber Wataru, ich wünsche Dir ein langes und glückliches Leben. Und dass Dein außergewöhnliches Wesen irgendwo eine fruchtbare Fortsetzung erfährt.

****

Menshiki musste diesen Brief wieder und wieder gelesen haben, um den Text so wiedergeben zu können (er rezitierte ihn von Anfang bis Ende, ohne zu stocken). Dieser Brief zeichnete ein schillerndes Bild voller Licht und Schatten, in dem vieles erhellt und vieles verschleiert wurde. Und wie ein Sprachwissenschaftler, der eine vergessene alte Sprache erforscht, hatte Menshiki über Jahre die verschiedenen, in ihm verborgenen Möglichkeiten und Andeutungen zu ergründen versucht. Er hatte jedes Wort und jeden Ausdruck isoliert, auf jede nur mögliche Weise kombiniert und neu geordnet – und war zu folgendem Schluss gelangt: Das Mädchen, das seine Freundin sieben Monate nach ihrer Hochzeit zur Welt gebracht hatte, musste ein auf dem Ledersofa in seinem Büro mit ihm gezeugtes Kind sein.

»Also beauftragte ich eine mir bekannte Anwaltskanzlei, Erkundigungen über das Mädchen einzuziehen, das sie zurückgelassen hatte«, sagte Menshiki. »Der Mann, den sie geheiratet hatte, war fünfzehn Jahre älter als sie und in der Immobilienbranche. Genauer gesagt: Er war der Sohn eines Immobilienbesitzers und verwaltete die Grundstücke und Häuser, die er geerbt hatte. Natürlich kümmerte er sich noch um mehrere andere Besitztümer, aber überragend viel hatte er nicht zu tun. Er besaß ein so großes Vermögen, dass er bequem leben konnte, ohne zu arbeiten. Der Name des Mädchens ist Marie, mit Hiragana geschrieben. Nach dem Tod seiner Frau vor sieben Jahren hat er nicht mehr geheiratet. Er hat eine ledige jüngere Schwester, die mit den beiden zusammenlebt und sich um den Haushalt kümmert. Marie geht in die siebte Klasse einer öffentlichen Schule hier im Ort.«

»Haben Sie Marie schon kennengelernt?«

Menshiki schwieg einen Moment lang, als würde er seine Worte abwägen. »Ich habe sie mehrmals aus der Ferne beobachtet. Aber gesprochen habe ich noch nie mit ihr.«

»Wie sieht sie denn aus?«

»Sie meinen, ob sie mir ähnlich sieht? Das kann ich nicht beurteilen. Es kommt darauf an, wie man es sieht. Mal erscheint mir alles ähnlich, dann wieder, als gäbe es überhaupt keine Ähnlichkeit.«

»Haben Sie ein Foto von ihr?«

Menshiki schüttelte leicht den Kopf. »Nein. Ich könnte mir eins beschaffen, aber ich habe gar nicht das Bedürfnis. Was würde es nützen, wenn ich mit einem Foto von ihr in der Brieftasche herumlaufen würde? Was ich mir wünsche …«

Er sprach nicht weiter. Die nachfolgende Stille war vom Summen der Insekten erfüllt.

»Aber, Herr Menshiki, sagten Sie nicht kürzlich, Sie hätten kein Interesse an Verwandten?«

»Ja, das stimmt. Zumindest will ich mich möglichst von ihnen fernhalten. Daran hat sich auch jetzt nichts geändert. Andererseits kann ich *meine Augen nicht mehr von Marie lassen*. Ich kann einfach nicht aufhören, an sie zu denken. Dabei gibt es gar keinen Grund dafür …«

Was sollte ich dazu sagen?

Menshiki fuhr fort. »So etwas erlebe ich zum ersten Mal. Ich hatte mich immer unter Kontrolle und war stolz darauf. Doch jetzt fällt es mir manchmal sogar schwer, allein zu sein.«

Ich fasste mir ein Herz und sagte, was ich vermutete. »Herr Menshiki, es ist nur intuitiv, aber ich habe die Ahnung, Sie möchten, dass ich wegen Marie etwas unternehme. Oder bilde ich mir das nur ein?«

Menshiki hielt kurz inne und nickte dann. »Ich wäre Ihnen wirklich sehr verbunden …«

In diesem Moment wurde mir plötzlich bewusst, dass das lebhafte Summen der Insekten verstummt war. Ich warf einen Blick auf die Wanduhr. 1:40 Uhr. Ich legte den Zeigefinger auf die Lippen. Menshiki schwieg abrupt. Wir lauschten in die nächtliche Stille.


Bild

14 ETWAS SO RÄTSELHAFTES ERLEBE ICH ZUM ERSTEN MAL

Menshiki und ich unterbrachen unser Gespräch und lauschten reglos. Von den Insekten war nichts mehr zu hören. Es war genau wie an den beiden Tagen zuvor. Und in der tiefen Stille war wieder das leise Läuten zu vernehmen, das in unregelmäßigen kurzen Abständen verstummte. Ich sah Menshiki an, der mir gegenüber auf dem Sofa saß. Seiner Miene war zu entnehmen, dass er das Gleiche hörte wie ich. Zwischen seinen Brauen hatte sich eine tiefe Falte eingegraben. Er hatte seine Hände von den Knien erhoben und bewegte mit dem Klang der Glocke die Finger. Also hatte ich mir das Läuten nicht eingebildet.

Nachdem er zwei oder drei Minuten lang stirnrunzelnd gelauscht hatte, erhob er sich. »Kommen Sie«, sagte er heiser. »Wir sehen nach, woher es kommt.«

Ich griff nach der Taschenlampe. Wir verließen das Haus, und er holte noch eine große Taschenlampe aus dem Jaguar. Wir stiegen die sieben Stufen hinauf und durchquerten das Wäldchen. Anders als am Tag zuvor schien der klare Herbstmond und beleuchtete den Boden zu unseren Füßen. Wir bahnten uns einen Weg durch das hohe Pampasgras hinter dem Schrein und standen vor dem Steinhaufen. Wieder lauschten wir. Das rätselhafte Läuten drang ohne jeden Zweifel zwischen den Steinen hervor.

Menshiki schritt langsam um den Steinhaufen herum und leuchtete mit der Taschenlampe gründlich in alle Ritzen, aber es war nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Nur unordentlich übereinander getürmte bemooste alte Steine. Er sah mich an, und im

Mondschein erschien mir sein Gesicht wie eine alte Maske. Ob mein Gesicht genauso wirkte? »Kam das Läuten beim letzten Mal auch von hier?«, fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Ja, von derselben Stelle«, sagte ich. »Es war genau hier.«

»Für mich klingt es, als würde unter den Steinen jemand eine Art Glocke läuten«, sagte Menshiki.

Ich nickte und war erleichtert, nicht verrückt zu sein. Gleichzeitig verwandelte sich das Irreale, das sich mir als Möglichkeit dargeboten hatte, durch Menshikis Zeugnis in etwas Reales, das mich zwang, anzuerkennen, dass an den Nähten der Welt ein feiner *Riss* entstanden sein musste. »Was sollen wir jetzt machen?«, fragte ich.

Er leuchtete die Steine in der Gegend, aus der das Läuten zu kommen schien, noch einmal ab und presste nachdenklich die Lippen zusammen. In der Stille der Nacht konnte ich beinahe hören, dass sein Gehirn auf Hochtouren arbeitete. »Vielleicht braucht da auch jemand Hilfe«, sagte er, als würde er zu sich selbst sprechen.

»Aber wer in aller Welt könnte unter diese schweren Steine geraten sein?«

Menshiki zuckte mit den Schultern. Natürlich konnte auch er das nicht wissen. »Lassen Sie uns jetzt gehen«, sagte er und berührte sacht von hinten meine Schulter. »Immerhin ist jetzt klar, woher das Läuten kommt. Alles Weitere können wir in Ruhe bei Ihnen besprechen.«

Wir gingen durch das Wäldchen und kamen vor dem Haus heraus. Menshiki öffnete die Tür seines Jaguars, legte die Taschenlampe hinein und nahm eine kleine Papiertüte heraus, die auf dem Sitz lag. Wir gingen ins Haus zurück.

»Ich könnte einen Whisky vertragen, wenn Sie einen dahaben«, sagte Menshiki.

»Genügt Ihnen ein gewöhnlicher Scotch?«

»Aber sicher. Pur, bitte. Ohne Wasser, ohne Eis.«

Ich ging in die Küche, nahm eine Flasche White Label aus dem Küchenschrank, schenkte zwei Gläser ein und trug sie zusammen mit einer Flasche Mineralwasser ins Wohnzimmer. Wir saßen einander schweigend gegenüber und tranken. Später holte ich den White Label aus der Küche und schenkte ihm nach. Er hielt sein Glas in der Hand, führte es aber nicht zum Mund. Noch immer durchdrang das Läuten in Abständen die Stille der Nacht. Es war leise, aber ein gewisser Nachdruck war nicht zu überhören.

»Ich habe schon viele Merkwürdigkeiten gesehen und gehört, aber so etwas erlebe ich zum ersten Mal«, sagte Menshiki. »Ich muss Ihnen Abbitte leisten, denn als Sie mir davon erzählten, hatte ich meine Zweifel. Aber so etwas gibt es offenbar wirklich.«

Ich wurde hellhörig. »Wie meinen Sie das? Was gibt es wirklich?«

Menshiki sah auf und blickte mir einen Moment lang in die Augen. »Ich habe einmal in einem Buch etwas über dieses Phänomen gelesen«, sagte er.

»Mit *Phänomen* meinen Sie, dass es mitten in der Nacht irgendwo bimmelt?«

»Genauer gesagt, war es keine Glocke, sondern eine Art Gong, den man dort hörte. Eine kleine alte buddhistische Gerätschaft. Man schlägt mit einem Holzklöppel darauf, während man Gebete rezitiert. Im bewussten Fall ertönte dieser Klang mitten in der Nacht aus der Erde.«

»Ist das eine Geistergeschichte?«

»Eher eine mysteriöse Geschichte«, erwiderte Menshiki. »Kennen Sie die *Erzählungen beim Frühlingsregen* von Ueda Akinari?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vor langer Zeit habe ich mal die Geschichten *Unter dem Regenmond* gelesen. Die anderen kenne ich nicht.«

»*Erzählungen beim Frühlingsregen* hat Akinari erst gegen Ende seines Lebens geschrieben, gut vierzig Jahre nach dem Erscheinen der Geschichten *Unter dem Regenmond*. Im ersten Werk legt er mehr Gewicht auf den inhaltlichen Aspekt, während in dem späteren

seine literarischen Vorstellungen stärker zum Tragen kommen. Jedenfalls gibt es in *Erzählungen beim Frühlingsregen* eine sonderbare Geschichte mit dem Titel ›Die Bande über zwei Leben‹, in der dem Helden etwas Ähnliches wie Ihnen widerfährt. Er ist der Sohn eines wohlhabenden Grundbesitzers und liebt die Gelehrsamkeit. Wenn er bis spät in die Nacht seine Schriften studiert, hört er immer wieder, dass in einem Winkel des Gartens unter der Erde ein Läuten ertönt. Er wundert sich und lässt am Tag von Bediensteten dort graben. Sie stoßen auf einen großen Felsen, und als sie diesen entfernen, entdecken sie darunter einen Sarg, der mit einer Steinplatte verschlossen ist. Als die Männer ihn auf Geheiß ihres jungen Herrn öffnen, findet sich darin eine ausgezehrte Gestalt, verschrumpelt wie ein getrockneter Lachs, mit Haaren bis an die Knie. Sie bewegt nur die Hände und schlägt mit einem hölzernen Klöppel einen kleinen Gong. Offenbar handelt es sich um einen Mönch aus früherer Zeit, der beschlossen hatte, sich lebendig begraben zu lassen, um in der Meditation ewige Erleuchtung zu erlangen. Diese Art der Meditation nennt man *Nyujo* – also das absichtliche Verlöschen eines Meisters im Absoluten, sein Eingehen ins Nirwana. Man grub den Mumifizierten aus und brachte ihn in den Tempel. Wahrscheinlich war er ursprünglich ein erhabener Meister gewesen, und sein Geist war, seinem Wunsch entsprechend, ins Nirwana eingegangen, nur sein seelenloser Leib war zurückgeblieben und am Leben. Die Familie des jungen Landherrn lebte seit über zehn Generationen auf diesem Grund und Boden, also musste all das lange vorher geschehen sein. Mehrere Hundert Jahre zuvor.« Hier beendete Menshiki seine Geschichte.

»Wollen Sie damit sagen, dass hier das Gleiche passiert ist?«, fragte ich.

Menshiki schüttelte den Kopf. »Wenn man genau darüber nachdenkt, ist das unmöglich. Akinari hat einfach eine von diesen volkstümlichen Geschichten aus der Edo-Zeit bearbeitet und als ›Die Bande zwischen zwei Leben‹ veröffentlicht. Aber es ist schon ein

seltsames Zusammentreffen, dass wir eine ähnliche Geschichte, wie er sie damals verfasst hat, heute erleben.«

Sacht schwenkte er das Glas in seiner Hand und ließ die bernsteinfarbene Flüssigkeit darin kreisen.

»Und wie geht die Geschichte weiter, nachdem man die lebende Mumie ausgegraben hatte?«, fragte ich.

»Ach, sie nimmt einen recht sonderbaren Verlauf«, sagte Menshiki ein wenig abwehrend. »Sie spiegelt stark die fast zynisch zu nennende Weltsicht wider, die Akinari sich in seinen letzten Jahren angeeignet hatte und die vielleicht eine Folge seiner schwierigen und leidvollen Kindheit und Jugend war. Ich finde, Sie sollten die Geschichte einmal selbst lesen, statt sie nur in verkürzter Form aus meinem Mund zu hören.«

Menshiki entnahm der Tüte aus seinem Wagen ein altes Buch, um es mir zu überreichen. Es war ein Band aus der Reihe *Gesammelte klassische japanische Literatur*, der sowohl die Geschichten *Unter dem Regenmond* als auch *Erzählungen beim Frühlingsregen* enthielt. »Als Sie mir von dem Läuten erzählten, musste ich sofort an diese Geschichte denken und habe sie sicherheitshalber in der Ausgabe, die bei mir im Bücherregal steht, noch einmal nachgelesen. Vielleicht haben Sie auch Lust? Sie ist ganz kurz.«

Ich bedankte mich. »Wirklich eine sonderbare Geschichte«, sagte ich. »Nach den Maßstäben der Vernunft nicht vorstellbar. Ich werde sie natürlich lesen. Allerdings frage ich mich, was ich praktisch unternehmen soll. Gar nichts zu tun und die Sache auf sich beruhen zu lassen kommt ja nicht infrage. Wenn unter den Steinen wirklich jemand sitzt und läutet, weil er Hilfe braucht, muss man ja etwas tun.«

Menshiki runzelte die Stirn. »Aber wie sollen wir diesen Berg Steine beiseiteschaffen? Dazu fehlt uns die Kraft.«

»Vielleicht sollten wir die Polizei informieren?«

Menshiki schüttelte mehrmals leicht den Kopf. »Die Polizei wäre sicher keine Hilfe. Wenn wir denen erzählen, dass wir mitten in der

Nacht unter den Steinen in einem Wäldchen eine Glocke hören, denken sie höchstens, wir sind nicht bei Trost. Es würde die Sache nur komplizieren. Das lassen wir lieber.«

»Aber wenn das jetzt jede Nacht so weitergeht, halte ich das nervlich nicht durch. Ich kann ja nicht mehr richtig schlafen, also müsste ich ausziehen. Diese Glocke will uns doch etwas sagen.«

Menshiki dachte einen Moment lang scharf nach. »Um solche großen Steine wegzuräumen, braucht man professionelle Hilfe«, sagte er dann. »Ein guter Bekannter von mir betreibt hier in der Gegend eine Firma für Landschaftsarchitektur. Das heißt, er weiß mit schweren Steinen umzugehen. Im Notfall könnte er uns einen kleinen Schaufelbagger zur Verfügung stellen, um die Steine beiseitezuschaffen und an der Stelle ein Loch auszuheben.«

»Das wäre sicher eine gute Idee, aber sie hat zwei Haken«, wandte ich ein. »Erstens müssten wir den Sohn von Tomohiko Amada, dem das Grundstück ja gehört, um Erlaubnis fragen. Ich kann so etwas nicht eigenmächtig entscheiden. Und zweitens habe ich nicht die nötigen Mittel, um den Mann zu bezahlen.«

Menshiki lächelte. »Um die Kosten brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Dafür kann ich aufkommen. Das heißt, der Unternehmer wird die Arbeiten bestimmt zum Selbstkostenpreis durchführen, weil er mir noch Geld schuldet. Deshalb müssen Sie sich keine Gedanken machen. Aber Herrn Amada müssen Sie anrufen. Wenn Sie ihm die näheren Umstände erklären, wird er doch sicher seine Einwilligung geben? Denn sollte unter dem Steinhaufen wirklich jemand eingeschlossen sein und womöglich ums Leben kommen, trägt er als Besitzer die Verantwortung.«

»Aber Sie haben doch gar nichts damit zu tun, und ich will Sie da nicht hineinziehen …«

Menshiki breitete die Hände aus, die auf seinen Knien lagen. Die Handflächen zeigten nach oben, als wollte er den Regen auffangen.

»Ich sagte es ja bereits«, entgegnete er mit ruhiger Stimme. »Ich bin ein sehr neugieriger Mensch. Und jetzt muss ich unbedingt

wissen, wie die Geschichte weitergeht. So etwas kommt ja nicht alle Tage vor. Denken Sie jetzt gar nicht an das Finanzielle, das ist ganz überflüssig. Lassen Sie mich die Sache organisieren.«

Ich sah Menshiki in die Augen. In ihnen blitzte ein durchdringendes Licht, das ich bisher noch nie darin wahrgenommen hatte und das mir sagte, dass er, koste es, was es wolle, klären musste, was es mit dem Läuten auf sich hatte. Wenn du etwas nicht verstehst, geh ihm nach, bis du es verstehst – so in etwa lautete wohl seine Devise.

»Einverstanden«, sagte ich. »Ich werde Masahiko gleich morgen anrufen.«

»Und ich setze mich morgen mit dem Gartenbauunternehmer in Verbindung«, sagte Menshiki. Er machte eine Pause. »Und noch etwas würde ich Sie gern fragen.«

»Und das wäre?«

»Haben Sie öfter solche – wie soll ich sagen? – merkwürdigen, übernatürlichen Erlebnisse?«

»Nein«, sagte ich. »Das ist das erste Mal. In meinem Leben ist immer alles normal verlaufen, und ich bin ein ganz normaler Mensch. Deshalb verstört mich das ja so. Und Sie, Herr Menshiki?«

Er verzog den Mund zu einem unergründlichen Lächeln. »Ich habe schon viel Seltsames gesehen und gehört, bei dem ich Zweifel hatte, ob es mit rechten Dingen zuging. Aber etwas so Rätselhaftes erlebe ich zum ersten Mal.«

Längere Zeit lauschten wir schweigend dem Läuten.

Wie üblich, verstummte es um kurz nach halb drei. Nach einer Weile erfüllte wieder das Sirren der Insekten die Landschaft.

»Dann werde ich mich für heute mal verabschieden«, sagte Menshiki. »Danke für den Whisky. Lassen Sie uns bald telefonieren.«

Menshiki stieg in seinen im Mondlicht blitzenden silberfarbenen Jaguar und fuhr davon. Er winkte mir noch kurz durch das geöffnete Fenster zu, und ich winkte zurück. Als das Brummen des Motors auf

der Hangstraße verklungen war, fiel mir ein, dass er ja ein ziemlich volles Glas Whisky getrunken hatte (das zweite hatte er kaum angerührt), aber man hatte ihm überhaupt nichts angemerkt. Er hatte sich nicht anders verhalten, als hätte er Wasser getrunken. Wahrscheinlich vertrug er eine ganze Menge. Außerdem hatte er es nicht weit. Die Straße wurde nur von Einheimischen benutzt, und um diese Uhrzeit waren wohl kaum andere Fahrzeuge oder Fußgänger unterwegs.

Ich ging ins Haus zurück, stellte die Gläser ins Spülbecken und ging zu Bett. Ich stellte mir vor, wie Arbeiter mit schwerem Gerät die Steine hinter dem Schrein beiseiteschafften und dort ein Loch gruben. Die Szene erschien mir unwirklich. Vorher musste ich noch »Die Bande über zwei Leben« von Akinari Ueda lesen. Aber erst morgen. Im hellen Licht des Tages sah vieles anders aus. Ich löschte das Licht auf meinem Nachttisch, und die Insekten summten mich in den Schlaf.

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr rief ich Masahiko Amada in seinem Büro an und erklärte ihm die Lage. Auf die Geschichte von Akinari Ueda ging ich vorerst nicht ein, berichtete ihm jedoch, dass ich einen Bekannten hätte vorbeikommen lassen, um sicherzugehen, dass ich mir das nächtliche Läuten nicht bloß einbildete.

»Das ist ja seltsam«, sagte Masahiko. »Glaubst du wirklich, dass jemand unter den Steinen eine Glocke läutet?«

»Ich weiß es nicht. Aber wir können das doch nicht einfach ignorieren. Es passiert schließlich jede Nacht.«

»Und was machen wir, wenn wir dort graben und etwas ganz Schauerliches zum Vorschein kommt?«

»Zum Beispiel?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Eigentlich sollte man an so etwas lieber nicht rühren. Wer weiß, was dahintersteckt.«

»Du solltest mal über Nacht bleiben und es dir anhören. Dann wirst du verstehen, dass man es nicht einfach so lassen kann.«

Masahiko stöhnte ins Telefon. »Ich kann mich beherrschen«, sagte er. »Schon als ich klein war, hatte ich eine Riesenangst vor Gespenstern. Mit so was will ich nichts zu tun haben. Aber mach, was du willst. Wenn du die Steine in dem Wäldchen wegräumst und ein Loch buddelst, stört das ja keinen. Aber sorg dafür, dass du nichts Gruseliges ausgräbst.«

»Wie soll ich das im Voraus wissen? Aber sobald ich etwas herausfinde, melde ich mich.«

»An deiner Stelle würde ich mir lieber die Ohren verstopfen«, sagte Masahiko.

Nach dem Telefongespräch setzte ich mich ins Wohnzimmer, um »Die Bande über zwei Leben« von Akinari Ueda zu lesen. Zuerst nahm ich mir das Original vor, dann die Übertragung in moderne Sprache. Wie Menshiki gesagt hatte, gab es kleine Unterschiede, und dennoch hatte die Geschichte große Ähnlichkeit mit meinem Erlebnis. In der Erzählung setzen die Töne gegen zwei Uhr morgens ein, also ungefähr um die gleiche Zeit. Allerdings vernimmt der Held keine Glocke, sondern eine Art Gong. Außerdem hören bei Akinari die Insekten nicht auf zu zirpen. Anfangs hält der junge Landherr das Geräusch sogar für nächtliches Insektenzirpen. Aber abgesehen davon spielte sich ziemlich genau das ab, was mir passiert war. Die Übereinstimmung war verblüffend.

Obwohl Akinaris ausgegrabene Mumie völlig vertrocknet ist, vermag sie die Hände zu bewegen und den Gong zu schlagen. Ihr Körper wird von einer erstaunlichen Vitalität angetrieben. Vermutlich ist der Mönch beim Rezitieren seiner Gebete und beim Schlagen des Gongs in den Zustand des *Nyujo* übergegangen. Unser Held zieht also der Mumie etwas an und benetzt ihre Lippen mit Wasser. Später gibt man ihr Reisbrei zu essen, und mit der Zeit setzt sie Fleisch an. Zum Schluss sieht sie nicht anders aus als ein gewöhnlicher Mensch. Doch ist an diesem Menschen nicht das geringste »Zeichen einer Erleuchtung« zu entdecken. Er ist weder

klug noch weise und kein bisschen geläutert. Überdies ist ihm jede Erinnerung an sein früheres Leben abhandengekommen. Er weiß nicht einmal mehr, warum er sich vor so vielen Jahren unter die Erde begeben hatte. Dafür isst er jetzt mit großem Appetit Fleisch. Er bekommt eine Frau und fristet sein Dasein, indem er niedere Dienste verrichtet. Und man gibt ihm den Spitznamen »Nirwana-Josuke«. Beim Anblick seiner heruntergekommenen Gestalt verlieren die Dorfbewohner ihre Achtung vor dem Buddhismus. »Seht«, sagen sie, »das ist das Ergebnis der Askese und der so verheißungsvollen Lehre des Buddha.« Sie machen sich über den Glauben lustig und gehen immer seltener in den Tempel. So weit die Erzählung von Akinari Ueda. Menshiki hatte ja schon gesagt, dass sie die zynische Weltsicht des Autors widerspiegle und keine einfache Gruselgeschichte sei.

»Was für ein eitel Ding war doch die Lehre des Buddha! Hatte dieser Mönch nicht Hunderte von Jahren in seinem Grabe gelegen und unermüdlich die Glocke angeschlagen? Das Ergebnis: nicht das geringste Zeichen einer Erleuchtung, nur dürre Knochen. Was für ein erbärmlicher Anblick!«

Ich las »Die Bande über zwei Leben« mehrere Male, bis ich die kurze Geschichte in allen Einzelheiten verstanden hatte. Aber wie sollte ich damit umgehen, sollten tatsächlich »dürre Knochen« und eine »verschrumpelte« Mumie zum Vorschein kommen, wenn wir die Steine wegräumen und die Erde aufreißen ließen? Trug ich dann die Verantwortung für sie, weil ich sie ins Leben zurückgerufen hatte? Wäre es nicht klüger, die Finger von der Sache zu lassen und sich einfach die Ohren zu verstopfen, wie Masahiko es tun würde?

Aber das konnte ich nicht, selbst wenn ich es gewollt hätte. Es würde mir nicht helfen, dem Läuten zu entkommen. Es würde mich überallhin verfolgen, ganz gleich, wohin ich ziehen würde. Außerdem war ich wie Menshiki ein sehr neugieriger Mensch. Ich musste unbedingt wissen, was sich unter den Steinen verbarg.

Am Nachmittag erhielt ich einen Anruf von Menshiki. »Ist Herr Amada einverstanden?«

Ich berichtete ihm in groben Zügen, was Masahiko gesagt hatte. Und dass ich tun könne, was mir beliebe.

»Freut mich«, sagte Menshiki. »Mit dem Gartenbauunternehmer geht auch alles klar. Von dem rätselhaften Läuten habe ich ihm nichts erzählt. Nur, dass ein paar alte Steine in einem Gehölz wegmüssen und danach an der Stelle gegraben werden soll. Ich habe ihn ziemlich überfallen, aber da er gerade etwas Luft hat, könnte er sich die Stelle schon heute Nachmittag ansehen und morgen früh mit den Arbeiten beginnen. Sie haben doch nichts dagegen, dass der Mann dorthin geht, um sich ein Bild zu machen?«

Er dürfe sich frei bewegen, sagte ich.

»Danach wird er alles Notwendige organisieren. Er meint, wahrscheinlich genügen ein paar Stunden. Ich werde ebenfalls dabei sein«, sagte Menshiki.

»Ich komme natürlich auch. Sagen Sie mir Bescheid, sobald Sie wissen, wann er anfängt«, sagte ich. Dann fiel mir noch etwas ein. »Übrigens, wegen der Angelegenheit, über die wir gestern Abend gesprochen haben, bevor wir die Glocke hörten.«

Menshiki schien nicht zu wissen, wovon ich sprach. »Welche Angelegenheit?«

»Die mit der dreizehnjährigen Marie. Die möglicherweise Ihre leibliche Tochter ist. Als wir über sie sprachen, haben wir das Läuten gehört und unser Gespräch beendet.«

»Ach ja, das«, sagte Menshiki. »Ich hatte es schon ganz vergessen. Irgendwann müssen wir noch einmal darüber sprechen. Aber das ist nicht so dringend. Das machen wir in aller Ruhe, wenn wir das hier geklärt haben.«

Danach konnte ich mich auf nichts mehr konzentrieren. Ob ich las, Musik hörte oder kochte, ich musste unentwegt daran denken, was womöglich unter den alten Steinen meiner harrte. Ich konnte die

Gestalt der schwarzen, wie ein Trockenfisch ausgedörrten, verschrumpelten Mumie einfach nicht aus meinem Kopf vertreiben.

15 DAS IST ERST DER ANFANG

Am Abend rief Menshiki mich an, um mir mitzuteilen, die Arbeiten würden am Mittwochmorgen um zehn beginnen.

Am Mittwochmorgen regnete es in Abständen immer wieder, aber nicht so stark, dass es die Arbeiten behindert hätte. Der Regen war so fein, dass man keinen Schirm brauchte, wenn man eine Mütze oder einen Regenmantel mit Kapuze trug. Menshiki hatte einen olivgrünen Regenhut auf, wie ihn vielleicht ein Brite auf der Entenjagd tragen würde. Die sich bereits verfärbenden Blätter der Bäume vertieften in dem kaum sichtbaren Regen allmählich ihren Ton.

Die Arbeiter brachten einen kleinen Schaufelbagger auf einem Transporter auf den Berg. Er war kompakt und sehr wendig, sodass man damit auch auf kleinem Raum arbeiten konnte. Insgesamt waren es vier Männer: der Baggerfahrer, ein Vorarbeiter und zwei Hilfskräfte. Alle trugen die gleichen blauen Regenmäntel, Wasser abweisende Hosen und schlammverkrustete Arbeitsstiefel sowie robuste Plastikhelme. Menshiki und der Vorarbeiter standen neben dem Schrein und unterhielten sich angeregt. Es war offensichtlich, dass sie sich kannten. Doch obwohl sie vertraut miteinander umgingen, war der ausgesuchte Respekt, mit dem der Vorarbeiter Menshiki behandelte, deutlich zu erkennen.

Menshiki musste über viel Ansehen und Einfluss verfügen, wenn er in so kurzer Zeit einen Bagger und vier Arbeiter organisieren konnte. Einerseits bewunderte ich sein zielstrebiges Vorgehen, andererseits störte es mich. Er hatte mir alles aus der Hand genommen, und ich fühlte mich ausgebootet wie als Kind, wenn wir

Kleineren etwas spielten und ältere Kinder dazukamen und das Kommando übernahmen.

Zunächst wurde aus Steinen und Brettern eine Plattform gesichert, von der aus der Schaufelbagger operieren konnte, und erst dann wurde mit der eigentlichen Beseitigung der Steine begonnen. Mir nichts, dir nichts walzte die Kette des Baggers das Pampasgras um die alten Steine herum nieder, und wir beobachteten aus einiger Entfernung, wie sie, einer nach dem anderen, angehoben und an eine andere Stelle transportiert wurden. An diesem Vorgang an sich war nichts Besonderes. Solche Arbeiten galten wohl auf der ganzen Welt als selbstverständlich und alltäglich. Auch für die Männer schien alles zu einer Routine zu gehören, die sie wie gewohnt ausführten. Der Mann, der den Bagger steuerte, unterbrach seine Arbeit hin und wieder, um laut mit dem Vorarbeiter zu diskutieren, aber es sah nicht so aus, als gäbe es irgendwelche Schwierigkeiten. Sie sprachen immer nur kurz, ohne dass der Motor abgestellt wurde.

Dennoch konnte ich die Aktion nicht entspannt beobachten. Mit jedem entfernten Stein wuchs mein Unbehagen. Mir war, als würde der Bagger mit seinem entschlossenen, kraftvollen Griff mein eigenes dunkles, lange vor den Augen der Menschheit verborgenes Geheimnis Schicht um Schicht freilegen. Leider wusste ich selbst nicht, was dieses dunkle Geheimnis beinhaltete. Zwischendurch dachte ich immer wieder, ich müsse den Arbeiten auf der Stelle Einhalt gebieten. Zumindest konnte der Einsatz eines so schweren Geräts wie dieses Schaufelbaggers kein richtiges Mittel zur Lösung des Problems sein. Wie Masahiko Amada mir am Telefon gesagt hatte, sollte man alles »Mysteriöse« lieber begraben sein lassen. Es drängte mich, Menshiki am Arm zu packen und zu rufen: »Aufhören! Sie sollen die Steine zurücklegen!«

Aber das kam natürlich nicht infrage. Die Entscheidung war gefallen, die Arbeiten hatten begonnen, und es waren bereits zu viele Menschen involviert. Gar nicht zu reden von den Kosten (ihre Höhe war mir unklar, aber Menshiki hatte ja zugesagt, sie zu

übernehmen). Die Sache war nicht mehr aufzuhalten. Ich hatte keinen Einfluss mehr auf die Vorgänge, die stetig voranschritten, ob ich wollte oder nicht.

Als hätte er meine Gefühle durchschaut, stellte Menshiki sich irgendwann neben mich und klopfte mir leicht auf die Schulter.

»Kein Grund zur Sorge«, sagte er in beruhigendem Ton. »Das nimmt schon den richtigen Lauf. Bald wird sich alles klären.«

Ich nickte schweigend.

Am späten Vormittag waren sämtliche Steine, die den eingestürzten Tumulus gebildet hatten, beiseite geräumt und ein Stück weit entfernt hübsch, aber doch irgendwie nüchtern zu einer kleinen Pyramide aufgetürmt, die der feine Regen lautlos benetzte. Aber es kam kein Erdreich darunter zum Vorschein. Stattdessen lagen dort weitere flache Steine, die ziemlich regelmäßig zu einer Art Plattform von ungefähr zwei Quadratmetern Größe ausgelegt waren.

»Was ist denn das?«, wandte sich der Vorarbeiter an Menshiki. »Ich hatte damit gerechnet, unter den Steinen auf Erdreich zu stoßen. Unter dem Steinboden scheint sich ein Hohlraum zu befinden. Wir werden eine Metallrute durch die Ritzen einführen, um zu prüfen, wie tief es nach unten geht.«

Ich gesellte mich vorsichtig zu Menshiki auf die gerade freigelegte Plattform. Die schwarzen Steine waren feucht und an einigen Stellen glitschig. Sie waren von Menschenhand gemeißelt, aber das Alter hatte sie rundgeschliffen, und zwischen ihnen hatten sich Lücken aufgetan. Durch sie drang wahrscheinlich das nächtliche Läuten nach außen und Luft nach innen. Wir beugten uns über die Ritzen und versuchten hindurchzuspähen, aber es war zu dunkel, um etwas zu erkennen.

»Möglicherweise hat man hier einen alten Brunnen zugemauert. Der Größe nach könnte das hinkommen«, sagte der Vorarbeiter.

»Könnte man die Pflasterung aufreißen?«, fragte Menshiki.

Der Vorarbeiter zuckte mit den Schultern. »Tja … Es wird etwas mühsamer, da wir das ja nicht vorausgesehen haben, aber wahrscheinlich geht es. Das Beste wäre ein Kran, aber den können wir nicht hier heraufschaffen. Es sieht nicht aus, als wären die einzelnen Steine besonders schwer. Außerdem sind Lücken dazwischen. Ich denke, mithilfe von ein paar Arbeitern und dem Schaufelbagger können wir sie herauslösen. Wir machen jetzt erst mal Mittagspause. In der Zeit überlege ich mir was, und am Nachmittag fangen wir an.«

Menshiki und ich gingen zu mir, wo ich uns ein leichtes Mittagessen aus ein paar einfachen Sandwiches mit Schinken, Salat und Gürkchen zubereitete. Wir nahmen sie mit auf die Terrasse und blickten beim Essen in den Regen hinaus.

»Wenn das so weitergeht, werde ich nie fertig mit Ihrem Porträt«, sagte ich.

Menshiki schüttelte den Kopf. »Das Porträt eilt nicht. Im Augenblick ist unsere Priorität die Lösung dieses seltsamen Falls. Danach können wir den Schaffensprozess wiederaufnehmen.«

Ob dieser Mann tatsächlich ein Porträt von sich wollte? Immer mehr Zweifel drängten sich mir auf. Sie kamen mir nicht erst jetzt, sondern hatten von Anfang an in mir geschwelt. Wollte er wirklich, dass ich ihn porträtierte? Oder brauchte er mich in Wirklichkeit für etwas anderes und hatte sich mir nur unter dem Vorwand genähert, ein Porträt in Auftrag geben zu wollen?

Aber bei allem Nachdenken fiel mir kein anderes Ziel ein, das er verfolgen mochte. Nichts, das einen Sinn ergab. Oder hatte er von vorneherein vorgehabt, unter den Steinen zu graben? Wohl kaum, es gab keinen Grund anzunehmen, dass er vorher davon gewusst hatte. Das Läuten war erst aufgetreten, als ich bereits mit dem Porträt angefangen hatte. Allerdings hatte er sich ziemlich begeistert darauf gestürzt. Und er ließ sich die Sache einiges kosten, obwohl sie ihn eigentlich gar nichts anging.

Menshiki riss mich aus meinen Grübeleien. »Haben Sie ›Die Bande zwischen zwei Leben‹ inzwischen gelesen?«, fragte er. Ich bejahte. »Und was halten Sie davon? Eine sonderbare Geschichte, nicht wahr?«, sagte er.

»Ja, sehr sonderbar, gewiss«, sagte ich.

Menshiki sah mich an. »Aus irgendeinem Grund hat mich diese Geschichte schon immer fasziniert. Deshalb bin ich auch persönlich an der aktuellen Begebenheit interessiert.«

Ich nahm einen Schluck Kaffee und wischte mir mit der Serviette den Mund ab. Zwei Krähen krächzten einander über das Tal hinweg etwas zu. Der Regen machte ihnen nichts aus. Nur dass ihr Gefieder ein wenig dunkler wurde, wenn er es benetzte.

»Ich weiß nur wenig über Buddhismus, aber *Nyujo* bedeutet doch, dass ein Mönch oder Priester sich aus freien Stücken in einen Sarg legt und stirbt, nicht?«

»Genau. Ursprünglich bedeutete *Nyujo* nur ›Erleuchtung erlangen‹, weshalb man, um zu unterscheiden, mitunter auch von *Ikinyujo* spricht, also ›*Nyujo* im lebendigen Zustand‹. Man baut eine unterirdische Steinkammer mit einem nach oben führenden Bambusrohr, das für Belüftung sorgt. Bevor der Mönch die Gruft bezieht, übt er sich für eine bestimmte Zeit in *Mokujiki*, damit sein Körper nach seinem Tod nicht verwest, sondern sich in eine hübsche Mumie verwandelt.«

»Was ist *Mokujiki*?«

»Das heißt, er ernährt sich nur von Kräutern und Früchten. Er nimmt kein Getreide und nichts Gekochtes mehr zu sich. Auf diese Weise kann er den Fett- und Wasseranteil seines Körpers drastisch vermindern. Um eine schöne Mumie zu werden, muss der Mönch seine physische Beschaffenheit ändern. Dergestalt gereinigt und entschlackt, bezieht er dann sein unterirdisches Domizil, wo er in der Dunkelheit fastet, Sutren rezitiert und einen Gong dazu schlägt. Oder eine Glocke läutet. Durch das Bambusrohr, das der Belüftung dient, können die Menschen draußen ihn hören. Aber irgendwann

verstummen die Töne. Das ist das Zeichen, dass der Mönch nicht mehr atmet. Mit der Zeit verwandelt sich sein Körper in eine Mumie. Angeblich kann man sie nach drei Jahren und drei Monaten ausgraben.«

»Und wozu macht man das?«

»Durch *Sokushinbutsu* – also Selbstmumifizierung – gelangt ein Mönch zur Erleuchtung, das heißt, er ist mental in der Lage, die Grenzen von Leben und Tod zu überschreiten. Außerdem ist damit auch die Rettung anderer fühlender Wesen verbunden, er ebnet ihnen sozusagen den Weg ins Nirwana. Die Mumie des Asketen wird im Tempel aufgestellt, und die Menschen werden durch ihre Gebete zu ihm vom Leiden erlöst.«

»Es ist also im Grunde eine Art Freitod?«

Menshiki nickte. »Daher wurde *Nyujo* auch in der Meiji-Zeit gesetzlich verboten. Und wer jemanden dabei unterstützte, wurde der Beihilfe zum Selbstmord angeklagt. Deshalb wurden Mönche, die heimlich *Nyujo* praktizierten, später häufig im Stich gelassen, und in nicht wenigen Fällen verblieben ihre Überreste in der Erde, weil niemand sie ausgrub.«

»Und Sie glauben, unter den Steinen hinter dem Schrein könnten sich die Überreste eines heimlichen *Nyujo* befinden?«

Menshiki zuckte mit den Schultern. »Um das herauszufinden, müssen wir als Erstes die Steinplatten entfernen. Aber die Möglichkeit besteht, nicht wahr? Es gibt kein Bambusrohr oder so etwas, aber bei dieser Konstruktion dringt die Luft durch die Ritzen zwischen den Steinen, und man kann die Geräusche hören.«

»Soll das heißen, unter den Steinen hat jemand überlebt und schlägt nachts eine Glocke oder einen Gong an?«

Menshiki schüttelte den Kopf. »Das widerspräche selbstverständlich jeglicher Vernunft.«

»Das Nirwana erreichen – das ist doch etwas anderes als einfach sterben, oder?«

»Ja. Ich kenne mich auch nicht so genau mit der buddhistischen Lehre aus, aber soweit ich weiß, ist das Nirwana ein Zustand, der über Leben und Tod hinausgeht. Im Nirwana befindet sich der Geist, auch wenn der Leib verstorben ist, jenseits des Kreislaufs von Wiedergeburt und Tod. Denn der irdische Leib ist letztendlich nur eine vorübergehende Heimstatt.«

»Besteht die Möglichkeit, dass ein Mönch, obwohl er durch *Ikinyujo* glücklich das Nirwana erreicht hat, wieder in seinen Körper eingeht?«

Menshiki sah mich eine Weile wortlos an. Er nahm einen Bissen von seinem Schinken-Sandwich und trank von seinem Kaffee. »Wie meinen Sie das?«

»Bis vor vier oder fünf Tagen war das Läuten noch nicht da«, sagte ich. »Das kann ich mit Bestimmtheit sagen. Als es anfing, habe ich es sofort bemerkt. Es ist zwar leise, aber nicht zu überhören. Es tritt also erst seit wenigen Tagen auf. Wenn also unter den Steinen jemand ist, heißt das, dass er erst seit Kurzem diese Glocke läutet.«

Menshiki stellte seine Tasse auf den Unterteller zurück. Er schien, in ihre verschlungenen Muster versunken, nachzudenken. »Haben Sie schon einmal einen mumifizierten Asketen gesehen?« Ich schüttelte den Kopf.

»Ich schon mehrere. In meiner Jugend bin ich einmal allein durch die Präfektur Yamagata gereist, wo man mir in einigen Tempeln solche Mumien zeigte. Aus irgendeinem Grund gibt es im Nordosten, in Tohoku, besonders viele davon. Offen gesagt, sind sie nicht gerade ein schöner Anblick. Vielleicht fehlt es mir an der nötigen Ehrfurcht, aber ich habe ihn zumindest nicht sonderlich genossen. Sie sind winzig, braun und verschrumpelt. In Farbe und Konsistenz erinnern sie an Beef Jerky, wenn Sie mir den Vergleich gestatten. In Wahrheit ist unser Körper nicht mehr als eine flüchtige, leere Hülle. Selbst im günstigsten Fall sind wir nur Trockenfleisch. Zumindest ist es das, was uns die Mumien lehren.« Er nahm sein angebissenes Schinken-Sandwich und musterte es interessiert. Als sähe er zum ersten Mal in

seinem Leben ein Schinken-Sandwich. »Warten wir bis nach der Mittagspause. Wenn die Steinplatten erst einmal gehoben sind, wissen wir mehr. Ob uns das dann passt oder nicht.«

Gegen zehn vor zwei kehrten wir an die Baustelle zurück. Die Männer hatten ihr Mittagessen bereits beendet und die Arbeit wiederaufgenommen. Zwei von ihnen schlugen eine Art Metallkeil in die Ritzen zwischen den Steinen, um sie zu lockern. Darauf schlang ein Arbeiter das Seil um die gelöste Platte, und der Schaufelbagger zog sie heraus. Es dauerte, aber es konnte nur eine nach der anderen angehoben und beiseitegeschafft werden.

Nachdem Menshiki eine Zeit lang engagiert mit dem Vorarbeiter geredet hatte, kam er rasch dorthin zurück, wo ich stand. »Erwartungsgemäß sind die Platten nicht besonders dick und lassen sich gut herauslösen«, erklärte er mir. »Darunter befindet sich anscheinend ein Gitter. Aus welchem Material es ist, weiß er nicht, aber es scheint die Steine zu stützen. Sobald sie die vollständig weggeräumt haben, müsste man es entfernen können. Wie schwierig das ist, weiß er noch nicht. Auch was unter dem Gitter ist, lässt sich nicht prognostizieren. Es wird noch eine Weile dauern, bis alle Steine herausgehoben sind. Man kann uns anrufen, wenn es so weit ist, daher würde ich lieber bei Ihnen im Haus warten, statt sinnlos hier herumzustehen. Wenn es Ihnen recht ist.«

Wir gingen also zum Haus zurück. Ich hätte die Zeit gern genutzt, um weiter an seinem Porträt zu arbeiten, aber ich konnte mich nicht konzentrieren. Der Gedanke an die Baustelle im Wäldchen machte mich zunehmend nervös. Ich konnte ihn einfach nicht aus meinem Kopf verbannen. Ständig musste ich an die steinerne Plattform denken, die unter den Quadern zum Vorschein gekommen war, und an das solide Gitter darunter. Gar nicht zu reden von dem Hohlraum, der sich vermutlich darunter befand. Es war genau so, wie Menshiki sagte. Solange das alles nicht geklärt war, würde ich mit nichts vorankommen, ganz gleich, was es war.

Menshiki fragte, ob wir Musik hören könnten, während wir warteten. Natürlich, erwiderte ich. Er solle etwas nach seinem Geschmack aussuchen. Währenddessen wollte ich in der Küche etwas zu essen vorbereiten.

Er wählte eine Sonate für Klavier und Violine von Mozart. Die Tannoy-Autograph-Boxen waren nicht spektakulär, besaßen aber einen stabilen Klang und eine schöne Tiefe, besonders gut geeignet für klassische Kammermusik auf Schallplatte. Nur solche alten Lautsprecher ließen sich optimal mit Röhrenverstärkern kombinieren. Der Pianist war George Szell, die Violine spielte Rafael Druian. Menshiki setzte sich aufs Sofa und überließ sich mit geschlossenen Augen der Musik. Ich lauschte aus der Küche, wo ich die vielen Tomaten, die ich noch hatte, zu Soße einkochen wollte, damit sie nicht schlecht wurden.

Ich erhitzte Wasser in einem großen Topf, überbrühte die Tomaten, zog die Haut ab, hackte sie mit dem Küchenbeil, zerstampfte sie, gab sie in eine Eisenpfanne, fügte Knoblauch und Olivenöl hinzu und ließ sie ein wenig köcheln, bis sie einen intensiven Geschmack annahmen. Als ich noch mit meiner Frau zusammengelebt hatte, hatte ich diese Soße öfter zubereitet. Sie braucht zwar ein bisschen Zeit, aber im Grunde geht sie ganz einfach. Während meine Frau im Büro gewesen war, hatte ich allein in der Küche gestanden, gekocht und CDs dabei gehört, besonders gern alte Jazztitel. Oft Thelonious Monk. Mein Lieblingsalbum war *Monk's Music* mit Coleman Hawkins und John Coltrane, die tolle Solos spielten. Aber Kammermusik von Mozart war zum Einkochen von Tomatensoße auch nicht schlecht.

Es war noch gar nicht so lange her (seit meine Frau sich von mir getrennt hatte, war kaum ein halbes Jahr vergangen), dass ich am frühen Nachmittag den außergewöhnlichen Akkorden von Thelonious Monk gelauscht und dabei Tomatensoße gekocht hatte, und dennoch erschien es mir wie ein lange zurückliegendes Ereignis. Wie eine unbedeutende historische Episode, die vor einem

Menschenleben stattgefunden hatte und an die sich nur noch eine Handvoll Leute erinnerte. Ich fragte mich, was meine Frau wohl machte. Lebte sie mit dem anderen Mann zusammen? Oder wohnte sie noch allein in dem Apartment in Hiroo? In jedem Fall arbeitete sie vermutlich noch in dem Architekturbüro. Wie stark empfand sie den Unterschied zwischen ihrem jetzigen Leben ohne mich und ihrem früheren mit mir? Bemerkte sie ihn überhaupt? Unversehens dachte ich über diese Dinge nach. Empfand sie das Zusammenleben mit mir auch als ein »lange zurückliegendes Ereignis«?

Als ich ins Wohnzimmer ging, weil die Schallplatte zu Ende war und ein monotones Geräusch ertönte, saß Menshiki mit verschränkten Armen, den Körper leicht zur Seite geneigt, auf dem Sofa und schlief. Ich nahm die Nadel von der sich noch drehenden Schallplatte und hielt den Plattenteller an. Auch als das Geräusch verstummte, schlief Menshiki weiter. Er musste sehr müde sein. Es war sogar ein leises Schnarchen zu vernehmen. Ich ließ ihn schlafen und ging in die Küche zurück, drehte das Gas unter der Pfanne ab und trank ein großes Glas kaltes Wasser. Da ich Zeit hatte, machte ich mich daran, die Zwiebeln zu schmoren.

Als der Anruf kam, war Menshiki schon wach. Er hatte sich im Bad mit Wasser und Seife frisch gemacht und sich den Mund ausgespült. Der Vorarbeiter war am Apparat, und ich reichte den Hörer an Menshiki weiter. Sie sprachen nur kurz. Wir könnten sofort kommen, sagte er, als er mir das Telefon zurückgab. »Sie sind so gut wie fertig mit der Arbeit«, fügte er hinzu.

Als wir ins Freie traten, hatte es aufgehört zu regnen. Der Himmel war noch immer bewölkt, aber es wurde allmählich heller. Das Wetter schien sich zu erholen. Rasch gingen wir die Stufen hinauf und durchquerten das Wäldchen. Hinter dem Schrein standen die vier Männer um ein Loch herum und schauten hinein. Der Motor des Schaufelbaggers war ausgeschaltet, nichts regte sich, und eine sonderbare Stille war wieder in das Wäldchen eingekehrt.

Die Arbeiter hatten sämtliche Steinplatten entfernt und die Öffnung freigelegt. Das quadratische Gitter hatten sie herausgenommen und an die Seite gelegt. Es war aus solidem, schwerem Holz, alt, aber nicht verwittert. Zum Vorschein gekommen war eine runde Kammer von etwas weniger als zwei Metern Durchmesser und ungefähr zweieinhalb Metern Tiefe. Sie war vollständig ausgemauert, nur der Boden schien aus Erde zu sein. Es wuchsen keine Pflanzen darin. Die Kammer war leer, weder ein Mensch in Not noch eine Dörrfleischmumie befanden sich darin. Auf dem Boden lag einsam nur ein altertümliches Instrument aus mehreren übereinander angebrachten Glöckchen mit einem etwa fünfzehn Zentimeter langen Holzgriff. Der Vorarbeiter beleuchtete es von oben mit einem kleinen Scheinwerfer.

»Ist das alles, was darin war?«, fragte Menshiki den Mann.

»Ja, das ist alles«, antwortete dieser. »Wir haben nur die Steine und das Gitter entfernt, wie Sie gesagt haben. Sonst haben wir nichts angefasst.«

»Merkwürdig«, sagte Menshiki wie zu sich selbst. »Aber sonst war wirklich nichts drin, ja?«

»Wir haben Sie sofort angerufen, nachdem wir das Gitter abgenommen hatten. Wir sind nicht unten gewesen. Alles ist genau so, wie wir es vorgefunden haben«, erwiderte der Vorarbeiter.

»Natürlich«, sagte Menshiki heiser.

»Vielleicht war da früher ein Brunnen«, sagte der Vorarbeiter, »den man später zugeschüttet hat. Auch wenn die Öffnung für einen Brunnen eigentlich zu groß und die Wände zu gut gemauert sind. So etwas hinzubekommen ist gar nicht einfach. So viel Zeit und Mühe wendet man nur auf, wenn etwas einen bedeutenden Zweck erfüllt.«

»Können wir hinuntersteigen und uns umsehen?«, fragte Menshiki den Vorarbeiter.

Der zögerte. »Gut, dann gehe ich mal voran«, sagte er, sah aber nicht aus, als hätte er große Lust dazu. »Falls da irgendwas sein

sollte. Wenn da nichts ist, können Sie nach mir runtersteigen, Herr Menshiki. Ist Ihnen das recht?«

»Selbstverständlich«, sagte Menshiki. »Bitte, gehen Sie nur voran.«

Die Arbeiter holten eine Klappleiter aus Metall aus dem Laster, fuhren sie aus und stellten sie in die Grube. Der Vorarbeiter setzte einen Helm auf, stieg die zweieinhalb Meter auf den Erdboden hinunter und schaute sich einen Moment lang um. Er warf einen Blick nach oben, dann leuchtete er mit der Taschenlampe Wände und Boden ab. Auch den Stab mit den Glöckchen nahm er ausgiebig in Augenschein, ohne ihn jedoch zu berühren. Darauf scharrte er mit seinen Arbeitsstiefeln über den Boden und stampfte mit den Absätzen auf. Er atmete mehrmals tief ein und schnupperte. Insgesamt hielt er sich fünf oder sechs Minuten lang in der Kammer auf, bevor er die Leiter langsam wieder hinaufstieg. »Da unten besteht keine Gefahr«, sagte er. »Die Luft ist in Ordnung, und Krabbeltiere sind auch keine da. Der Boden ist fest. Sie können runter.«

Flugs entledigte sich Menshiki seines Regenmantels und stieg in Flanellhemd und Chinos, die Taschenlampe an einem Band um den Hals, die Leiter hinunter, während der Vorarbeiter ihm mit dem Scheinwerfer vorausleuchtete und wir anderen schweigend zusahen. Unten angekommen, blieb Menshiki einen Moment lang ruhig stehen, so als wollte er die Gruft auf sich wirken lassen, tastete dann aber sogleich mit den Händen die Mauer ab und bückte sich, um den Boden zu befühlen. Er hob den Glockenstab vom Boden auf und untersuchte ihn im Licht seiner Taschenlampe. Anschließend schüttelte er den Stab ein wenig, und das unverwechselbare Läuten ertönte. Kein Zweifel. Jemand schüttelte das Ding mitten in der Nacht. Aber dieser *Jemand* war nicht mehr hier. Nur sein Instrument hatte er zurückgelassen. Kopfschüttelnd und sichtlich verwundert betrachtete Menshiki den zierlichen Gegenstand. Anschließend tastete er noch einmal die umgebende Mauer ab. Ob es

nicht doch irgendwo einen geheimen Zugang gab? Aber es war nichts dergleichen zu entdecken. Ratsuchend blickte er zu uns herauf.

Er stieg ein Stück die Leiter hinauf und streckte mir den Glockenstab entgegen. Ich beugte mich vor und nahm ihn. Der alte Holzgriff war kalt und klamm von der Feuchtigkeit. Auch ich schüttelte die Glöckchen. Sie klangen lauter und klarer als gedacht. Ich wusste nicht, woraus die Metallteile gemacht waren, aber sie hatten keinerlei Schaden genommen. Sie waren schmutzig, aber nicht rostig oder geborsten. Es war mir ein Rätsel, wie etwas jahrelang in der feuchten Erde liegen konnte, ohne zu rosten.

»Was ist das überhaupt?«, fragte mich der Vorarbeiter. Er war ein kleiner, stämmiger Mann von Mitte vierzig, sonnenverbrannt und ein wenig unrasiert.

»Tja, was ist das? Sieht aus wie ein religiöses Kultgerät«, sagte ich. »Auf alle Fälle scheint es ziemlich alt zu sein.«

»Ist es das, wonach Sie gesucht haben?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir hatten etwas anderes erwartet.«

»Jedenfalls ist es da unten ganz schön unheimlich«, sagte der Vorarbeiter. »Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber von dieser Kammer geht irgendwie etwas Mysteriöses aus. Wer sie wohl gebaut hat? Und wozu? Es muss ziemlich mühsam gewesen sein, die ganzen Steine hier heraufzuschleppen und aufeinanderzuschichten.«

Ich sagte nichts.

Als Menshiki wenig später wieder heraufkam, rief er den Vorarbeiter zu sich, und die beiden führten ein längeres Gespräch. Währenddessen stand ich mit dem Instrument in der Hand neben der Grube. Ich überlegte, ob ich hineinsteigen sollte, gab den Gedanken aber schließlich auf. Ich war zwar nicht Masahiko Amada, aber er hatte recht. Man sollte sich nicht unnötig in Gefahr begeben. Weiser war es wohl, Dinge, die man ruhen lassen konnte, auch ruhen zu lassen. Also legte ich die Glöckchen vorläufig vor den Schrein und wischte mir anschließend mehrmals die Hände an der Hose ab.

Menshiki gesellte sich wieder zu mir.

»Ich lasse die ganze Kammer noch mal genau untersuchen. Auf den ersten Blick sieht man ja nicht viel, aber ich lasse sie sicherheitshalber bis in den letzten Winkel überprüfen. Vielleicht findet man etwas. Vielleicht auch nicht«, sagte er mit einem Blick auf den Schellenstab, den ich vor dem Schrein abgelegt hatte. »Es ist doch sehr seltsam, dass nur dieses Ding zurückgeblieben ist. Obwohl jemand nachts geläutet hat.«

»Vielleicht haben die Glöckchen von selbst geläutet«, wagte ich mich vor.

Menshiki lächelte. »Eine interessante Hypothese, aber das glaube ich nicht. Nein, jemand hat Ihnen aus dieser Kammer eine Botschaft geschickt. Mit voller Absicht. Ihnen oder uns. Oder niemand Bestimmtem. Allerdings scheint sich dieser Jemand in Rauch aufgelöst zu haben. Oder entwischt zu sein.«

»Entwischt?«

»Ja, schwupp, vor unserer Nase entwischt.«

Ich begriff nicht, was er damit sagen wollte.

»Weil er unsichtbar ist, seine Seele eben«, sagte Menshiki.

»Glauben Sie denn an eine Seele?«

»Glauben Sie daran?«

Mir fiel keine angemessene Antwort ein.

»Ich vertrete die Ansicht, dass es keineswegs notwendig ist, die Existenz einer Seele anzuzweifeln. Mit anderen Worten: Es gibt keine Notwendigkeit, nicht an eine Seele zu glauben. Vielleicht drücke ich mich ein wenig umständlich aus, aber verstehen Sie, was ich sagen will?«

»So ungefähr«, sagte ich.

Menshiki griff nach dem Stab mit den Glöckchen und schwenkte ihn ein paamal. »Vermutlich hat ein Mönch hier in der Erde bis zu seinem letzten Atemzug die Glocke geläutet und Sutren rezitiert. Ganz allein im Dunkeln auf dem Grund dieses mit dem schweren Gitter verschlossenen Brunnens. Und vermutlich heimlich. Welche

Art Mönch er war – ein erleuchteter Meister oder nur ein religiöser Fanatiker –, wissen wir nicht. Jedenfalls hat jemand diesen Steinhügel über ihm errichtet. Was danach geschah, wissen wir auch nicht. Doch anscheinend wurde er aus irgendeinem Grund vergessen. Und irgendwann kam ein großes Erdbeben, der Tumulus stürzte ein, und es blieb nur ein Haufen Steine. Vielleicht beim Großen Kanto-Erdbeben im Jahr 1923. Odawara und die Umgebung waren damals stark betroffen. Und alles fiel dem Vergessen anheim.«

»Wenn es so war, wohin ist dann der Asket – beziehungsweise seine Mumie – verschwunden?«

Menshiki zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Möglicherweise hat irgendwann jemand die Kammer geöffnet und ihn herausgeholt.«

»Aber dazu hätte er die ganzen Steine wegräumen und wieder auftürmen müssen«, sagte ich. »Und wer hat dann in den letzten Nächten die Glocke geläutet?«

Menshiki zuckte wieder die Schultern. Dann lachte er ein bisschen. »Du liebe Güte, jetzt haben wir diesen Bagger herangeschafft, die schweren Steine weggeräumt, die Kammer geöffnet und am Ende gar nichts geklärt. Mehr Fakten als diese alten Glöckchen haben wir nicht in der Hand.«

Auch eine genauere Untersuchung brachte keine Aufklärung, wozu die Steinkammer gedient hatte. Für uns blieb sie weiterhin ein rundes, ausgemauertes Loch von zwei Meter achtzig Tiefe und einem Meter achtzig Durchmesser (die Arbeiter hatten die genauen Maße genommen). Der Schaufelbagger wurde auf der Ladefläche des Lasters abtransportiert, und die Arbeiter sammelten ihre Geräte und Werkzeuge ein. Nur die Leiter ließ der Vorarbeiter freundlicherweise in der Öffnung zurück. Damit niemand aus Versehen hineinfiel, wurde sie mit ein paar Holzplanken abgedeckt, die man noch mit einigen großen Steinen beschwerte, um zu verhindern, dass sie bei

einem Sturm davonflogen. Das ursprüngliche Holzgitter war zu schwer, um herumgetragen zu werden. Es wurde irgendwo in der Nähe auf den Boden gelegt und mit einer Plastikplane abgedeckt.

Zum Schluss bat Menshiki den Vorarbeiter noch, mit niemandem über die Aktion zu sprechen. Es handle sich um eine Stätte von archäologischer Bedeutung, weshalb er sie vor der Allgemeinheit geheim halten wolle, bis der rechte Augenblick gekommen sei, ihre Existenz öffentlich bekannt zu geben.

»Das leuchtet mir ein. Die Sache bleibt unter uns. Ich schärfe meinen Männern noch mal ein, dass sie den Mund halten sollen«, versprach der Vorarbeiter mit ernster Miene.

Als Menschen und Schaufelbagger verschwunden waren und über allem wieder die übliche Waldesruhe lag, mutete die aufgerissene Stelle ähnlich traurig und verwundet an wie der Anblick narbiger Haut nach einer schweren Operation. Das zuvor üppige, hohe Pampasgras war vollständig niedergewalzt, und die Spuren der Raupenkette hatten sich tief in die dunkle, feuchte Erde gegraben. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Himmel war noch immer von einer dichten Schicht stumpfgrauer Wolken bedeckt.

Beim Betrachten der nun an anderer Stelle aufgetürmten Steine stellte ich mir die müßige Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, alles so zu lassen, wie es war. Andererseits bestand faktisch kein Zweifel, dass wir es hatten tun *müssen*. Schließlich hätte ich nicht in alle Ewigkeit dem unheimlichen nächtlichen Gebimmel lauschen können. Ohne Menshiki hätte ich gar nicht die Mittel gehabt, die Kammer zu öffnen. Nur weil er diesen Unternehmer an der Hand hatte und bereit war, die Kosten – wie hoch auch immer – zu tragen, war die ganze Aktion überhaupt möglich gewesen. Aber war es wirklich ein purer Zufall gewesen, dass ich Menshiki begegnet und als Folge davon die aufwendige »Ausgrabung« zustande gekommen war? War die ganze Sache dafür nicht allzu glatt gelaufen? Konnte alles ein abgekartetes Spiel sein? Von derlei Zweifeln gebeutelt, ging ich mit Menshiki zum Haus zurück. Er hielt den Schellenstab auf

dem ganzen Weg fest in der Hand, als versuchte er, aus der Berührung eine Botschaft herauszulesen.

»Wo soll ich ihn hinlegen?«, fragte er, kaum dass wir das Haus betreten hatten.

Mir fiel kein passender Platz ein, also beschloss ich, ihn vorläufig ins Atelier zu legen. Eigentlich hatte ich nicht die geringste Lust, einen so unheimlichen Gegenstand unter meinem Dach zu beherbergen, aber ich konnte ihn ja auch nicht draußen liegen lassen. Vermutlich war es ein wertvolles, spirituelles Kultgerät, das ich nicht respektlos behandeln durfte. Also entschied ich mich für das Atelier, das eine Art neutraler Boden war, da es nicht zum Wohnbereich gehörte. Ich machte Platz auf dem länglichen Regal mit meinen Malutensilien und legte den Glöckchenstab hinein. Neben dem großen Becher mit den Pinseln nahm er sich wie ein Spezialwerkzeug aus.

»Das war ein merkwürdiger Tag, nicht wahr?«, sagte Menshiki.

»Jetzt haben Sie wegen mir einen ganzen Tag geopfert. Tut mir leid«, sagte ich.

»Aber nein, ganz und gar nicht. Für mich war es hochinteressant«, erwiderte er. »Außerdem ist die Angelegenheit damit sicher noch nicht beendet.«

Auf sein Gesicht trat ein seltsamer Ausdruck, als würde er in weite Ferne blicken.

»Das heißt, es wird noch etwas geschehen?«, fragte ich.

Menshiki wählte seine Worte mit Bedacht. »Ich kann es nicht genau erklären, aber ich habe das Gefühl, das war erst der Anfang.«

»Erst der Anfang?«

Menshiki breitete die Hände aus. »Natürlich weiß ich das nicht mit Sicherheit. Es war ein faszinierender Tag, und es kann sein, dass nichts weiter passiert und die Geschichte damit abgeschlossen ist. Das wäre vielleicht das Beste. Auch wenn sich die Sache noch nicht geklärt hat. Eine Menge Fragen sind geblieben. *Bedeutsame Fragen*

zudem. Deshalb habe ich die Ahnung, dass noch etwas geschehen wird.«

»Meinen Sie, im Zusammenhang mit der Steinkammer?«

Menshiki blickte aus dem Fenster. »Weiß ich nicht. Schließlich ist es nur eine Ahnung.«

Doch natürlich erwies sich seine Vorahnung – oder besser: seine Voraussage – als zutreffend. Dieser Tag war erst der Anfang.

16 EIN RELATIV GUTER TAG

In der Nacht konnte ich nicht einschlafen, denn ich fürchtete, die Glöckchen, die im Atelier im Regal lagen, würden in der Nacht anfangen zu läuten. Was sollte ich dann tun? Mir die Decke über den Kopf ziehen und bis zum Morgengrauen so tun, als hörte ich nichts? Oder mit der Taschenlampe ins Atelier gehen und nachsehen? Und was würde ich womöglich dort vorfinden?

Ich lag im Bett und las, ohne zu einem Entschluss zu kommen. Doch es wurde zwei Uhr, ohne dass die Glöckchen sich meldeten. Nur das nächtliche Zirpen der Insekten war zu hören. Beim Lesen schaute ich alle fünf Minuten auf die Uhr an meinem Kopfende. Als sie 2:30 Uhr anzeigte, atmete ich endlich erleichtert auf. In dieser Nacht würde ich wohl verschont bleiben. Ich klappte mein Buch zu und löschte die Nachttischlampe.

Als ich am nächsten Morgen gegen sieben Uhr erwachte, ging ich als Erstes ins Atelier, um nach den Glöckchen zu sehen. Der Stab lag noch genau so im Regal, wie ich ihn am Vortag hineingelegt hatte. Heller Sonnenschein lag auf den Bergen, und die Krähen gingen wie immer eifrig ihren Tagesgeschäften nach. Im Licht des neuen Morgens wirkten die Glöckchen kein bisschen unheilvoll. Sie waren nicht mehr als ein schlichter, durch häufigen Gebrauch abgenutzter Kultgegenstand aus vergangener Zeit.

Ich ging in die Küche und machte mir Kaffee und wärmte mir dazu einen hart gewordenen Scone auf dem Toaster auf. Danach trat ich auf die Terrasse, sog die frische Luft ein und schaute, an das Geländer gelehnt, zu Menshikis Haus auf der anderen Seite des Tals

hinüber. Die großen getönten Scheiben reflektierten blitzend die Morgensonne. Bestimmt ließ er die Fenster jede Woche von seinem Reinigungsdienst putzen. Die Scheiben waren jedenfalls stets spiegelblank. Ich blickte eine ganze Weile hinüber, aber Menshiki ließ sich nicht auf seiner Terrasse blicken. Bisher war es nie dazu gekommen, dass wir uns »über das Tal hinweg zuwinkten«.

Gegen halb elf fuhr ich mit dem Wagen zum Einkaufen in den Supermarkt. Nach meiner Rückkehr räumte ich die Lebensmittel ein und machte mir zu Mittag einen leichten Salat aus Tofu und Tomaten, dazu aß ich ein Reisbällchen. Anschließend legte ich mich aufs Sofa und hörte ein Streichquartett von Schubert. Ein wunderschönes Stück. Aus der Beschreibung auf der Plattenhülle erfuhr ich, dass es bei seiner Uraufführung von großen Teilen des Publikums als »zu modern« kritisiert worden war. Ich verstand nicht, was daran »zu modern« sein sollte, aber einige Passagen mussten damals wohl das Empfinden konservativer Zuhörer verletzt haben.

Als die A-Seite der Platte zu Ende ging, wurde ich plötzlich müde und holte mir eine Decke, um ein Schläfchen zu machen. Zwanzig Minuten lang schlief ich tief. Beim Aufwachen war mir, als hätte ich viel geträumt, aber ich hatte keine Erinnerung daran. Es war die Art von Träumen, in denen zusammenhanglose Fragmente ineinander übergehen und sich vermischen. Jedes der Bruchstücke hatte eine eigene Beschaffenheit, doch sie waren so miteinander verflochten, dass sie sich gegenseitig aufhoben.

Ich ging in die Küche, trank Mineralwasser aus einer Flasche im Kühlschrank, um so die letzten Reste von Schläfrigkeit zu vertreiben, die noch wie Wolkenfetzen in einigen Winkeln meines Körpers hafteten. Wieder wurde mir bewusst, dass ich jetzt ganz allein in den Bergen war, allein hier lebte. Irgendein Schicksal hatte mich an diesen besonderen Ort verschlagen. Die Glocken fielen mir wieder ein. Wer hatte sie dort in der seltsamen Gruft im Wald geläutet? Und wo war dieser Jemand jetzt?

Als ich meine Malkleidung anzog und ins Atelier ging, um mich mit Menshikis Porträt zu beschäftigen, war es ungefähr zwei Uhr. Normalerweise arbeitete ich am Vormittag. Am besten konzentrieren konnte ich mich zwischen acht und zwölf, wenn meine Frau zur Arbeit gegangen und ich allein in der Wohnung war. Ich mochte die »häusliche Ruhe«. Seit ich in den Bergen wohnte, genoss ich die reine Luft und das klare Morgenlicht, die sich mir hier im Überfluss boten. Für mich war es seit jeher wichtig gewesen, jeden Tag um dieselbe Zeit am selben Platz zu arbeiten, damit ich einen Rhythmus hatte. Doch da ich in der vergangenen Nacht nicht hatte einschlafen können, hatte ich den Vormittag ungenutzt verstreichen lassen und ging erst nachmittags ins Atelier.

Mit verschränkten Armen auf dem runden Hocker sitzend, betrachtete ich aus etwa zwei Meter Entfernung mein angefangenes Bild. Ich hatte zuerst mit einem feinen Pinsel den Umriss von Menshikis Gesicht gezeichnet und diesen dann in den fünfzehn Minuten, während derer er mir Modell gesessen hatte, mit schwarzer Farbe ausgearbeitet. Noch immer war das, was ich gemalt hatte, nicht mehr als ein roher Entwurf, aber es war bereits ein Fließen erkennbar, dessen Quelle das Wesen Wataru Menshikis war. Und das hatte ich am dringendsten gebraucht.

Als ich mich auf die schwarzen Linien der Zeichnung konzentrierte, kam mir die Farbe in den Sinn, die ich als Nächstes hinzufügen wollte. Die Idee kam mir ganz plötzlich, wie von selbst. Das Grün regennasser Blätter. Also machte ich mich daran, auf meiner Palette verschiedene Farben zu diesem Ton zu mischen. Als ich nach mehreren Versuchen das Grün so hinbekommen hatte, wie ich es mir vorstellte, trug ich es, ohne lange zu überlegen, auf das angefangene Bild auf. Ich hatte noch keine Ahnung, welche Art von Gemälde sich daraus entwickeln würde, aber dass dieses Grün eine entscheidende Grundfarbe für mein Werk war, wusste ich. Tatsächlich schien es sich immer mehr von der anerkannten Form herkömmlicher Porträts zu entfernen, aber wenn kein Porträt daraus

wurde, konnte man eben nichts machen. Mehr als seinem Fluss folgen konnte ich nicht. Jedenfalls würde ich jetzt so malen, wie ich malen wollte (und Menshiki hatte mich ja eigens dazu aufgefordert). Über alles Weitere konnte ich später nachdenken.

Also folgte ich ohne Plan und Ziel einfach der Idee, die wie von selbst in mir heranwuchs. Wie ein Kind, das einem seltenen Schmetterling über Stock und Stein folgt, ohne auf seine Füße zu achten. Nachdem ich das Grün aufgetragen hatte, legte ich Pinsel und Palette ab und setzte mich erneut zwei Meter entfernt auf den Hocker, um das Bild zu betrachten. *Genau die richtige Farbe*, dachte ich – das Grün des regenfeuchten Mischwäldchens. Ich nickte mir sogar selbst mehrmals zu. So viel Zutrauen (oder was immer es war) hatte ich seit Langem nicht gegenüber einem Bild empfunden. So, jetzt genügte es. Dies war genau die Farbe, die ich gewollt hatte. Oder jedenfalls die, die das Gerüst von mir verlangt hatte. Darauf basierend, nahm ich einige kleine Änderungen an den passenden Stellen vor, wodurch ich das Ganze veränderte und ihm Tiefe gab.

Während ich das Ergebnis in Augenschein nahm, kam mir bereits die nächste Farbe in den Sinn. Wieder ganz wie von selbst. Orange. Kein gewöhnliches Orange. Ein feuriges, gebranntes Orange musste es sein, welches ein Gefühl von starker Lebenskraft und zugleich eine Ahnung vom Verfall überreifer Früchte vermittelte. Es war schwieriger herzustellen als das Grün, denn es war nicht einfach nur eine Farbe. Dieses Orange musste fundamental an eine bestimmte Leidenschaft geknüpft sein. Eine mit Menshikis Schicksal verflochtene, doch zugleich in sich unwandelbare Leidenschaft. Eine solche Farbe hervorzubringen war natürlich nicht einfach. Doch am Ende gelang es mir. Ich nahm einen neuen Pinsel und fuhr damit über die Leinwand. Teilweise benutzte ich auch einen Spachtel. Das Wichtigste dabei war, *nicht zu denken*. Dem Kreislauf meiner Gedanken Einhalt gebietend, fügte ich mein Orange mit Hingabe in das Bild ein. Während ich malte, verschwand das ganze Drum und Dran meiner Wirklichkeit völlig aus meinem Kopf. Ich dachte weder

an den Stab mit den Glöckchen noch an die geöffnete Steinkammer noch daran, dass meine Frau mich verlassen hatte und mit einem anderen Mann schlief, noch an meine neue verheiratete Freundin, meine Malkurse oder an die Zukunft. Nicht einmal an Menshiki dachte ich. Natürlich malte ich noch immer an seinem Porträt, aber selbst sein Gesicht war aus meinen Gedanken verschwunden. Es war nicht mehr als ein Ansatzpunkt, denn ich malte nur für mich.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verstrich. Ehe ich michs versah, war es dämmerig im Raum geworden. Die herbstliche Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden, aber ich war so in meine Arbeit vertieft gewesen, dass ich vergessen hatte, das Licht einzuschalten. Als ich die Leinwand betrachtete, hatte ich bereits fünf Arten von Farbe hinzugefügt. Farbe um Farbe und noch einmal Farbe hatte ich übereinander aufgetragen. An einigen Stellen hatten die Farben sich leicht vermischt, an anderen hatte eine die andere verdrängt und deren Platz übernommen.

Ich schaltete die Deckenbeleuchtung ein und setzte mich wieder auf den Hocker, um das Bild erneut zu betrachten. Mir war klar, dass es noch längst nicht fertig war. Es hatte etwas von wildem Überschwang, und vor allem begeisterte mich die Wucht, die darin lag. Diese rohe Wildheit hatte ich lange aus dem Blick verloren. Aber Wildheit allein genügte nicht. Ich brauchte ein zentrales Element, das das wilde Gemenge kanalisierte und strukturierte. Gewissermaßen eine Idee, um die Leidenschaft zu bündeln. Doch um diese zu finden, war später noch Zeit.

Fürs Erste musste ich die überbordenden Farben bändigen, aber das würde ich am nächsten Morgen im neuen hellen Licht vornehmen. Es musste eine angemessene Zeit vergehen – dann würde ich wissen, worauf es ankam. Darauf musste ich warten. Wie man geduldig darauf wartet, dass das Telefon klingelt. Ich musste auf die Zeit vertrauen, daran glauben, dass sie auf meiner Seite war.

Auf dem Hocker sitzend, schloss ich die Augen und atmete tief ein und aus. In der herbstlichen Dämmerung spürte ich deutliche

Anzeichen dafür, dass sich etwas in mir veränderte. Es fühlte sich an, als würde mein Organismus in kleine Teile zerfallen, um sich anschließend neu zu formieren. Doch warum geschah das ausgerechnet *hier und jetzt*? War es meine Begegnung mit dem geheimnisvollen Herrn Menshiki, sein Auftrag, ihn zu porträtieren, was diese Verwandlung in mir hervorrief? Oder hatte es meinen Geist angeregt, dass wir, dem nächtlichen Läuten folgend, den Steinhügel abgetragen und die seltsame Kammer geöffnet hatten? Oder hatte es mit alldem überhaupt nichts zu tun, und es war einfach Zeit für eine Veränderung gewesen? Doch keine dieser Erklärungen schien mir hinreichend begründet.

»Ich habe das Gefühl, das war erst der Anfang«, hatte Menshiki beim Abschied zu mir gesagt. Hieß das, dass ich die Schwelle zu diesem *Anfang*, von dem er gesprochen hatte, bereits überschritten hatte? Immerhin hatte ich mich zum ersten Mal seit Langem wieder intensiv der Malerei gewidmet und mich so in meine Arbeit versenkt, dass ich buchstäblich die Zeit vergessen hatte. Während ich meine Malutensilien wegräumte, verspürte ich noch immer eine wohltuende Wärme auf der Haut.

Beim Aufräumen fiel mein Blick auf die Glöckchen im Regal. Ich nahm sie in die Hand und läutete sie versuchsweise einige Male. Hell hallte der vertraute Klang im Atelier wider. Das Läuten, das mich nachts so in Unruhe versetzt hatte, beeindruckte mich jetzt überhaupt nicht mehr. Ich war lediglich überrascht, dass die alten Glöckchen einen so klaren Klang hervorzubringen vermochten. Nachdem ich sie an ihren Platz zurückgelegt hatte, schaltete ich das Licht im Atelier aus und schloss die Tür hinter mir. Ich ging in die Küche, um mein Abendessen zuzubereiten. Dabei genehmigte ich mir ein Glas Wein.

Gegen neun Uhr erhielt ich einen Anruf von Menshiki.

»Und wie ging es heute Nacht?«, fragte er. »Hat das Ding geläutet?«

Ich berichtete ihm, ich sei bis halb drei wach gewesen, die Glöckchen hätten jedoch keinen Mucks getan. Es sei eine sehr ruhige Nacht gewesen.

»Da bin ich froh. Also hat sich seither bei Ihnen nichts Ungewöhnliches ereignet?«

»Nein, nichts«, sagte ich.

»Das ist die Hauptsache. Gut, dass nichts mehr passiert ist«, sagte Menshiki und holte kurz Atem. »Könnte ich vielleicht morgen Vormittag bei Ihnen vorbeikommen? Ich würde mir gern die Steinkammer noch einmal ansehen. Sie interessiert mich sehr.«

»Kein Problem«, sagte ich. Ich hatte am Vormittag nichts vor.

»Dann komme ich so gegen elf.«

»In Ordnung. Ich bin hier«, sagte ich.

»Hatten Sie heute einen guten Tag?«, fragte Menshiki.

Ob ich einen guten Tag gehabt hatte? Das klang wie aus einem Übersetzungsprogramm für eine Fremdsprache.

»Ja, es war ein vergleichsweise guter Tag«, antwortete ich ein wenig verwirrt. »Zumindest kein schlechter. Das Wetter war schön, und der Tag verlief recht angenehm. Und Sie, Herr Menshiki? Hatten Sie einen guten Tag?«

»Sowohl als auch. Es war ein Tag, an dem sowohl etwas Gutes als auch etwas weniger Gutes passiert ist«, sagte Menshiki. »Was mehr Gewicht hat, muss die Waage noch entscheiden. Die Situation ist noch in der Schwebe.« Da ich nicht wusste, was ich dazu sagen sollte, schwieg ich. Menshiki fuhr fort: »Leider bin ich kein Künstler wie Sie. Ich lebe in der Geschäftswelt, vornehmlich in der des Informationsbusiness. Dort haben in der Regel nur Dinge, die sich in Zahlen umsetzen lassen, einen Wert, der außerdem dazu taugen muss, als Information gehandelt zu werden. Deshalb drückt sich für mich sowohl Gutes als auch Schlechtes unwillkürlich in Zahlen aus. Solange das Gute – also die Habenseite – geringfügig überwiegt, ist es also ein guter Tag, auch wenn ein paar Minuspunkte zu verzeichnen sind. Zumindest rein rechnerisch.« Ich hatte noch

immer keine Ahnung, worauf er hinauswollte, also hielt ich den Mund. »Nehmen wir den gestrigen Tag«, fuhr Menshiki fort. »Durch das Öffnen der Steinkammer haben wir etwas verloren und etwas gewonnen. Was genau wir gewonnen und was verloren haben, spielt keine Rolle für mich.«

Er schien jetzt doch eine Antwort von mir zu erwarten. »Ich glaube, ich habe nichts gewonnen, dessen Wert sich in Zahlen ausdrücken ließe«, sagte ich nach einigem Nachdenken. »Natürlich gilt das nur für den Augenblick. Bloß dieser alte Schellenstab ist mir in die Hände gefallen. Aber der hat bestimmt keinen substanziellen Wert. Er ist weder Gegenstand von historischer Bedeutung noch eine seltene Antiquität. Allerdings haben Sie einen deutlich messbaren Verlust zu verzeichnen. Schließlich wird der Gartenbauunternehmer Ihnen eine Rechnung stellen.«

Menshiki lachte leise. »Da kommt nicht viel zusammen. Das können wir getrost vernachlässigen. Was mir Sorge bereitet, ist nicht das, was wir bekommen haben, sondern das, was wir wohl noch bekommen werden.«

»*Bekommen werden?* Was könnte das denn sein?«

Menshiki räusperte sich. »Wie gesagt, ich bin kein Künstler. Auch wenn ich über einen gewissen Instinkt verfüge, stehen mir leider nicht die Mittel zu Gebote, diesen kreativ umzusetzen. So scharf mein Instinkt sein mag, ich bin nicht imstande, ihm eine universelle Form zu geben, das heißt, ihm in einem Kunstwerk Gestalt zu verleihen. Diese Fähigkeit geht mir ab.« Schweigend wartete ich, bis er fortfuhr. »Also habe ich stattdessen immer eine Umsetzung dieser inneren Vorgänge in Zahlen angestrebt. Schließlich braucht ein Mensch in seinem Leben unbedingt einen zentralen Pfeiler, auf den er sich stützen kann. Finden Sie nicht auch? Meinen beruflichen Erfolg verdanke ich meinem Instinkt, die Dinge nach meinem persönlichen System in Zahlen umzusetzen. Und mein Instinkt sagt mir …« Es folgte ein kurzes Schweigen von enormer Dichte. »Mein

Instinkt sagt mir also, dass wir aus dieser unterirdischen Steinkammer einen Gewinn schlagen werden.«

»Und worin könnte der bestehen?«

Er zuckte mit den Schultern. Besser gesagt: Ich hatte durch das Telefon hindurch das Gefühl, dass er es tat. »Das weiß ich noch nicht. Aber ich bin der Meinung, wir sollten es herausfinden. Indem wir unsere Intuitionen jeweils künstlerisch oder rechnerisch umsetzen.«

Ich verstand noch immer nicht, was er mir sagen wollte. Wovon redete der Mann da eigentlich?

»Dann sehen wir uns also morgen gegen elf«, sagte Menshiki. Und legte auf.

Kaum war das Gespräch mit Menshiki beendet, rief meine verheiratete Freundin an. Ich erschrak sogar ein wenig, weil sie nie so spät anrief.

»Können wir uns morgen um die Mittagszeit treffen?«, fragte sie.

»Tut mir leid, morgen bin ich bereits verabredet. Es hat sich plötzlich was ergeben.«

»Triffst du dich etwa mit einer anderen Frau?«

»Nein, wie immer mit Herrn Menshiki. Ich porträtiere ihn.«

»Du porträtierst ihn«, wiederholte sie. »Und wie sieht es übermorgen aus?«

»Übermorgen bin ich ganz frei.«

»Das freut mich. Können wir uns schon am frühen Vormittag treffen?«

»Natürlich, aber es ist doch Samstag.«

»Das kriege ich hin.«

»Ist was passiert?«, fragte ich.

»Warum fragst du?«

»Weil du sonst nie um diese Zeit anrufst.«

Ihre Stimme klang leise, fast gehaucht. Als würde sie eine Feinabstimmung ihres Atems vornehmen. »Ich sitze allein im Auto

und rufe vom Handy aus an.«

»Was machst du allein im Auto?«

»Ich sitze im Auto, weil ich allein sein wollte und es der einzige Platz ist, an dem ich es kann. So was kommt bei Hausfrauen gelegentlich vor. Darf ich das nicht?«

»Doch, das darfst du auf alle Fälle.«

Sie seufzte. Es klang, als hätte sie verschiedene Seufzer gesammelt und zu einem komprimiert. »Es wäre schön, wenn du jetzt hier wärst und wir es von hinten machen würden. Vorspiel wäre gar nicht nötig. Ich bin richtig feucht, und es wäre völlig in Ordnung. Du müsstest mich ordentlich durchvögeln.«

»Es wäre mir ein Vergnügen. Aber dazu wäre es wohl ein bisschen zu eng in deinem Mini.«

»Komfortabel wäre es nicht gerade«, sagte sie.

»Wir könnten versuchen, es hinzubekommen.«

»Du könntest, während du mit der linken Hand meine Brustwarze massierst, mit der rechten meine Klitoris reiben.«

»Und mit dem rechten Fuß das Autoradio einstellen. Wäre dir Tony Bennett recht?«

»Hör auf, Witze zu machen. Ich meine es sehr ernst.«

»Verstehe. Tut mir leid. Also jetzt wieder ernst«, sagte ich. »Was hast du übrigens gerade an?«

»Wieso willst du das wissen?«, fragte sie kokett.

»Weil mein weiteres Vorgehen davon abhängt. Bitte! Ich möchte es wissen.«

Sie beschrieb mir in allen Einzelheiten, was sie trug. Es überraschte mich immer wieder, wie viele verschiedene Kleidungsstücke erwachsene Frauen trugen. Sie beschrieb mir nun, wie sie sich Stück für Stück auszog.

»Und? Ist er jetzt hart?«, fragte sie.

»Wie ein Hammer«, sagte ich.

»Könntest du einen Nagel damit einschlagen?«

»Natürlich.«

Wer hatte noch mal gesagt, es gebe auf der Welt Hämmer, die Nägel einschlagen sollten, und Nägel, die von Hämmern eingeschlagen werden sollten? Nietzsche vielleicht oder Schopenhauer? Vielleicht hatte es auch gar keiner gesagt.

Ernst und anschaulich liebten wir uns übers Telefon. Es war das erste Mal, dass ich so etwas mit ihr – oder überhaupt mit jemandem – tat. Doch die Bilder, die ihre Worte hervorriefen, waren so detailliert und erregend, dass der Geschlechtsverkehr, der in unserer Vorstellung stattfand, sinnlicher war als ein echter. Irgendwann wurde ihre Sprache sehr direkt, erotisch und suggestiv, und nachdem das eine Zeit lang so gegangen war, kam ich unwillkürlich. Auch sie schien einen Orgasmus zu haben.

Wir verschnauften ein wenig am Telefon, ohne zu sprechen.

»Also dann, bis Samstagvormittag«, sagte sie wenig später so, als hätte sie sich wieder ganz gefasst. »Es gibt auch etwas, das ich dir über unseren Herrn Menshiki erzählen möchte.«

»Hast du etwas Neues herausgefunden?«

»Ja, die bewussten Buschtrommeln haben ein paar Neuigkeiten verkündet. Aber die erzähle ich dir, wenn wir uns sehen. Während wir etwas Unanständiges tun vielleicht.«

»Fährst du jetzt nach Hause?«

»Natürlich«, sagte sie. »Allmählich muss ich wieder.«

»Fahr vorsichtig.«

»Ja, das muss ich, es zuckt noch richtig.«

Ich duschte und seifte meinen Penis ab. Dann zog ich meinen Schlafanzug an, streifte mir eine Jacke über, ging mit einem Glas billigem Weißwein in der Hand auf die Terrasse und schaute zu Menshiki hinüber. In dem weißen Haus auf der anderen Seite des Tals brannten alle Lichter. Es herrschte sozusagen Festbeleuchtung. Natürlich hatte ich keine Ahnung, was er dort (vermutlich) ganz allein tat. Vielleicht saß er noch immer am Computer und bemühte sich, seine Eingebungen in Zahlen umzusetzen.

»Heute war ein vergleichsweise guter Tag«, sagte ich zu mir selbst.

Und ein merkwürdiger Tag. Was wohl morgen für einer sein würde? Plötzlich musste ich an die Eule auf dem Dachboden denken. Ob es auch für sie ein guter Tag gewesen war? Aber dann fiel mir ein, dass für Eulen der Tag gerade erst anfing. Sie schliefen tagsüber an einem dunklen Ort. Und wenn es dunkel wurde, flogen sie in den Wald, um zu jagen. Eine Eule sollte man lieber am frühen Morgen fragen, ob sie einen guten Tag gehabt habe.

Ich ging ins Bett, las noch ein bisschen, schaltete um halb elf das Licht aus und schlief ein. Da ich bis etwa sechs Uhr morgens kein einziges Mal aufwachte, hatten die Glöckchen wohl auch in dieser Nacht nicht geläutet.

17 WIE KONNTE ICH ETWAS SO WICHTIGES ÜBERSEHEN?

»Können wir Freunde bleiben, auch wenn wir uns trennen?« Diese Frage meiner Frau, kurz bevor ich die Wohnung verlassen hatte, ging mir nicht aus dem Sinn. Damals (und noch lange danach) hatte ich nicht verstanden, was sie meinte oder was sie sich wünschte. Ich war ratlos gewesen, als hätte ich eine Speise im Mund, die nach nichts schmeckte. »Wie soll das gehen?«, hatte ich nur ausweichend geantwortet. Mehr hatte ich dazu nicht sagen können. Als Abschiedsworte ziemlich erbärmlich.

Doch auch jetzt noch – nach unserer Trennung – war ich gleichsam durch einen lebendigen Schlauch mit ihr verbunden, der, wiewohl nicht sichtbar, noch immer ein wenig warmes Blut zwischen unseren Herzen hin und her pumpte. Zumindest auf meiner Seite war dieses Gefühl bewahrt worden. Doch auch diese Verbindung würde eines nicht allzu fernen Tages abreißen. Und da diese dürftige Rettungsleine ohnehin gekappt werden würde, sollte ich ihr besser bald die Lebenskraft entziehen. Denn der endgültige schmerzhafte Schnitt wäre leichter zu ertragen, wenn der Schlauch leblos und verdorrt wäre wie eine Mumie. Also musste ich Yuzu möglichst schnell und möglichst vollständig vergessen. Aus diesem Grund hatte ich mich nach meiner Reise nur noch ein einziges Mal bei ihr gemeldet, und das auch nur, weil ich meine Sachen abholen musste, denn ich brauchte meine Malutensilien. Dieses einzige Gespräch nach unserer Trennung war sehr kurz gewesen.

Es war undenkbar für mich, nach der offiziellen Auflösung unserer ehelichen Beziehung einfach so mit ihr befreundet zu sein. In den

sechs Jahren, in denen wir verheiratet gewesen waren, hatten wir fast alles miteinander geteilt. Fast alle Zeit, fast alle Gefühle, fast alle Worte und fast alles Schweigen, fast alle Gedanken und Entscheidungen, Abmachungen und Kompromisse, fast alle Vergnügungen und fast alle Momente der Langeweile. Natürlich hatten wir auch ein paar Geheimnisse voreinander gehabt. Doch selbst das Empfinden, dass es diese verborgenen Dinge gab, hatten wir irgendwie miteinander geteilt. Es existierte ein besonderes »Kraftfeld« zwischen uns, wie es nur die Zeit hervorzubringen vermag. Wir hatten uns der darin herrschenden Schwerkraft angepasst und in ihr ein Gleichgewicht gefunden. Zudem gab es innerhalb dieses Systems gewisse »interne Bestimmungen«. Ohne all das, außerhalb der ausgewogenen Bedingungen dieses Kraftfelds und seiner Regeln, einfach nur »gute Freunde zu sein« kam nicht infrage.

Das war mir völlig klar. Oder besser gesagt: Zu diesem Schluss war ich gelangt, nachdem ich auf meiner ausgedehnten Reise durch Hokkaido gründlich nachgedacht hatte. Ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte, mein Entschluss blieb derselbe. Für mich war es das Beste, mich so weit wie möglich von Yuzu fernzuhalten und jede Begegnung zu vermeiden. Das war für mich die einzig logische und richtige Konsequenz, und sie setzte ich in die Tat um.

Andererseits meldete sich Yuzu auch nicht bei mir. Weder rief sie mich ein einziges Mal an, noch schrieb sie mir, obwohl der Vorschlag, Freunde zu bleiben, doch von ihr gekommen war. Damit verletzte sie mich weit mehr, als ich es erwartet hätte. Oder nein, eigentlich war ich es selbst, der mich verletzte. In diesem endlos dauernden Schweigen schwankten meine Gefühle in weitem Bogen von einem Extrem zum anderen, wie ein schweres Pendel mit einer scharfen Klinge. Dieses emotionale Hin und Her hinterließ viele schmerzhafte Wunden auf meiner Haut, und ich besaß nur ein einziges wirksames Mittel, das mich meinen Schmerz vergessen machen konnte. Die Malerei.

Milde Sonnenstrahlen fielen durch das Fenster ins Atelier. Eine warme Brise bewegte hin und wieder die Vorhänge, und ein morgendlicher Herbstduft erfüllte den Raum. Seit ich auf dem Berg wohnte, hatte ich ein feines Gespür für die sich wandelnden Gerüche der Jahreszeiten entwickelt, die ich in der Stadt kaum wahrgenommen hatte.

Auf dem Hocker sitzend, betrachtete ich lange Menshikis noch unfertiges Porträt auf der Staffelei. Ich begann den Tag immer damit, zunächst die Arbeit vom Vortag in Augenschein zu nehmen. Hand anlegen konnte ich später.

Nicht schlecht, befand ich nach einer Weile. Nicht schlecht. Menshikis Gesicht war nun farbig, und die schwarzen Umrisslinien der Skizze lagen unter den übrigen Farben verborgen. Dennoch hatten sie eine unterschwellige Präsenz, die weiter deutlich für mich erkennbar war und die ich jetzt wieder an die Oberfläche bringen musste, um das dort Angedeutete in eine klare Aussage zu verwandeln.

Natürlich versprach das Bild noch keine Vollendung. Es steckte im Stadium des Möglichen fest, und nach wie vor fehlte ihm etwas. Etwas, das dort hätte sein sollen, beschwerte sich über seine ungerechtfertigte Abwesenheit. Es klopfte an die Scheibe, die Sein und Nichtsein trennte, und ich konnte seinen stummen Schrei vernehmen.

Während ich so angespannt auf das Bild starrte, bekam ich Durst und ging zwischendurch in die Küche, um ein großes Glas Orangensaft zu trinken. Ich lockerte meine Schultern, reckte meine Arme nach oben und atmete tief durch. Anschließend kehrte ich ins Atelier zurück, setzte mich wieder auf den Hocker und konzentrierte mich mit frischer Kraft auf die Staffelei. Doch dabei fiel mir sofort auf, dass irgendetwas anders war als vorher. Mein Blickwinkel auf das Bild unterschied sich deutlich vom vorherigen.

Ich stand auf und überprüfte die Position des Hockers. Er hatte anders gestanden, als ich das Atelier verlassen hatte. Der Hocker war

verstellt worden. Eindeutig. Wie war das möglich? Ich hatte ihn beim Aufstehen bestimmt nicht bewegt. Daran gab es keinen Zweifel. Ich war behutsam aufgestanden, um ihn nicht zu verrücken, und bei meiner Rückkehr hatte ich mich ebenso behutsam wieder gesetzt. Ich war sehr eigen, was die Position und Perspektive betraf, aus denen ich meine Bilder betrachtete, und bestimmte sie stets mit äußerster Sorgfalt. Ich war besessen davon wie ein Schlagmann beim Baseball von seiner exakten Schlagposition. Daher konnte ich nicht umhin, jede noch so geringe Verschiebung zu bemerken.

Doch der Hocker stand etwa fünfzig Zentimeter von der Stelle entfernt, an der ich gesessen hatte, und die Perspektive auf das Bild war entsprechend verschoben. Ich konnte mir höchstens denken, dass ihn jemand bewegt hatte, während ich in der Küche den Orangensaft getrunken hatte. Jemand war heimlich ins Atelier geschlichen, hatte sich auf den Hocker gesetzt und mein Bild angeschaut und war, bevor ich zurückkam, aufgestanden und gegangen. Allerdings war ich höchstens fünf oder sechs Minuten fort gewesen. Und wer würde eigens diese Mühe auf sich nehmen? Und noch dazu den Hocker absichtlich umstellen?

Vielleicht trog mich mein Gedächtnis, und ich hatte ihn doch selbst verstellt und es vergessen? Anders konnte ich es mir kaum denken. Vielleicht war ich wirklich zu viel allein, und mein Gedächtnis geriet durcheinander.

Ich ließ den Hocker so stehen, etwa fünfzig Zentimeter von seinem ursprünglichen Standort entfernt. Als ich mich darauf niederließ, um Menshikis Porträt aus der veränderten Perspektive zu betrachten, hatte ich plötzlich ein anderes Bild vor mir. Natürlich war es noch dasselbe Bild, aber es mutete seltsam verwandelt an. Durch den veränderten Lichteinfall wirkten auch die Farben anders. Das Bild hatte noch immer etwas sehr Lebendiges, aber trotzdem fehlte ihm etwas. Allerdings schien das Fehlende in eine etwas andere Richtung zu gehen als zuvor.

Worin bestand der Unterschied zur vorherigen Position? Wieder fasste ich das Bild genau ins Auge. Die veränderte Position musste mir doch einen Hinweis geben. Aber welchen? Ich holte mir ein Stück weiße Kreide und markierte die Position der drei Beine des Hockers auf dem Boden (A). Dann brachte ich den Hocker in die ursprüngliche Stellung (fünfzig Zentimeter entfernt) und markierte auch diese Position (B) mit Kreide. Zwischen diesen beiden Punkten ging ich hin und her, um das Bild aus dem jeweils anderen Blickwinkel zu betrachten.

Menshiki war in beiden Einstellungen unverändert präsent, dennoch brachte der Perspektivenwechsel von A zu B erstaunliche Veränderungen hervor. Es wirkte beinahe, als existierten auf dem Bild zwei verschiedene Persönlichkeiten nebeneinander. Was hingegen fehlte, fehlte gleichermaßen bei beiden Menshikis. Ich musste herausfinden, was dieser »gemeinsame Mangel« war. Also würde ich eine Triangulation zwischen A, B und mir selbst vornehmen. Wie war dieser »gemeinsame Mangel« überhaupt beschaffen? Hatte er eine Form, oder war er gestaltlos? Und wie sollte ich ihm im letzteren Fall zu einer Gestalt verhelfen?

Das ist gar nicht so einfach, nicht wahr?, hörte ich eine Stimme sagen. Ganz deutlich.

Sie war nicht laut, aber tragend. Sie hatte nichts Verschwommenes, war weder hoch noch tief. Und sie kam aus unmittelbarer Nähe.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an und blickte mich auf meinem Hocker langsam um. Natürlich war niemand zu sehen. Das helle Morgenlicht ergoss sich wie in Pfützen über den Boden. Das Fenster stand offen, und aus der Ferne trug der Wind leise die Melodie eines Müllwagens herüber. »Annie Laurie« (warum die Müllabfuhr der Stadt Odawara ein schottisches Volkslied für ihre Wagen auserkoren hatte, war mir ein Rätsel). Sonst war alles still.

Wahrscheinlich hatte ich mich verhört. Oder meine eigene Stimme gehört. Aus dem Unterbewusstsein. Dagegen sprach allerdings der seltsame Plauderton der Frage. *Das ist gar nicht so einfach, nicht wahr?* So würde ich doch nicht zu mir selbst sprechen, auch nicht aus dem Unterbewusstsein.

Ich atmete tief durch und wandte mich wieder dem Bild zu. Konzentrierte mich mit aller Kraft. Bestimmt hatte ich mich verhört.

Liegt das nicht auf der Hand?, hörte ich wieder jemanden sagen. Dicht an meinem Ohr.

Was lag auf der Hand?

Ist doch offensichtlich, was Menshiki hat, das Bild aber nicht, ertönte es wieder ganz deutlich. Ohne Hall, wie in einem schalldichten Studio aufgenommen. Jede Silbe klar und deutlich vernehmbar. Und als wäre sie die Verkörperung einer Idee, fehlte der Stimme jede natürliche Betonung.

Noch einmal schaute ich mich um. Diesmal stand ich vom Hocker auf und ging ins Wohnzimmer, um nachzusehen. Ich überprüfte alle Zimmer. Doch außer mir war niemand im Haus. Das einzige andere Lebewesen war die Eule. Aber natürlich konnte eine Eule nicht sprechen. Und die Eingangstür war abgeschlossen.

Nachdem sich der Hocker im Atelier von allein bewegt hatte, jetzt auch noch diese unerklärliche, seltsame Stimme. Eine himmlische Stimme, meine eigene oder eine dritte anonyme Stimme. Ich musste mich fragen, ob ich vielleicht nicht mehr ganz richtig im Kopf war. Seit den nächtlichen Glockentönen setzte ich kein unbegrenztes Vertrauen mehr in meine Wahrnehmungen. Obwohl Menshiki das Läuten ja auch gehört hatte und es demnach keine Einbildung gewesen, sondern objektiv bezeugt war. Mein Gehör hatte normal funktioniert. Aber was war mit dieser seltsamen Stimme?

Ich setzte mich wieder auf den Hocker und betrachtete von Neuem das Bild.

Ist doch offensichtlich, was Menshiki hat, das Bild aber nicht. Es war wie ein Rätsel. Wie ein Weg, den ein kluger Vogel einem Kind erklärt, das sich im tiefen Wald verirrt hatte. Was war es, das Menshiki hatte, das Bild aber nicht?

Ich brauchte lange, um es herauszufinden. Die Uhrzeit schritt ruhig und regelmäßig voran, die Sonnenpfützen auf dem Boden, die sich durch das kleine Fenster im Osten ergossen, wanderten lautlos weiter. Kleine bunte Vögel klammerten sich an die Zweige der Weide, pickten flink etwas auf und flogen zwitschernd davon. Eine Reihe weißer, wie runde Steinplatten geformter Wolken zog über den Himmel. Ein silbriges Flugzeug flog in Richtung der glänzenden Fläche des Meeres – eine Vierpropellermaschine der Selbstverteidigungsstreitkräfte auf Anti-U-Boot-Patrouille. Es war die ihnen auferlegte tägliche Pflicht zu lauschen, zu beobachten und aufzuklären. Ich hörte, wie das Motorengeräusch sich näherte und wieder entfernte.

Und dann fiel mir endlich etwas ein. Etwas schien buchstäblich *hell* vor mir auf. Wie hatte ich das nur vergessen können? Das, was Menshiki hatte, dieses Porträt aber nicht. Es war ganz eindeutig. *Sein weißes Haar*. Sein herrliches Haar, reinweiß, wie frisch gefallener Schnee. Man hätte unmöglich von Menshiki erzählen können, ohne es zu erwähnen. Wie hatte ich etwas so Wichtiges übersehen können?

Ich stand vom Hocker auf, rührte eilends Weiß aus meinem Malkasten an, nahm einen passenden Pinsel und trug es, ohne groß nachzudenken, resolut und mit kraftvollen Bewegungen üppig auf das Bild auf. Zusätzlich benutzte ich einen Spachtel und meine Finger. Damit war ich etwa fünfzehn Minuten lang beschäftigt, anschließend trat ich zurück, setzte mich auf den Hocker und nahm das Ergebnis in Augenschein.

Vor mir hatte ich Menshiki, wie er leibte und lebte. Ohne jeden Zweifel: Der Mann auf dem Bild war Menshiki. Seine Persönlichkeit – was auch immer sie beinhaltete – war in mein Bild geflossen und

trat offen daraus zutage. Natürlich war ich außerstande, im Detail zu begreifen, was Wataru Menshiki als Mensch ausmachte. Besser gesagt: Ich hatte keine Ahnung davon. Doch als Maler war es mir gelungen, seine Person als kompaktes, unteilbares Ganzes, gleichsam aus einem Guss, auf der Leinwand zum Leben zu erwecken. Er atmete auf diesem Bild, und sogar die Aura des Rätselhaften, die ihn umgab, war da.

Zugleich war dieses Gemälde in keiner Weise ein »Porträt« im konventionellen Sinn. Es war mir zwar gelungen, Wataru Menshikis Wesen mit künstlerischen Mitteln auf der Leinwand darzustellen (zumindest glaubte ich das), dabei war es jedoch keineswegs mein Ziel gewesen, seine äußere Erscheinung abzubilden. Darin bestand der große Unterschied zu einem gewöhnlichen Porträt. Im Grunde hatte ich dieses Bild *nur für mich* gemalt.

Es war nicht vorhersehbar, ob mein Auftraggeber ein solches »Porträt« von sich akzeptieren würde. Vermutlich war es Lichtjahre von dem entfernt, was er sich ursprünglich erhofft hatte. Zu Anfang hatte Menshiki zwar gesagt, ich dürfe ganz frei so malen, wie es mir gefalle, und keine Anforderungen an den Stil gestellt. Doch womöglich hatte ich *zufällig* irgendwelche negativen Elemente gemalt, die Menshiki vor sich selbst nicht zugeben wollte. Aber ob ihm das Bild gefiel oder nicht, lag nicht in meiner Hand und unterlag nicht meinem Willen. War beidem völlig enthoben.

Anschließend saß ich etwa eine halbe Stunde auf dem Hocker und betrachtete Menshikis Bild. Obwohl ich es selbst gemalt hatte, überschritt es die Grenzen meines Verständnisses und meiner Einsicht. Schon konnte ich mich nicht mehr erinnern, wie ich so etwas überhaupt hatte malen können. Es war mir sehr nah und gleichzeitig sehr fern. Dennoch zweifelte ich nicht, dass das Gemälde dort die richtigen Farben und den richtigen Stil besaß.

Vielleicht bot es mir einen Ausweg. Vielleicht würde es mir helfen, endlich die solide Mauer zu überwinden, vor der ich stand. Obwohl die Dinge gerade erst anfingen. Ich hatte gerade *so etwas wie* eine

Spur gefunden. Du musst jetzt sehr genau aufpassen, sagte ich mir, während ich mir viel Zeit nahm, die Farbe aus den benutzten Pinseln und von dem Spachtel zu waschen. Die Hände reinigte ich mir gründlich mit Waschbenzin und Seife. Dann ging ich in die Küche und trank mehrere Gläser Wasser. Ich war sehr durstig.

Aber wer hatte nun den Hocker im Studio verrückt (denn er war verrückt worden)? Wer hatte mir mit dieser seltsamen Stimme ins Ohr geflüstert (ich hatte sie ganz deutlich gehört)? Wer hatte mich darauf hingewiesen, dass dem Bild etwas fehlte (der Hinweis hatte eindeutig gewirkt)?

Wahrscheinlich ich selbst. Ich hatte unbewusst den Hocker verschoben und mir den Hinweis gegeben. Offenbar hatten höhere und tiefere Bewusstseinsschichten auf irgendwelchen verschlungenen Pfaden miteinander kommuniziert … Das war die einzig mögliche Erklärung. Aber natürlich entsprach sie nicht der Wirklichkeit.

Als ich gegen elf Uhr vormittags bei einem schwarzen Tee auf einem Küchenstuhl saß und meine Gedanken schweifen ließ, fuhr Menshiki in seinem silberfarbenen Jaguar vor. Ich hatte die am Abend mit ihm getroffene Verabredung völlig vergessen. Weil ich wie in Trance an seinem Bild gemalt hatte. Gar nicht zu reden von der Stimme dicht an meinem Ohr.

Was war noch mal der Grund für seinen Besuch?

Ach ja, er wolle sich die Steinkammer noch einmal genauer ansehen, hatte er am Telefon gesagt. Als das vertraute Brummen des V8-Motors vor dem Haus verebbte, fiel es mir endlich ein.

18 NEUGIER IST NICHT NUR DER KATZE TOD

Ich trat vor die Haustür, um Menshiki zu begrüßen. Es war das erste Mal, dass ich das tat, aber es gab keinen besonderen Grund dafür. Ich wollte einfach hinaus ins Freie, mich strecken und frische Luft atmen.

Am Himmel zogen noch immer die Wolken in der Form runder Steinplatten dahin. Sie entstanden in weiter Ferne über dem offenen Meer und wurden vom Südwestwind in Richtung der Berge geblasen. Es war mir ein Rätsel, wie diese perfekte runde Form so absichtslos und aus sich heraus zustande kommen konnte. Allerdings wohl nur für mich und nicht für die Meteorologen. Seit ich allein hier auf dem Berg wohnte, zogen mich die verschiedenen Naturphänomene in ihren Bann.

Menshiki trug einen tiefroten Pullover mit Kragen aus einem feinen, teuren Material. Das Blau seiner gerade geschnittenen Jeans aus weichem Stoff war beinahe völlig ausgewaschen. Meiner Meinung nach (vielleicht dachte ich auch zu viel darüber nach) wählte er die Farbe seiner Kleidung immer bewusst so, dass sie sein weißes Haar betonte. Auch der rote Pullover passte ausgezeichnet zu seinem weißen Schopf, der wie immer genau die richtige Länge hatte. Wie er das machte, wusste ich nicht, aber sein Haar war niemals zu lang oder zu kurz.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir gleich mal zur Grube gehen und einen Blick hineinwerfen?«, fragte mich Menshiki. »Ich bin neugierig, ob sich etwas verändert hat.«

Natürlich mache es mir nichts aus, sagte ich. Ich hatte mich der Stelle seither nicht genähert und wollte ebenfalls gern sehen, was

daraus geworden war.

»Am besten nehmen wir den Glockenstab mit«, riet Menshiki.

Ich ging ins Haus und holte ihn aus dem Regal im Atelier.

Menshiki nahm eine große Stirnlampe aus dem Kofferraum seines Jaguars, setzte sie sich auf den Kopf und machte sich in Richtung des Wäldchens auf den Weg. Ich folgte ihm. Die Blätter schienen sich seit dem letzten Mal noch stärker verfärbt zu haben. In dieser Jahreszeit veränderte die Natur ihre Farben täglich. Manche Bäume hatten jetzt mehr Rot, manche mehr Gelb, andere waren noch grün. Diese Mischung war wunderschön, doch Menshiki schien überhaupt kein Auge dafür zu haben.

»Ich habe ein bisschen zu diesem Grundstück recherchiert«, sagte er im Gehen. »Wem es bisher gehört hat und wozu es diente.«

»Haben Sie etwas herausgefunden?«

Menshiki schüttelte den Kopf. »So gut wie nichts. Ich hatte erwartet, dass die Stelle früher irgendeine religiöse Bedeutung hatte, aber soweit ich sehen konnte, scheint das nicht der Fall zu sein. Warum gerade hier ein Schrein und ein Steintumulus errichtet wurden, weiß ich nicht. Anscheinend war hier ursprünglich nur brachliegendes Gelände. Dann wurde es parzelliert, und das Haus wurde gebaut. 1955 hat Tomohiko Amada das Grundstück mit dem Haus gekauft. Bis dahin hatte es einem Politiker als Sommersitz gedient. Wahrscheinlich ist Ihnen der Name unbekannt, aber vor dem Krieg war er sogar Kabinettsminister. Nach dem Krieg führte er ein ganz zurückgezogenes Leben. Wem das Grundstück vor ihm gehört hat? So weit bin ich nicht gekommen.«

»Ich wundere mich, dass ein Politiker in einer so entlegenen Gegend ein Sommerhaus hat.«

»Früher hatten hier ziemlich viele Politiker ihre Sommerhäuser. Auch Fürst Fumimaro Konoe besaß einen Sommersitz in den Bergen, an der Straße zwischen Hakone und Tatami – gewiss ein idealer Ort, um geheime Gespräche zu führen. Denn wenn bedeutende

Persönlichkeiten sich in Tokio trafen, erregte das immer Aufmerksamkeit.«

Wir räumten die dicken Bretter weg, mit denen die Grube abgedeckt war. »Ich steige kurz hinunter«, sagte Menshiki. »Würden Sie oben warten?«

Ich würde warten, sagte ich.

Menshiki stieg die Metallleiter hinunter, die der Bauunternehmer netterweise stehen gelassen hatte. Bei jedem seiner Schritte quietschten die Sprossen. Ich sah ihm von oben hinterher. Als er den Boden erreicht hatte, nahm er die Stirnlampe ab, schaltete sie ein und inspizierte die Kammer lange und gründlich. Er strich mit der Hand über das Mauerwerk und klopfte mit der Faust dagegen. »Die Wände sind sehr stabil und sorgfältig gemauert«, rief er zu mir herauf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass hier einmal ein Brunnen war. In dem Fall hätte einfacheres Mauerwerk genügt. Man hätte sich nicht so viel Mühe gemacht.«

»Sie meinen also, die Kammer wurde zu einem anderen Zweck gebaut?«

Menshiki schüttelte wortlos den Kopf. Er wisse es nicht, sollte das heißen. »Jedenfalls kann man an dieser Mauer nicht so leicht hochklettern. Es gibt kaum Zwischenräume, in die man die Füße setzen könnte. Außerdem ist die Grube fast drei Meter tief.«

»Meinen Sie, sie ist absichtlich so gebaut, dass man nicht hochsteigen kann?«

Menshiki zuckte mit den Schultern. Er wusste es auch nicht. »Ich hätte eine Bitte«, sagte er.

»Und welche?«

»Ich mache Ihnen ungern Mühe, aber könnten Sie die Leiter hochziehen und die Grube dann so weit abdecken, dass kein Licht hereinkommt?«

Einen Moment lang fehlten mir die Worte.

»Kein Grund zur Sorge«, sagte Menshiki. »Ich möchte nur einmal selbst erleben, wie es ist, wenn man allein hier in diesem dunklen

Loch eingesperrt ist. Ich habe noch nicht die Absicht, mich in eine Mumie zu verwandeln.«

»Und wie lange wollen Sie bleiben?«

»Wenn ich wieder rauswill, läute ich. Sobald Sie mich hören, räumen Sie die Bretter weg und lassen die Leiter herunter. Und wenn Sie in einer Stunde nichts von mir gehört haben, nehmen Sie die Bretter trotzdem weg. Denn mehr als eine Stunde will ich hier unten nicht verbringen. Und bitte vergessen Sie auch nicht, dass ich hier unten bin. Wenn Ihnen etwas dazwischenkommt und Sie mich vergessen, werde ich hier zur Mumie.«

»Der Mumienjäger wird zur Mumie.«

Menshiki lachte. »Genau so ist es.«

»Natürlich vergesse ich Sie nicht, aber wollen Sie das wirklich machen?«

»Ich bin einfach neugierig und will wissen, wie es sich anfühlt, in so einer finsteren Grube zu sitzen. Ich gebe Ihnen meine Stirnlampe. Dafür geben Sie mir die Glöckchen.«

Er stieg die Leiter zur Hälfte hinauf und reichte mir die Lampe. Ich nahm sie und gab ihm den Schellenstab. Er bewegte ihn ein bisschen. Sein helles Läuten ertönte.

»Aber falls ich in der Zwischenzeit von einem wild gewordenen Wespenschwarm angefallen werde und das Bewusstsein verliere oder sogar sterbe, kommen Sie womöglich nicht mehr raus«, sagte ich zu Menshiki in der Grube. »Niemand auf der Welt weiß, dass Sie hier sind.«

»Neugier beinhaltet immer ein gewisses Risiko. Ohne das lässt sie sich nicht befriedigen. Neugier ist nicht nur der Katze Tod.«

»Ich komme also in einer Stunde zurück«, sagte ich.

»Und nehmen Sie sich in Acht vor wilden Wespen«, sagte Menshiki.

»Und Sie sehen sich in der Dunkelheit vor, Herr Menshiki.«

Ohne eine Antwort zu geben, sah er zu mir nach oben, wie um meine Miene zu deuten. Doch sein Blick hatte etwas

Verschwommenes, als wäre ihm der Fokus abhandengekommen. Ein derart unentschlossener Blick passte gar nicht zu ihm. Dann setzte er sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken an die konkave Mauer. Er hob leicht die Hand in meine Richtung, um zu signalisieren, dass er bereit sei. Ich zog die Leiter hoch, legte die Planken möglichst dicht über die Öffnung und beschwerte sie mit einigen Steinen. Wahrscheinlich sickerte etwas Licht durch die Ritzen zwischen den Planken, aber unten in der Kammer musste es sehr dunkel sein. Ich dachte daran, Menshiki etwas durch die Bretter zuzurufen, überlegte es mir aber anders. Er hatte selbst nach Einsamkeit und Stille verlangt.

Ich ging nach Hause und kochte mir einen schwarzen Tee. Nachdem ich ihn getrunken hatte, setzte ich mich aufs Sofa und las in einem Buch, das ich angefangen hatte. Doch ich konnte mich nicht konzentrieren, weil ich die ganze Zeit lauschte, ob Menshiki womöglich läutete. Fast alle fünf Minuten schaute ich auf die Uhr. Ich stellte mir vor, wie er ganz allein auf dem Grund der stockdunklen Grube saß. Was für ein eigenartiger Mensch er doch ist, dachte ich. Auf eigene Kosten einen Gartenbauunternehmer zu bestellen, um mit schwerem Gerät einen Steinhaufen abräumen und eine geheimnisvolle Grube öffnen zu lassen. Und nun ließ er sich ganz allein darin einsperren, wenn auch aus freiem Willen.

Na ja, jedem das Seine, dachte ich. Welche Notwendigkeit, welche Absicht auch für ihn bestand (falls es überhaupt eine gab), es war Menshikis Problem, und ich konnte alles seinem Urteil überlassen. Ich bewegte mich nur gedankenlos nach dem Plan eines anderen. Ich hörte auf zu lesen, streckte mich auf dem Sofa aus und schloss die Augen. Aber natürlich schlief ich nicht ein. Es war unmöglich für mich, hier und jetzt einzuschlafen.

Am Ende verging die Stunde, ohne dass Menshiki geläutet hatte. Oder vielleicht hatte ich es doch überhört. Jedenfalls war es Zeit, die Grube abzudecken. Ich erhob mich vom Sofa, zog meine Schuhe an

und machte mich auf den Weg durch das Wäldchen. Unvermittelt packte mich die Angst, dass Wespen oder Wildschweine auftauchen könnten, aber nichts dergleichen geschah. Nur ein kleiner Vogel, vielleicht ein Brillenvogel, huschte an mir vorbei. Ich ging um den Schrein herum auf seine Rückseite, nahm die schweren Steine von den Planken und entfernte zunächst eine.

»Herr Menshiki«, rief ich durch die Lücke. Aber es kam keine Antwort. Ich spähte durch die Lücke, aber in der Grube war alles dunkel und von Menshiki nichts zu sehen.

»Herr Menshiki«, rief ich noch einmal. Als er wieder nicht antwortete, fing ich an, mir Sorgen zu machen. Womöglich war er verschwunden. Wie die Mumie, die sich dort hätte befinden müssen. Eigentlich verbot der gesunde Menschenverstand diese Möglichkeit, aber ich zog sie damals ernsthaft in Betracht.

Rasch schob ich eine weitere Planke beiseite. Und dann noch eine. Endlich gelangte so viel Licht nach unten, dass ich die Umrisse von Menshikis sitzender Gestalt erkennen konnte.

»Herr Menshiki, ist alles in Ordnung?«, rief ich ihm erleichtert zu.

Darauf kam er endlich zu sich, hob das Gesicht und drehte ein wenig den Kopf. Geblendet legte er die Hände vors Gesicht.

»Ja«, antwortete er leise. »Lassen Sie mich nur noch ein wenig so hier sitzen. Es dauert noch einen Moment, bis sich meine Augen an das Licht gewöhnt haben.«

»Es ist jetzt genau eine Stunde vergangen. Wenn Sie noch länger unten bleiben möchten, kann ich die Grube wieder zudecken.«

Menshiki schüttelte den Kopf. »Nein, es reicht. Jetzt ist es genug. Länger kann ich nicht hier unten bleiben. Es wäre zu gefährlich.«

»Wie das?«

»Erkläre ich Ihnen später«, sagte Menshiki. Dann rieb er sich das Gesicht mit beiden Händen, wie um etwas abzustreifen.

Etwa fünf Minuten später stand er langsam auf und erklomm die Leiter, die ich inzwischen hinuntergelassen hatte. Als er wieder auf

festem Boden stand, rieb er sich den Schmutz von der Hose und schaute mit zusammengekniffenen Augen in den blauen Herbsthimmel, der zwischen den Ästen der Bäume hervorleuchtete. Lange und liebevoll betrachtete er ihn. Anschließend deckten wir die Grube wieder zu, damit niemand versehentlich hineinfiel, und häuften ein paar schwere Steine auf die Planken. Ich merkte mir ihre Anordnung. So würde ich es merken, wenn jemand sie bewegte. Die Leiter ließen wir in der Grube.

»Ich habe Sie nicht läuten hören«, sagte ich auf dem Rückweg.

Menshiki schüttelte den Kopf. »Ich habe auch nicht geläutet«, entgegnete er.

Da er nichts mehr sagte, stellte ich auch keine weiteren Fragen.

Wir wanderten durch das Wäldchen zurück zum Haus. Menshiki ging voraus, und ich folgte ihm. Wortlos legte er die Stirnlampe wieder in den Kofferraum seines Jaguars. Danach setzten wir uns ins Wohnzimmer und tranken einen heißen Kaffee. Noch immer sprach Menshiki nicht. Er schien ernsthaft über etwas nachzudenken. Nicht, dass er besonders düster gewirkt hätte, aber in Gedanken befand er sich offenbar weit fort, vermutlich in einem Reich, zu dem er allein Zutritt hatte. Also überließ ich ihn seiner Gedankenwelt, ohne ihn zu stören. Genau wie es Dr. Watson bei Sherlock Holmes getan hätte.

Währenddessen dachte ich über meine eigenen Pläne nach. Heute Abend würde ich ins Auto steigen und hinunter in den Ort fahren. Ich hatte einen Kurs in der Schule am Bahnhof von Odawara zu geben, wo ich den Teilnehmern beim Malen zusah und sie dabei mit Ratschlägen unterstützte. An manchen Tagen gab ich zwei aufeinanderfolgende Kurse, einen für Kinder und einen für Erwachsene. Dies war so gut wie meine einzige Gelegenheit, im Alltag normale Menschen zu treffen und mich mit ihnen zu unterhalten. Ohne diesen Unterricht hätte ich das Leben eines Bergeinsiedlers geführt. Und wenn ich das zu lange praktizierte, würde ich, wie Masahiko meinte, seelisch aus dem Gleichgewicht geraten (oder vielleicht war ich ja schon dabei).

Also musste ich dankbar für diese Gelegenheit sein, mit der Wirklichkeit, sozusagen der irdischen Sphäre, in Berührung zu kommen. Doch in Wahrheit konnte ich dem Unterricht nicht viel abgewinnen. Die Teilnehmer in meinen Kursen waren für mich eher vorüberziehende Schatten als lebendige Menschen, auch wenn ich sie lächelnd begrüßte, mit Namen ansprach und ihre Bilder kritisierte.

Obwohl »kritisieren« vielleicht nicht das richtige Wort war, denn ich lobte nur. Bei jeder Arbeit hob ich die Pluspunkte hervor – wenn es keine gab, erfand ich welche – und lobte sie.

Deshalb hatte ich keinen schlechten Ruf bei meinen Schülern. Dem Leiter zufolge war ich den meisten sogar sympathisch. Das hatte ich nicht erwartet, denn ich hatte nie daran gedacht, zu unterrichten. Andererseits war es mir auch ziemlich egal. Es spielte keine Rolle für mich, ob Menschen mich mochten oder nicht. Mir genügte es, wenn ich meinen Unterricht möglichst ungestört und ungehindert durchführen und damit meine Dankesschuld gegenüber Masahiko Amada erfüllen konnte.

Obwohl natürlich nicht alle nur Schatten für mich waren. Immerhin hatte ich mich entschieden, mit zwei meiner Teilnehmerinnen einen sehr persönlichen Umgang zu pflegen. Allerdings verließen beide den Kurs, nachdem unser Verhältnis begonnen hatte. Wahrscheinlich weil ihnen danach dort unbehaglich zumute war. Es war jedoch nicht so, dass ich mich dafür verantwortlich fühlte. Meine zweite Freundin (die ältere) würde mich morgen Vormittag besuchen, und wir würden einige Zeit im Bett verbringen. Also war sie natürlich kein vorüberziehender Schatten. Sie war eine reale Existenz, die über einen dreidimensionalen Körper verfügte. Oder ein vorüberziehender Schatten, der über einen dreidimensionalen Körper verfügte. Ich konnte mich diesbezüglich nicht entscheiden.

Menshiki sagte meinen Namen, und ich wandte mich ihm rasch zu. Ohne es zu merken, war ich selbst in Gedanken versunken gewesen.

»Das Porträt«, sagte Menshiki, der zu seiner üblichen kühlen Miene zurückgefunden hatte. Ich blickte in sein gut aussehendes, gelassenes, intelligentes Gesicht, das dem Gegenüber stets ein so angenehmes Gefühl von Sicherheit vermittelte. »Wenn ich Ihnen Modell sitzen soll, könnten wir das jetzt machen«, sagte er. »Ich bin jederzeit bereit, unsere Sitzung fortzuführen.«

Ich sah ihn einen Moment lang an. Modell sitzen? Ach so, ja, er sprach von seinem Porträt. Nachdem ich den Blick gesenkt, einen Schluck von meinem bereits abgekühlten Kaffee getrunken und meine Gedanken geordnet hatte, stellte ich die Tasse auf den Untersetzer zurück. Es klirrte ein bisschen. Ich schaute auf. »Ich kann leider nicht«, entgegnete ich. »Ich muss nachher noch meinen Malkurs geben.«

»Ach ja, richtig.« Menshiki warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Das hatte ich ganz vergessen. Sie geben Malunterricht an der Schule am Bahnhof Odawara. Dann müssen Sie sicher bald aufbrechen?«

»Ein bisschen Zeit habe ich noch«, sagte ich. »Es gibt da etwas, worüber ich mit Ihnen reden muss.«

»Worum geht es?«

»Offen gesagt, habe ich es bereits fertig. In gewissem Sinne.«

Menshiki runzelte leicht die Stirn. Dann sah er mir direkt in die Augen, als suche er etwas in ihnen.

»Sie meinen das Porträt?«

»Ja, genau«, sagte ich.

»Das ist ja wunderbar!« Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. »Wirklich wunderbar. Aber was meinen Sie mit *in gewissem Sinne*?«

»Das ist nicht so einfach zu erklären. Darin war ich noch nie gut.« Ich verschränkte meine Finger im Schoß und suchte nach Worten. Währenddessen war es ganz still um uns herum. So still, dass man die Zeit fließen hörte. Hier auf dem Berg verstrich die Zeit sehr

langsam. »Ich habe den Auftrag übernommen, ein Porträt mit Ihnen als Modell zu malen. Aber offen gesagt, kann man hier auf keinen Fall von einem ›Porträt‹ sprechen. Ich würde es höchstens als ein ›Bild, für das Sie mir Modell gesessen haben‹, bezeichnen. Welchen Wert es als Ware oder als Werk besitzt, kann ich nicht beurteilen. Einer Sache bin ich mir jedoch ganz sicher: Es ist ein Bild, das *ich malen musste*. Mehr weiß ich nicht. Um ehrlich zu sein, bin ich ziemlich durcheinander. Bis ich die Situation etwas klarer sehe, sollte ich Ihnen das Bild vielleicht gar nicht aushändigen und es hierbehalten. Deshalb möchte ich Ihnen auch das Honorar zurückgeben, das Sie mir gezahlt haben. Und mich aufrichtig bei Ihnen entschuldigen, dass ich Ihre kostbare Zeit vergeudet habe.«

»Sie sagen also, es sei kein Porträt?«, tastete Menshiki sich bedächtig vor. »Wie meinen Sie das?«

»Bislang habe ich als professioneller Porträtist gearbeitet. Das heißt, im Prinzip habe ich Menschen so gemalt, wie sie es wünschten. Sie waren meine Auftraggeber, und es bestand immer die Möglichkeit, dass jemand bei Nichtgefallen sagte: ›Dafür will ich nicht bezahlen.‹ Weshalb ich die negativen Seiten meiner Modelle tunlichst aussparte. Ich richtete mein Augenmerk auf ihre guten Seiten, arbeitete sie heraus und bemühte mich, die Person möglichst ansehnlich darzustellen. In diesem Sinne kann man ein Porträt in den allermeisten Fällen schwerlich als Kunstwerk bezeichnen. Bei jemandem wie Rembrandt ist das natürlich etwas anderes. Aber diesmal – bei Ihrem Porträt – habe ich beim Malen überhaupt nicht an Sie gedacht, sondern allein an mich. Mit anderen Worten: Es ist ein Bild entstanden, bei dem ich mein Ego als Künstler Ihrem Ego als Modell vorgezogen habe.«

»Das ist nicht das geringste Problem für mich«, sagte Menshiki, und ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Eher freut es mich. Ich hatte Ihnen doch anfangs ganz klar gesagt, dass Sie malen können, wie es Ihnen beliebt, und ich keine Anforderungen stelle.«

»Natürlich weiß ich das noch genau. Aber was mir mehr Sorge bereitet als die Ausführung, ist der *Inhalt* dessen, was ich gemalt habe. Vielleicht gibt es da etwas, das ich nicht hätte malen dürfen, etwas, das zu sehr auf meiner persönlichen Priorität beruht. Das ist es, was mich beunruhigt.«

Menshiki musterte mich kurz. »Das heißt, Sie fürchten, etwas aus meinem Innenleben zum Vorschein gebracht zu haben, das Sie lieber nicht hätten abbilden sollen. Verstehe ich das richtig?«

»So ist es«, sagte ich. »Ich war so mit mir beschäftigt, dass ich womöglich einen Schleier gelüftet habe, der dort hätte bleiben sollen.«

Und vielleicht etwas Unerwünschtes ans Licht gezerrt habe, wollte ich noch sagen, überlegte es mir jedoch anders. Diese Bemerkung behielt ich lieber für mich.

Offenbar dachte Menshiki über das nach, was ich gesagt hatte. »Interessant«, sagte er dann und sah wirklich interessiert aus. »Eine hochinteressante Sichtweise.« Ich schwieg. »Ich sage Ihnen jetzt etwas, auch wenn es nach Eigenlob klingt: Ich bin ein starker Mensch. Mit anderen Worten: Ich verfüge über die Kraft der Selbstbeherrschung«, sagte Menshiki.

»Ich weiß«, sagte ich.

Menshiki drückte leicht die Fingerspitzen gegen die Schläfen und lächelte. »Das Bild ist also fertig? Mein Porträt?«

Ich nickte. »Ja, es fühlt sich so an.«

»Wunderbar«, sagte Menshiki. »Würden Sie es mir zeigen? Nachdem ich es gesehen habe, können wir zusammen überlegen, was wir machen. Wäre Ihnen das recht?«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

Ich führte Menshiki ins Atelier. Er stand zwei Meter von der Staffelei entfernt und betrachtete mit verschränkten Armen das Porträt, für das er Modell gesessen hatte. Eigentlich war es ja kein Porträt, sondern eher ein »Gebilde« aus einer Masse auf die Leinwand geschleuderter Farbe. Sein prachtvolles weißes Haar

wirkte wie eine Wolke aus vom Wind aufgepeitschtem Schnee. Auf den ersten Blick war kein Gesicht zu erkennen, denn es war völlig hinter den Batzen von Farbe verborgen. Dennoch war es Menshiki, wie er leibte und lebte, daran gab es keinen Zweifel – fand zumindest ich.

Lange stand er in derselben Haltung vor dem Bild. Er rührte sich nicht, schien kaum zu atmen. Ich beobachtete ihn in einigem Abstand vom Fenster her. Eine undefinierbare Zeitspanne verging, die mir wie eine Ewigkeit vorkam. Aus Menshikis Gesicht war jeglicher Ausdruck verschwunden. Seine Augen wirkten stumpf, ohne Tiefe und weißlich trüb. Wie reglose Pfützen, in denen sich ein bewölkter Himmel spiegelte. Augen, die die Nähe jedes anderen Menschen zurückwiesen. Ich konnte nicht einmal vermuten, was in seinem Inneren vor sich ging.

Plötzlich richtete Menshiki sich auf und erschauerte ein wenig, wie jemand, der von einem Hypnotiseur mit einem Klatschen aus der Hypnose geweckt wird. Sogleich kehrte der Ausdruck in sein Gesicht zurück, und seine Augen leuchteten wie sonst. Langsam kam er auf mich zu, streckte die rechte Hand aus und legte sie mir auf die Schulter.

»Wunderbar«, sagte er. »Einfach prächtig. Was soll ich sagen? Es ist genau das Bild, das ich wollte.« Ein Blick in seine Augen bewies mir, dass er meinte, was er sagte. Er bewunderte mein Bild aufrichtig, und es berührte ihn. »Dieses Bild stellt mich genau so dar, wie ich bin«, sagte er. »Damit ist es ein Porträt im wahrsten und besten Sinne. Sie haben nichts falsch gemacht. Sie haben genau das Richtige getan.«

Seine Hand ruhte noch immer auf meiner Schulter. Obwohl sie nur dort lag, schien eine besondere Kraft von ihr auszugehen.

»Aber wie haben Sie dieses Bild entdeckt?«, fragte Menshiki.

»Entdeckt?«

»Selbstverständlich haben Sie das Bild gemalt und aus eigener Kraft geschaffen. Doch in gewisser Weise haben Sie es auch *entdeckt*.

Das heißt, es lag irgendwo in Ihnen vergraben, bis Sie es gefunden und hervorgeholt haben. *Ausgegraben*, könnte man sagen. Meinen Sie nicht?«

Vielleicht konnte man es so ausdrücken. Natürlich hatte ich das Bild eigenhändig und nach meinem Willen gemalt. Ich hatte die Farben ausgewählt, und ich war es gewesen, der sie mit Pinsel und Spachtel auf die Leinwand aufgetragen hatte. Doch von einer anderen Warte aus betrachtet, hatte ich mein Modell Menshiki zum Katalysator gemacht und mit seiner Hilfe etwas in mir Verschüttetes freigelegt. Genauso, wie wir den Steinhaufen hinter dem Schrein mithilfe des Baggers abgetragen, das schwere Gitter hochgehoben und uns Zugang zu der sonderbaren Steinkammer verschafft hatten. Und ich konnte nicht umhin, eine schicksalhafte Bestimmung darin zu sehen, dass in meiner Umgebung zwei derart ähnliche Vorgänge parallel zueinander stattgefunden hatten. Mir schien, dass alle diese Entwicklungen mit Menshikis Auftauchen und dem nächtlichen Läuten ihren Anfang genommen hatten.

»Es ist wie bei einem Meeresbeben«, erklärte Menshiki. »In der unsichtbaren Welt, in der Welt, in die keine Sonne dringt, also im verborgenen Reich des Unbewussten, kommt es zu starken Verwerfungen. Durch Kettenreaktion übertragen sie sich auf die Oberfläche und nehmen eine für uns sichtbare Form an. Ich bin kein Künstler, aber dieser Vorgang ist mir nicht unvertraut, denn erfolgreiche Geschäftsideen entstehen in ähnlichen Phasen. In den meisten Fällen basieren sie auf einem unvermittelt aus dem Dunkel auftauchenden Gedanken.«

Menshiki stellte sich noch einmal vor das Bild, um es ganz aus der Nähe zu betrachten. Aufmerksam studierte er jedes Detail, wie jemand, der eine winzige Karte liest. Dann trat er ungefähr drei Meter weit zurück und nahm mit zusammengekniffenen Augen das gesamte Bild in Augenschein. Auf seinem Gesicht erschien ein gleichsam ekstatischer Ausdruck. Er erinnerte mich jetzt an einen siegreichen Raubvogel, der seine Beute in den Krallen hielt. Aber wer

oder was war die Beute? Das Bild, das ich gemalt hatte, ich selbst oder etwas ganz anderes? Nicht auszumachen. Doch der seltsam ekstatische Ausdruck wich bald von seinem Gesicht und verschwand wie in der Dämmerung über einem Fluss liegender Dunst. Er wirkte wieder sympathisch und klug wie üblich.

»Ich will mich ja nicht zu sehr loben, aber ich weiß, dass mein Auge mich für gewöhnlich nicht täuscht, und bilde mir, ehrlich gesagt, etwas darauf ein. Ich habe kein künstlerisches Talent und bin auch kein kreativer Mensch, aber ich besitze einen untrüglichen Blick für herausragende Kunstwerke. Zumindest rühme ich mich dessen.«

Dennoch konnte ich Menshikis Lob nicht unbekümmert annehmen und mich darüber freuen. Was vielleicht daran lag, dass mir der scharfe Raubvogelblick, mit dem er das Bild angestarrt hatte, nicht aus dem Sinn ging.

»Also gefällt Ihnen das Bild, Herr Menshiki?«, vergewisserte ich mich abermals.

»Muss ich das noch sagen? Es ist herausragend. Ich freue mich sehr, dass Ihnen ein so ausgezeichnetes, kraftvolles Werk gelungen ist. Mit mir als Modell und Motiv. Als Auftraggeber nehme ich das Bild selbstverständlich. Wenn es Ihnen recht ist, natürlich.«

»Ja. Nur ich –«

Rasch hob Menshiki die Hand und schnitt mir das Wort ab. »Außerdem würde ich Sie gern in mein bescheidenes Heim einladen, um die Fertigstellung Ihres herausragenden Werks zu feiern. Werden Sie kommen? Es klingt vielleicht altmodisch, aber ich möchte mein Glas auf Sie erheben. Wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Natürlich habe ich nichts dagegen, aber Sie brauchen sich nicht solche Umstände zu machen, es genügt schon –«

»Nein, *ich will,* dass wir beide die Fertigstellung des Bilds feiern. Kommen Sie doch demnächst zum Abendessen zu mir. Ich kann Ihnen nichts Großartiges bieten, aber ein kleines Festbankett kriege

ich hin. Nur wir beide, sonst niemand. Außer dem Koch und dem Bartender natürlich.«

»Dem Koch und dem Bartender?«

»In Hayakawa, dem Fischereihafen, gibt es ein französisches Restaurant, in dem ich schon lange Stammgast bin. Wenn dort Ruhetag ist, kann ich den Koch und den Barmann zu mir heraufbitten. Sie sind wahre Könner. Der Koch bereitet köstliche Gerichte mit frischem Fisch zu. Auch ohne die Sache mit dem Bild hatte ich vor, Sie einmal zu mir einzuladen. Aber jetzt ist genau die richtige Gelegenheit dazu.«

Ich bemühte mich, meine Überraschung zu verbergen. Ich hatte keine Vorstellung, was ein solches Arrangement kostete, aber für Menshiki befand es sich vermutlich im Rahmen des Alltäglichen. Oder war zumindest kein außergewöhnliches Vorhaben.

»Wie wäre es in vier Tagen? Am Dienstagabend. Wenn es Ihnen passt, machen wir das fest«, sagte Menshiki.

Ich sagte, am Dienstagabend hätte ich nichts Besonderes vor.

»Gut, dann also Dienstag«, sagte er. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich das Bild gleich mit nach Hause nähme? Ich würde es gern rahmen lassen und an die Wand hängen, bevor Sie kommen.«

»Erkennen Sie sich wirklich in diesem Bild wieder, Herr Menshiki?«, fragte ich nochmals.

»Selbstverständlich«, sagte Menshiki und sah mich verwundert an. »Natürlich erkenne ich mich in dem Bild wieder. Ganz deutlich. Wen sollte es sonst darstellen?«

»Gut«, sagte ich. Mehr fiel mir dazu nicht ein. »Ich habe es ursprünglich in Ihrem Auftrag gemalt. Wenn es Ihnen also gefällt, gehört es Ihnen. Bitte bedienen Sie sich. Allerdings ist die Farbe noch nicht ganz trocken. Sie müssen es also sehr vorsichtig transportieren. Und deshalb sollten Sie auch mit dem Rahmen noch ein wenig warten. In etwa zwei Wochen müsste es ganz getrocknet sein.«

»Ich verstehe. Ich werde vorsichtig damit umgehen. Rahmen lasse ich es später.«

Im Flur streckte er mir die Hand entgegen, und wir verabschiedeten uns seit Längerem einmal wieder per Handschlag. Auf seinem Gesicht lag ein zufriedenes Lächeln.

»Dann sehen wir uns am Dienstag. Ich lasse Sie gegen sechs Uhr abends mit dem Wagen abholen.«

»Wollen Sie nicht auch die Mumie zum Abendessen einladen?«, fragte ich Menshiki. Warum ich das tat, wusste ich selbst nicht. Aber die Mumie war mir plötzlich in den Sinn gekommen, und ich hatte mich nicht bremsen können.

Menshiki blickte mir forschend ins Gesicht. »Die Mumie? Welche Mumie?«

»Die, die in der Steinkammer hätte sein müssen. Die verschwunden ist, obwohl sie jede Nacht geläutet hat, und nur die Glöckchen zurückgelassen hat. Der Asket. Vielleicht sollte er auch eingeladen werden. Wie die Statue des Commendatore von *Don Giovanni*.«

Menshiki überlegte einen Moment lang, dann hatte er meine Anspielung verstanden und lächelte belustigt. »Ach so. Sie fragen, ob ich die Mumie zum Abendessen einlade wie Don Giovanni die Statue des Commendatore.«

»Genau. Da gibt es vielleicht auch eine Verbindung.«

»In Ordnung. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Zur Feier des Tages. Die Mumie ist herzlich eingeladen, an unserem Abendessen teilzunehmen, wenn sie möchte. Das könnte ein ziemlich interessanter Abend werden. Aber was sollen wir zum Nachtisch servieren?«, sagte er und lachte vergnügt. »Das einzige Problem ist, dass ich nicht weiß, wo sie ist. Wie soll ich sie also einladen?«

»Stimmt«, sagte ich. »Aber nicht nur sichtbare Dinge können real sein. Ist es nicht so?«

Menshiki transportierte sein Bild mit größter Vorsicht. Zunächst holte er eine alte Decke aus dem Kofferraum, breitete sie über den

Beifahrersitz und legte das Bild vorsichtig darauf ab, ohne dass sie die Farbe berührte. Anschließend fixierte er es sorgsam mithilfe einer dünnen Kordel und zwei Pappkartons, sodass es sich nicht bewegte. Er war sehr geschickt, und mir fiel auf, dass er verschiedene Werkzeuge im Kofferraum hatte.

»Ja, wahrscheinlich ist es genau, wie Sie sagen«, flüsterte er beim Aufbruch. Er legte beide Hände auf das lederbezogene Lenkrad und sah zu mir auf.

»Was sage ich denn?«

»Hin und wieder kann man in unserem Leben die Grenze zwischen Realität und Illusion nicht richtig ziehen. Diese Grenze scheint unablässig in Bewegung zu sein und zu variieren. Wie Landesgrenzen, die ständig willkürlich verlegt werden. Man muss diese Bewegungen genau im Auge behalten. Tut man das nicht, weiß man auf einmal nicht mehr, auf welcher Seite man sich befindet. Das hatte ich gemeint, als ich kürzlich sagte, es sei vielleicht gefährlich, länger in dieser Steinkammer zu bleiben.«

Darauf wusste ich nichts zu erwidern, und auch Menshiki sagte nichts mehr. Er winkte mir durch das geöffnete Fenster zu und verschwand unter dem wohltönenden Schnurren seines V8-Motors mit seinem noch nicht ganz trockenen Porträt aus meinem Blickfeld.

19 IST HINTER MIR JEMAND ZU SEHEN?

Am Samstagnachmittag um ein Uhr fuhr meine Freundin in ihrem roten Mini vor. Ich ging nach draußen, um sie zu begrüßen. Sie trug eine grüne Sonnenbrille, ein schlichtes beiges Kleid und darüber eine leichte graue Jacke.

»Wollen wir im Auto? Oder doch lieber im Bett? Was meinst du?«, fragte ich.

»Quatschkopf«, sagte sie und lachte.

»Im Auto war es doch gar nicht schlecht. Not macht sehr erfinderisch.«

»Das machen wir bald wieder, ja?«

Wir setzten uns ins Wohnzimmer und tranken schwarzen Tee. Ich erzählte ihr, dass ich kürzlich Menshikis Porträt (oder was immer es war), das mir anfangs schwergefallen sei, fast mühelos fertiggestellt hätte. Und dass es völlig anders sei als die sogenannten »Porträts«, die ich bisher beruflich gemalt hätte. Mein Bericht schien ihr Interesse an dem Bild zu wecken.

»Kann ich es mal sehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Du kommst einen Tag zu spät. Ich hätte gern deine Meinung gehört, aber Herr Menshiki hat es schon mitgenommen. Die Farbe war noch nicht mal ganz trocken, aber anscheinend wollte er es so schnell wie möglich haben. Als fürchtete er, jemand anderes könnte es holen.«

»Dann hat es ihm sicher gefallen?«

»Zumindest hat er das gesagt, und ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Du hast das Bild ohne größere Schwierigkeiten fertigbekommen, und deinem Auftraggeber gefällt es. Also ist doch alles gut gelaufen, oder?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich. »Und ich selbst finde es auch gelungen. Denn es ist ein Bild, wie ich es noch nie gemalt habe, und ich glaube, es birgt neue Möglichkeiten für mich.«

»Hast du es in einem neuen Stil gemalt?«

»Wie soll ich es erklären? Dass Herr Menshiki darauf bestanden hat, mir Modell zu sitzen, hat mir, glaube ich, zu einem neuen Ansatz verholfen. Vielleicht hat sich im Rahmen des Porträts *zufällig* ein neuer vorläufiger Zugang ergeben. Ich weiß auch nicht, ob ich die gleiche Methode noch einmal anwenden werde. Vielleicht war es diesmal auch etwas Besonderes. Möglicherweise ist Herr Menshiki ein Modell mit einer besonders starken Ausstrahlung. Aber das Wichtigste für mich ist, dass ich wieder den Wunsch habe, ernsthaft zu malen.«

»Jedenfalls gratuliere ich dir zur Fertigstellung deines Bildes.«

»Danke«, sagte ich. »Immerhin habe ich auch ganz ordentlich dabei verdient.«

»Herr Menshiki ist sehr großzügig«, sagte sie.

»Und um das Bild zu feiern, hat er mich zu sich eingeladen. Am Dienstag essen wir zusammen zu Abend.«

Ich erzählte ihr von dem geplanten Abendessen, dem Koch und dem Bartender, aber den Teil mit der Einladung an die Mumie ließ ich natürlich weg.

»Endlich wirst du die weiße Villa betreten«, sagte sie ergriffen. »Das geheimnisvolle Anwesen eines geheimnisvollen Mannes. Wie interessant. Schau dir nur alles gut an.«

»Soweit es möglich ist.«

»Und vergiss nicht, dir zu merken, was gegessen wird.«

»Ich werde mir Mühe geben«, sagte ich. »Übrigens hast du doch kürzlich gesagt, du hättest neue Informationen über Herrn Menshiki?«

»Ja, wieder mal die Buschtrommeln.«

»Und was sind das für Informationen?«

Sie zögerte, griff nach ihrer Tasse und nahm einen Schluck Tee. »Darüber können wir später sprechen«, sagte sie. »Es gibt da nämlich etwas, das ich vorher noch gern tun würde.«

»Ach? Und was könnte das sein?«

»Man verdirbt die Dinge, wenn man sie ausspricht.«

Und so zogen wir vom Wohn- ins Schlafzimmer um. Wie immer.

Ich hatte während der ersten sechs Jahre meiner Ehe mit Yuzu (man könnte sie auch als den »ersten Abschnitt« unseres Ehelebens bezeichnen) nie eine sexuelle Beziehung zu einer anderen Frau gehabt. Das lag nicht unbedingt an mangelnden Gelegenheiten; ich war damals nur stärker daran interessiert, ein harmonisches Eheleben zu führen, als anderen Möglichkeiten nachzujagen. Auch in sexueller Hinsicht genügte es mir vollkommen, mit Yuzu zu schlafen.

Aber dann hatte meine Frau mir (aus meiner Sicht) ohne jegliche Vorwarnung eröffnet, es tue ihr leid, aber sie könne nicht mehr mit mir zusammenleben. Ihr Entschluss stand fest, es gab keinen Raum für Verhandlungen oder Kompromisse. Ich war bestürzt und wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Eigentlich war ich völlig überrumpelt. Doch zumindest begriff ich, dass ich *nicht mehr gebraucht* wurde.

Also hatte ich ein paar persönliche Habseligkeiten in meinen alten Peugeot 205 gepackt und mich auf eine Reise ohne Ziel begeben. Anderthalb Monate lang war ich zu Beginn des Frühjahrs durch den noch kalten Nordosten und Hokkaido gefahren. Bis mein Auto kaputtgegangen war und sich nicht mehr gerührt hatte. Unterwegs hatte ich jede Nacht an Yuzus Körper gedacht. An jeden einzelnen noch so kleinen Körperteil. Daran, wie sie auf meine Berührungen reagiert und was sie gesagt hatte. Ich wollte an all das nicht denken, aber ich konnte nicht anders. Und manchmal ejakulierte ich, während ich meinen Erinnerungen folgte, auch wenn ich das ebenfalls nicht wollte.

Es hatte sich einfach so ergeben, dass ich eine Nacht im Bett mit dieser unbekannten jungen Frau verbrachte. Die Initiative war nicht einmal von mir ausgegangen.

Es war in einem kleinen Ort am Meer in der Präfektur Miyagi. Irgendwo an der Grenze zur Präfektur Iwate, den Ortsnamen weiß ich nicht mehr – zu der Zeit war ich jeden Tag auf Achse und kam durch eine Menge ähnlicher Städtchen. Außerdem hatte ich keinen Sinn dafür, mir die Namen der einzelnen Ortschaften zu merken. Ich weiß noch, dass es dort einen großen Fischereihafen gab. Allerdings hatten fast alle Orte in der Gegend einen größeren Fischereihafen. Und überall roch es nach Diesel und Fisch.

Ich aß in einem Familienrestaurant an der Nationalstraße außerhalb des Ortes zu Abend – Shrimp-Curry und einen Salat des Hauses. Es war gegen acht. Die Zahl der Gäste war überschaubar. Ich saß allein an einem Tisch am Fenster und las beim Essen in einem Taschenbuch, als sich unerwartet eine junge Frau auf den Platz mir gegenüber setzte. Ohne zu zögern oder mich zu fragen, pflanzte sie sich wortlos auf den Plastikstuhl, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt.

Überrascht blickte ich auf. Natürlich hatte ich sie noch nie gesehen. Wir begegneten uns zum ersten Mal. Es kam so plötzlich, und ich verstand nicht recht. Es waren ja noch mehrere andere Tische frei, also gab es keinen Grund, sich ausgerechnet zu mir zu setzen. Oder war das hier so üblich? Ich legte meine Gabel ab, wischte mir mit der Serviette über den Mund und warf einen flüchtigen Blick auf sie.

»Sie kommen mir bekannt vor«, sagte sie kurz. »Als hätten Sie hier auf mich gewartet.« Ihre Stimme klang rauchig. Oder vielleicht war es auch nur die Aufregung, die sie heiser machte. Ich nahm einen leichten Tohoku-Akzent wahr.

Ich legte ein Lesezeichen in mein Buch und klappte es zu. Die Frau war etwa Mitte zwanzig. Sie trug eine weiße Bluse mit rundem Kragen und eine dunkelblaue Strickjacke. Beides war weder von

guter Qualität noch besonders schick. Ganz gewöhnliche Kleidung, die jemand trägt, wenn er im Supermarkt in der Nachbarschaft einkaufen geht. Sie hatte kurzes schwarzes Haar, und der Pony fiel ihr in die Stirn. Sie war kaum geschminkt. Auf ihren Knien lag eine schwarze Umhängetasche aus Stoff.

Ihr Gesicht war unauffällig. Ihre Züge waren an sich nicht schlecht, wirkten aber unscheinbar. Ein Gesicht, das keinen Eindruck hinterlässt, wenn man ihm auf der Straße begegnet. Man vergisst es, sobald man vorübergegangen ist. Ihre langen, schmalen Lippen waren geschlossen, und sie atmete durch die Nase. Ihr Atem ging offenbar heftig, denn ihre Nasenlöcher blähten sich ein wenig. Ihre Nase war im Verhältnis zu ihrem Mund etwas zu klein. Es wirkte unharmonisch, als wäre einem Künstler bei seiner Tonplastik mittendrin der Ton ausgegangen und er hätte an der Nase gespart.

»Haben Sie gehört? Sie kommen mir bekannt vor«, wiederholte sie. »Jetzt gucken Sie doch nicht so überrascht.«

»Ist gut«, antwortete ich verständnislos.

»Essen Sie einfach ganz normal weiter«, sagte sie. »Können wir bitte so tun, als würden wir uns freundschaftlich unterhalten?«

»Worüber denn?«

»Sind Sie aus Tokio?«

Ich nickte, nahm meine Gabel und aß eine gekochte Tomate. Dann trank ich einen Schluck Wasser.

»Erkennt man an Ihrer Sprache«, sagte sie. »Aber was machen Sie an einem Ort wie diesem?«

»Ich bin zufällig auf der Durchreise«, sagte ich.

Die Bedienung, die eine ingwergelbe Uniform trug, kam mit der umfangreichen Speisekarte im Arm. Ihre erstaunlich großen Brüste drohten jeden Augenblick, die Knöpfe ihrer Uniform zu sprengen. Die Frau mir gegenüber nahm die Speisekarte gar nicht erst entgegen. Sie schaute nicht einmal zu der Bedienung auf. »Kaffee und Käsekuchen«, sagte sie nur, während sie mir weiter direkt ins Gesicht sah. Als würde sie die Bestellung bei mir aufgeben. Die

Bedienung nickte stumm und ging mit der Speisekarte im Arm wieder weg.

»Sind Sie in irgendwelchen Schwierigkeiten?«, fragte ich.

Sie musterte mich einfach weiter, wie um mein Gesicht einzuschätzen. »Sehen Sie da irgendetwas hinter mir? Irgendjemanden?«, fragte sie statt zu antworten.

Ich schaute an ihr vorbei. Hinter ihr saßen nur ein paar ganz normale Leute, die ganz normal ihr Essen verzehrten. Es kamen auch keine neuen Gäste.

»Nichts und niemanden«, sagte ich.

»Behalten Sie das noch ein wenig im Auge«, sagte sie. »Falls sich etwas tut, sagen Sie mir Bescheid. Ansonsten unterhalten Sie sich weiter ganz normal mit mir.«

Von unserem Tisch aus konnte man den Parkplatz sehen, auf dem mein staubiger alter Peugeot stand. Außer ihm parkten dort noch zwei Fahrzeuge. Ein silberfarbener Kleinwagen und ein hoher, schwarzer Minivan, anscheinend ein neues Modell. Beide standen schon seit einer Weile dort. Kein Neuankömmling zu sehen. Demnach musste sie zu Fuß gekommen sein. Oder vielleicht hatte jemand sie hier abgesetzt.

»Sie kommen also zufällig hier durch?«

»Ja, genau.«

»Machen Sie eine Reise?«

»Ja, so ungefähr.«

»Was lesen Sie denn da?«

Ich reichte ihr mein Buch: *Der Untergang des Hauses Abe* von Ogai Mori.

»Der Untergang des Hauses Abe«, las sie und gab es mir zurück. »Warum lesen Sie denn so einen alten Schinken?«

»Es lag im Foyer der Jugendherberge in Aomori, in der ich kürzlich übernachtet habe. Ich habe ein bisschen darin geblättert, und es schien mir interessant, also habe ich es mitgenommen. Dafür habe ich ein paar ausgelesene Bücher dort gelassen.«

»Ich hab’s nicht gelesen. Ist es gut?«

Ich las es schon zum zweiten Mal. Die Geschichte war ziemlich spannend, aber wozu und aus welcher Perspektive Ogai Mori diesen Roman geschrieben hatte oder hatte schreiben müssen, verstand ich auch nicht genau. Doch das zu erklären, hätte zu lange gedauert. Das war ja hier kein Lesezirkel. Außerdem hatte die Frau offensichtlich nur nach einem Thema gesucht, damit wir ein natürliches Gespräch führen konnten (zumindest, damit es für die Augen der Leute um uns herum so aussah).

»Ich finde es lesenswert«, sagte ich.

»Und? Von Beruf?«, fragte sie.

»Ogai Mori?«

Sie verdrehte die Augen. »Echt jetzt. Ogai Mori! Der ist mir doch schnurz. *Ihr* Beruf! Was Sie machen, will ich wissen!«

»Ich male«, sagte ich.

»Also sind Sie Maler«, sagte sie.

»Könnte man sagen.«

»Was für Bilder malen Sie denn?«

»Porträts«, sagte ich.

»Das heißt, Sie malen diese Bilder, die in Chefetagen und so an der Wand hängen? Wichtige Männer mit blasierten Gesichtern?«

»Genau.«

»Und darauf sind Sie spezialisiert?«

Ich nickte.

Sie fragte nicht weiter. Vermutlich hatte sie das Interesse verloren. Abgesehen von denen, die gemalt wurden, interessierten sich nun einmal die wenigsten Leute auf der Welt für irgendwelche Porträts.

In diesem Moment öffnete sich die automatische Tür, und ein großer Mann in mittlerem Alter betrat das Restaurant. Er trug eine schwarze Lederjacke und eine schwarze Kappe mit dem Logo eines Herstellers für Golfartikel. Nachdem er sich am Eingang stehend umgeschaut hatte, setzte er sich an einen Platz zwei Tische von unserem entfernt mit Blick in meine Richtung. Er nahm die Mütze

ab, fuhr sich mehrere Male mit den Händen über den Kopf und betrachtete ausführlich die Speisekarte, die die Bedienung mit dem großen Busen ihm gebracht hatte. Er hatte grau meliertes, kurz geschorenes Haar, war ziemlich hager und gleichmäßig gebräunt. Seine Stirn war von tiefen Furchen durchzogen.

»Ein Mann ist hereingekommen«, sagte ich zu ihr.

»Wie sieht er aus?«

Ich gab ihr eine kurze Beschreibung.

»Könnten Sie ein Bild zeichnen?«, fragte sie.

»Von seinem Gesicht?«

»Ja, immerhin sind Sie Maler.«

Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche und machte rasch eine Bleistiftzeichnung vom Gesicht des Mannes, der ich sogar Schatten hinzufügte. Dabei musste ich nicht einmal zu ihm hinüberschauen, da ich die Fähigkeit besaß, die Besonderheiten eines Gesichts mit einem Blick zu erfassen und mir einzuprägen. Anschließend schob ich ihr die Zeichnung über den Tisch zu. Sie musterte sie ausgiebig mit zusammengekniffenen Augen wie eine Bankangestellte, die die Handschrift auf einem fragwürdigen Scheck prüft, ehe sie das Blatt wieder auf den Tisch legte.

»Sie können aber gut zeichnen.« Sie sah mich beeindruckt an.

»Ist ja auch mein Beruf«, sagte ich. »Ist der Mann ein Bekannter von Ihnen?«

Sie schüttelte nur wortlos den Kopf. Ihre Lippen waren fest geschlossen, und sie verzog keine Miene. Sie faltete meine Zeichnung zu einem Quadrat und schob sie in ihre Schultertasche. Warum sie sie wohl an sich nahm? Sie hätte sie ja auch zusammenknüllen und wegwerfen können.

»Kein Bekannter«, sagte sie.

»Aber dieser Mann verfolgt Sie?«

Sie gab keine Antwort.

Die Bedienung von vorhin brachte den Käsekuchen und den Kaffee. Die Frau fing nicht an zu essen, bevor sie wieder gegangen

war. Zuerst teilte sie mit ihrer Gabel ein Stück von dem Käsekuchen ab und schob es mehrmals auf dem Teller hin und her. Wie ein Eishockeyspieler, der sich warmspielt. Irgendwann steckte sie das Stück in den Mund und kaute langsam und ausdruckslos darauf herum. Als sie damit fertig war, gab sie ein wenig Sahne in ihren Kaffee und trank. Den Teller mit dem Kuchen schob sie beiseite, wie um deutlich zu machen, dass sie ihn nicht mehr wollte.

Auf dem Parkplatz stand jetzt noch ein weißer SUV. Ein hoher, stämmiger Wagen mit robusten Reifen, der vermutlich dem Mann gehörte, der gerade gekommen war. Die Kühlerhaube zeigte zur Straße. Auf der Hülle des Ersatzreifens an der Kofferraumklappe stand *Subaru Forester*. Ich war mit meinem Shrimp-Curry fertig. Als die Bedienung kam, um den Teller abzuräumen, bestellte ich einen Kaffee.

»Sind Sie schon länger unterwegs?«, fragte mich die Frau.

»Ja, eine ganze Weile«, sagte ich.

»Und gefällt Ihnen die Reise?«

Korrekterweise hätte ich antworten müssen, dass ich nicht zum Vergnügen reiste. Aber das wäre zu lang und kompliziert geworden. »Es geht«, sagte ich.

Sie starrte mich an, als wäre ich ein seltenes Tier. »Sie sind ziemlich kurz angebunden.«

Die korrekte Antwort wäre gewesen, dass es darauf ankomme, mit wem ich redete. Aber auch das wäre zu lang und kompliziert geworden.

Die Bedienung brachte den Kaffee, und ich trank. Immerhin schmeckte er ein wenig nach Kaffee, aber besonders war er nicht. Immerhin war es Kaffee, und ordentlich heiß war er auch. Es kam kein weiterer Gast. Der Graumelierte in der Lederjacke bestellte mit lauter Stimme ein Hacksteak mit Reis.

Aus dem Lautsprecher ertönte *»Fool on the Hill«*, gespielt von einem Streichorchester. Ich konnte mich nicht erinnern, ob das Stück von John Lennon oder von Paul McCartney stammte.

Wahrscheinlich von Lennon? Ich dachte über Nebensächlichkeiten nach, weil ich nicht wusste, worüber ich sonst nachdenken sollte.

»Sind Sie mit dem Auto da?«

»Ja.«

»Welcher ist Ihr Wagen?«

»Der rote Peugeot.«

»Was für ein Nummernschild?«

»Shinagawa«, sagte ich.

Als sie das hörte, runzelte sie die Stirn, als erinnerte sie ein roter Peugeot mit einem Shinagawa-Nummernschild an irgendetwas ganz Furchtbares. Sie zog die Ärmel ihrer Strickjacke zurecht und vergewisserte sich, dass die Knöpfe ihrer weißen Bluse bis oben geschlossen waren. Dann fuhr sie sich leicht mit der Serviette über die Lippen.

»Gehen wir«, sagte sie plötzlich.

Sie trank das Glas Wasser zur Hälfte aus und stand auf. Von ihrem Kaffee hatte sie nur einen Schluck und von ihrem Käsekuchen nur einen Bissen genommen, den Rest ließ sie auf dem Tisch stehen. Es wirkte wie eine Szene während einer größeren Katastrophe.

Ich wusste nicht, wohin wir gehen sollten, stand jedoch ebenfalls auf, nahm die Rechnung vom Tisch und zahlte an der Kasse für sie mit, wofür sie sich nicht bedankte. Sie hatte nicht einmal Anstalten gemacht, ihren Anteil zu bezahlen.

Als wir das Restaurant verließen, verzehrte der neu hinzugekommene Mann mit dem grau melierten Haar ohne großen Appetit sein Hacksteak. Er sah auf und warf einen desinteressierten Blick in unsere Richtung, aber das war alles. Sofort senkte er ihn wieder auf den Teller und aß mit ausdrucksloser Miene weiter. Die Frau würdigte ihn keines Blickes.

Als wir an dem weißen Subaru Forester vorbeigingen, fiel mir ein Fisch-Aufkleber an der Stoßstange auf. Vielleicht ein Marlin. Warum er sich ausgerechnet einen Speerfisch-Sticker auf den Wagen klebte,

konnte ich natürlich nicht wissen. Vielleicht hatte er mit Fischerei zu tun oder war Angler.

Die Frau ging wortlos vor mir her. Sie setzte sich auf den Beifahrersitz und beschrieb mir knapp, wie ich fahren sollte. Anscheinend kannte sie sich in der Gegend bestens aus. Sicher kam sie von hier oder lebte zumindest schon länger hier. Ich steuerte den Peugeot nach ihren Anweisungen. Nachdem wir den Ort schon eine Zeit lang hinter uns gelassen hatten, tauchte am Rand der Nationalstraße das grelle Neonschild eines »Love Hotels« vor uns auf. Ihrer Anweisung folgend, fuhr ich auf den Parkplatz und stellte den Motor ab.

»Ich werde heute hier übernachten«, verkündete sie, »denn ich kann nicht nach Hause. Komm doch mit.«

»Aber ich übernachte woanders«, sagte ich. »Ich habe schon eingecheckt und mein Gepäck im Zimmer abgestellt.«

»Wo?«

Ich nannte ihr den Namen des kleinen Businesshotels an der Bahnstation.

»Hier ist es doch viel schöner als in dem billigen Schuppen. Die Zimmer dort sind nicht größer als ein Wandschrank.«

Sie hatte völlig recht. Die Zimmer waren nicht größer als ein Wandschrank.

»Außerdem komme ich vielleicht als Frau hier allein gar nicht unter, weil sie mich verdächtigen werden, eine Prostituierte zu sein. Jedenfalls wäre ich froh, wenn du mitkämst.«

Also war sie zumindest keine Prostituierte.

An der Rezeption zahlte ich für eine Nacht im Voraus (auch dafür gab es keine Anzeichen von Dankbarkeit ihrerseits) und nahm den Schlüssel in Empfang. Als wir ins Zimmer kamen, ließ sie sofort ein Bad einlaufen, schaltete den Fernseher an und dimmte das Licht. Die Badewanne war sehr geräumig. Es war hier wirklich weitaus komfortabler als in dem Businesshotel. Es machte den Eindruck, als

wäre sie schon häufig hier – oder in ähnlichen Hotels – gewesen. Sie setzte sich aufs Bett und zog ihre Strickjacke aus, dann ihre weiße Bluse und den Rock. Auch die Strumpfhose streifte sie ab. Sie trug ganz normale weiße Unterwäsche, die nicht einmal besonders neu aussah. Unterwäsche, wie sie eine Hausfrau trägt, wenn sie im Supermarkt einkaufen geht. Sie griff auf ihren Rücken, hakte geschickt ihren BH auf und legte ihn gefaltet ans Kopfende. Ihre Brüste waren weder besonders groß noch besonders klein.

»Komm«, sagte sie. »Wenn wir schon hier sind, können wir auch Sex haben.«

Das war das einzige sexuelle Erlebnis, das ich auf meiner langen Reise (oder Wanderschaft) hatte. Der Sex war viel leidenschaftlicher als erwartet. Sie kam insgesamt vier Mal. Ich konnte es kaum glauben, aber ihre Orgasmen waren ohne Zweifel echt. Auch ich ejakulierte zwei Mal. Doch seltsamerweise empfand ich keine besondere Lust dabei. Während ich mit ihr schlief, war mein Kopf die ganze Zeit woanders.

»Könnte es sein, dass du schon länger keinen Sex hattest?«, fragte sie mich.

»Einige Monate«, antwortete ich ehrlich.

»Ich verstehe«, sagte sie. »Und warum nicht? Du siehst gar nicht aus, als wärst du bei Frauen so unbeliebt.«

»Aus verschiedenen Gründen.«

»Du Armer«, sagte die Frau und streichelte zärtlich meinen Hals. »Du Armer.«

Du Armer, wiederholte ich die Worte der Frau im Kopf. Plötzlich fand ich mich wirklich ziemlich bedauernswert. Ich lag in einer unbekannten Stadt in diesem albernen Hotel mit einer Frau im Bett, die ich nicht einmal beim Namen kannte, und hatte keine Ahnung, wieso.

In den Pausen zwischen dem Sex tranken wir mehrere Dosen Bier aus dem Kühlschrank. Gegen ein Uhr schliefen wir ein. Als ich am

nächsten Morgen aufwachte, war sie fort, und ich lag allein in dem übermäßig großen Bett. Eine Notiz hatte sie nicht hinterlassen. Die Zeiger der Uhr standen auf halb acht, und draußen war es bereits hell. Ich zog die Vorhänge beiseite und sah auf die Nationalstraße, die die Küste entlangführte. Riesige Kühllaster, die frischen Fisch transportierten, donnerten in beide Richtungen vorbei. Es gibt viele Momente der Leere auf der Welt, aber wenige sind so leer, wie morgens allein in einem »Love Hotel« aufzuwachen.

Plötzlich durchfuhr mich ein Schreck, und ich überprüfte den Inhalt meines Portemonnaies in der Hosentasche. Es war alles noch da. Bargeld, Bankkarte, Kreditkarten, Führerschein. Ich war erleichtert. Ohne mein Portemonnaie wäre ich völlig aufgeschmissen gewesen. Ich musste in Zukunft wachsamer sein.

Wahrscheinlich hatte sie sich gegen Morgen, als ich noch fest schlief, aus dem Zimmer geschlichen. Aber wie war sie wieder in die Stadt gekommen (oder dorthin, wo immer sie wohnte)? War sie zu Fuß gegangen, oder hatte sie sich ein Taxi gerufen? Aber das spielte keine Rolle mehr für mich. Es half nichts, darüber nachzudenken.

Ich gab den Schlüssel am Empfang ab, bezahlte die Biere, die wir getrunken hatten, und fuhr in meinem Peugeot in die Stadt zurück. Ich holte meine Tasche, die ich in dem Businesshotel am Bahnhof abgestellt hatte, und musste für die Übernachtung bezahlen. Auf meinem Weg kam ich wieder an dem Familienrestaurant von gestern vorbei und beschloss, dort zu frühstücken. Ich hatte furchtbaren Hunger und sehnte mich nach einem heißen schwarzen Kaffee. Beim Einparken sah ich ein Stück vor mir den weißen Subaru Forester. Ich erkannte ihn an dem Speerfisch-Aufkleber an der hinteren Stoßstange. Es war also definitiv derselbe Wagen wie am Abend zuvor. Nur der Parkplatz, auf dem er stand, war ein anderer. Natürlich. Wer würde hier schon die ganze Nacht verbringen?

Ich betrat das Restaurant. Wieder war es fast leer. Wie erwartet, saß der Mann von gestern Abend an einem Tisch und frühstückte. Vielleicht sogar am selben Tisch, jedenfalls trug er dieselbe schwarze

Lederjacke wie gestern. Die schwarze Golfermütze mit dem Yonex-Logo lag ebenfalls auf dem Tisch. Der einzige Unterschied war die zusammengefaltete Morgenzeitung daneben. Vor ihm stand ein Teller mit Rührei und Toast. Der Kaffee dampfte noch, anscheinend war er gerade erst serviert worden. Der Mann sah auf, als ich vorüberging. Sein Blick war durchdringender und kälter als am Abend zuvor. Es lag sogar eine Art Vorwurf darin, zumindest kam es mir so vor.

Ich weiß ganz genau, wo du warst und was du gemacht hast, schien er zu sagen.

Das war die ganze Geschichte meiner Erlebnisse in der kleinen Küstenstadt in Miyagi. Bis heute weiß ich nicht, was die Frau mit der kleinen Nase und den hübschen geraden Zähnen in dieser Nacht von mir gewollt hatte. Es war mir auch unklar, ob der Mann mit dem weißen Subaru Forester sie verfolgte, oder ob sie sich vor ihm versteckte. Jedenfalls war ich zufällig zwischen die Fronten geraten und durch seltsame Umstände mit dieser Frau, der ich nie zuvor begegnet war, in dem kitschigen »Love Hotel« gelandet, wo ich einen One-Night-Stand und den wahrscheinlich wildesten Sex meines bisherigen Lebens mit ihr hatte. Und doch konnte ich mich nicht an den Namen der Stadt erinnern.

»Kannst du mir ein Glas Wasser holen?«, fragte meine Freundin. Sie war gerade aus einem kurzen postkoitalen Schläfchen aufgewacht. Es war früher Nachmittag. Während sie geschlafen hatte, hatte ich an die Decke gesehen und mir mein sonderbares Erlebnis in dem Fischereiort ins Gedächtnis gerufen. Obwohl es nur ein halbes Jahr zurücklag, kam es mir vor wie etwas aus ferner Vergangenheit.

Ich ging in die Küche, schenkte ein großes Glas Mineralwasser ein und ging zum Bett zurück. Sie trank es in einem Zug zur Hälfte aus. »Also, Herr Menshiki«, sagte sie und stellte das Glas auf den Tisch.

»Was ist denn mit Herrn Menshiki?«

»Die Neuigkeiten«, sagte sie. »Ich hatte versprochen, sie dir danach zu erzählen.«

»Ach ja, die Buschtrommeln.«

»Genau«, sagte sie und nahm noch einen Schluck Wasser. »Es heißt, dein Freund Menshiki habe ziemlich lange in einem Tokioter Gefängnis gesessen.«

Ich richtete mich auf und sah sie an. »In Tokio? Im Gefängnis?«

»Ja, in der Strafanstalt in Kosuge.«

»Aber was soll er denn getan haben?«

»Genaues weiß man nicht, aber offenbar hatte es mit Geld zu tun. Steuerhinterziehung, Geldwäsche oder Insider-Geschäfte oder alles auf einmal. Offenbar wurde er vor sechs oder sieben Jahren verurteilt. Hat Herr Menshiki dir gesagt, was er beruflich macht?«

»Er hat mir erzählt, sein Job habe mit Informationen zu tun«, sagte ich. »Er habe vor vielen Jahren eine Firma gegründet und die Anteile dann irgendwann mit hohem Gewinn verkauft. Jetzt lebe er von seinem Kapital.«

»Mit Informationen … das klingt ziemlich vage. Eigentlich gibt es heutzutage ja kaum noch Berufe, die nichts mit Informationen zu tun haben.«

»Von wem hast du das mit dem Gefängnis gehört?«

»Von einem Freund meines Mannes, der in der Finanzwelt tätig ist. Aber inwieweit das alles stimmt, weiß ich nicht. Jemand hat es von jemandem gehört und jemandem erzählt. So was in der Art. Aber daraus schließe ich, dass an der Geschichte nicht viel dran ist.«

»Wenn er in Tokio im Gefängnis war, heißt das, der Fall wurde von der Staatsanwaltschaft untersucht.«

»Am Ende war er wohl doch unschuldig. Dennoch saß er lange in Untersuchungshaft und wurde streng verhört. Die Haft wurde mehrmals verlängert, und es durfte auch keine Kaution gestellt werden.«

»Aber er hat den Prozess gewonnen.«

»Ja, er wurde zwar angeklagt, aber er ging ihnen nicht so leicht ins Netz. In den Verhören soll er absolutes Schweigen bewahrt haben.«

»Soweit ich weiß, gelten die Ermittlungen der Tokioter Staatsanwaltschaft als unbezwingbar, und man ist auch sehr stolz darauf. Haben sie jemanden einmal im Visier, erfolgt eine strenge Beweisaufnahme, und er wird erbarmungslos vor Gericht gestellt. Die Quote der Verurteilungen ist extrem hoch. In Untersuchungshaft befragt zu werden ist kein Spaziergang. Die meisten brechen während des Verhörs mental zusammen und unterschreiben alles, was man ihnen sagt. Ein normaler Mensch kann diesem Druck nicht standhalten.«

»Aber Herr Menshiki konnte es. Er hat einen starken Willen und ist intelligent.«

Menshiki war gewiss kein gewöhnlicher Mensch. Wahrhaftig, sein Wille war stark, und er war intelligent.

»Aber eins verstehe ich nicht. Wenn jemand wegen Steuerhinterziehung und Geldwäsche in Tokio vor Gericht kommt, hätten doch die Zeitungen darüber berichtet. Und einen so seltenen Namen wie Menshiki hätte ich mir bestimmt gemerkt. Denn bis vor Kurzem war ich ein verhältnismäßig eifriger Zeitungsleser.«

»Keine Ahnung. Und da ist noch was. Ich glaube, ich hatte es schon erwähnt. Er hat das Anwesen auf dem Berg vor drei Jahren gekauft. Das hat er auch erzwungen. Bis dahin hatten andere Leute in dem Haus gewohnt, die gar nicht die Absicht hatten, es zu verkaufen. Sie hatten es nämlich gerade gebaut. Aber Herr Menshiki hat diese Familie mit seinem Geld – oder anderen Mitteln – regelrecht vertrieben und ist dann selbst eingezogen. Wie so ein bösartiger Einsiedlerkrebs.«

»Einsiedlerkrebse vertreiben die Muscheln nicht aus ihrem Gehäuse. Sie benutzen nur die leere Schale, wenn die Muschel gestorben ist.«

»Aber kann es nicht sein, dass einige von ihnen doch bösartig sind?«

»Jedenfalls wissen wir nicht genau, ob das wirklich so passiert ist«, sagte ich, um einer weiteren Diskussion über das Habitat von Einsiedlerkrebsen aus dem Weg zu gehen. »Wenn es wirklich so war, warum wollte Herr Menshiki ausgerechnet so unbedingt *dieses Haus*? So sehr, dass er die vorherigen Bewohner daraus vertrieben hat, um es sich anzueignen? So etwas kostet doch unheimlich viel Geld und Mühe. Außerdem ist das Anwesen für ihn eigentlich zu pompös und auffällig, finde ich. Die Villa ist wirklich spektakulär, aber ich habe das Gefühl, sie entspricht gar nicht richtig seinem Geschmack.«

»Und sie ist auch zu groß. Er hat keine Haushälterin, lebt allein, und es kommen kaum Gäste, da braucht er doch kein so großes Haus, oder?«

Sie trank das restliche Wasser in ihrem Glas aus.

»Herr Menshiki musste wahrscheinlich aus einem bestimmten Grund in dieses Haus ziehen. Welcher das sein könnte, kann ich mir allerdings kaum vorstellen.«

»Jedenfalls hat er mich für Dienstag eingeladen. Vielleicht finde ich noch etwas heraus, wenn ich an Ort und Stelle bin.«

»Und vergiss nicht, auch das verschlossene Blaubart-Zimmer auszukundschaften.«

»Ich werde daran denken«, sagte ich.

»Aber im Augenblick läuft doch alles gut, oder?«, sagte sie.

»Was meinst du genau?«

»Du hast das Bild problemlos fertiggestellt, Herrn Menshiki hat es gefallen, und du hast gutes Geld verdient.«

»Ja, das stimmt«, sagte ich. »Das hat alles gut geklappt. Ich bin erleichtert.«

»Meinen Glückwunsch, Meister.«

Ich konnte nicht leugnen, dass ich erleichtert war. Das Bild war fertig. Menshiki gefiel es. Selbst war ich auch zufrieden damit. Ich hatte damit sogar so etwas wie einen eigenen neuen Stil entdeckt. Und ich hatte eine ordentliche Summe dafür bekommen. Alles

bestens. Dennoch hatte ich aus irgendeinem Grund keine Lust, diesen Erfolg zu feiern. Es musste daran liegen, dass zu viele Dinge um mich herum unerledigt geblieben waren und noch der Klärung bedurften. Je mehr ich mich bemühte, mein Leben zu vereinfachen, desto mehr schien es die Folgerichtigkeit zu verlieren, die es haben sollte. Beinahe unbewusst streckte ich die Arme aus, um sie haltsuchend um meine Freundin zu legen. Ihr Körper war weich und warm und feucht vom Schweiß.

Ich weiß genau, wo du warst und was du gemacht hast, sagte der Mann mit dem weißen Subaru Forester.

20 DER MOMENT, IN DEM SICH SEIN UND NICHTSEIN VEREINEN

Am nächsten Morgen wachte ich von allein um halb sechs auf. Es war Sonntag. Draußen war es noch dunkel. Nachdem ich in der Küche ein leichtes Frühstück zu mir genommen hatte, zog ich meine Arbeitskleidung an und ging ins Atelier. Als der Himmel im Osten hell wurde, schaltete ich das Licht aus, öffnete weit das Fenster und ließ die kühle, frische Morgenluft in den Raum. Ich holte eine neue Leinwand hervor und stellte sie auf die Staffelei. Draußen zwitscherten die Vögel. Die Bäume trieften noch vom anhaltenden Regen in der Nacht. Vor Kurzem hatte es zu regnen aufgehört, und an einigen Stellen rissen die Wolken auf. Ich saß mit einem Becher heißem Kaffee auf dem Hocker und blickte auf die unberührte Leinwand vor mir.

Von jeher genoss ich es, frühmorgens eine weiße, noch unbemalte Leinwand zu betrachten. »Leinwand-Zen« nannte ich das bei mir. Obwohl ich noch nichts gemalt hatte, war sie keineswegs leer. Ihre weiße Fläche barg die Verheißung auf etwas Kommendes. Wenn ich genau hinsah, erkannte ich mehrere Möglichkeiten, die sich demnächst zu einer vielversprechenden Spur verdichten würden. Diesen Moment liebte ich – den Moment, in dem Sein und Nichtsein sich vereinten.

Doch heute wusste ich bereits, was ich malen würde: ein Porträt des Mannes, der den weißen Subaru Forester fuhr. Er hatte beharrlich in mir darauf gewartet, dass ich ihn malte. Und ich musste sein Porträt für niemanden als mich selbst malen (nicht für einen Auftraggeber und auch nicht für meinen Lebensunterhalt).

Ebenso wie ich Menshiki gemalt hatte, musste ich auch diesen Mann auf meine Weise malen, um seine Bedeutung – zumindest seine Bedeutung *für mich* – zu erfassen. Warum, wusste ich nicht. Aber das war die von mir geforderte Aufgabe.

Ich schloss die Augen und rief mir den Mann mit dem weißen Subaru Forester ins Gedächtnis. Ich hatte seine Züge bis ins Detail vor Augen. Am nächsten Morgen in dem Familienrestaurant hatte er den Kopf gehoben und mich direkt angeschaut. Auf seinem Tisch hatte eine gefaltete Morgenzeitung gelegen, und von seinem Kaffee war weißer Dampf aufgestiegen. Das durch die großen Fenster einfallende grelle Morgenlicht hatte geblendet, und von allen Seiten war das Klappern des billigen Geschirrs zu hören gewesen. Ich sah die Szene in allen Einzelheiten vor mir. Und das Gesicht des Mannes wurde lebendig und bekam einen Ausdruck.

Ich weiß genau, wo du warst und was du gemacht hast, sagten seine Augen.

Ich beschloss, diesmal mit einer Skizze anzufangen. Ich stand auf, holte mir ein Stück Kohle und stellte mich vor die leere Leinwand, um sein Gesicht auf ihr zu verorten. Planlos und ohne nachzudenken, zog ich zunächst eine einzelne zentrale Linie, von der alles ausgehen sollte. Aus ihr entwickelte ich das hagere, gebräunte Gesicht des Mannes. Die Stirn mit einer Reihe tiefer Falten. Schmale Augen mit einem durchdringenden Blick, vertraut damit, den fernen Horizont zu erkunden, in denen sich die Farben des Himmels und des Meers verbanden. Die Haare kurz geschoren und von Grau durchsetzt. Vermutlich war er ein wortkarger, beharrlicher Mann.

Dieser Grundskizze fügte ich mit Kohle mehrere Hilfslinien hinzu, um die Umrisse des Gesichts hervorzuheben. Ich betrachtete das Ergebnis aus einigen Schritten Entfernung und fügte Korrekturen und neue Linien hinzu. Wichtig war, dass ich an mich glaubte und auf die Kraft der Linien und der durch sie begrenzten Zwischenräume vertraute. Statt selbst die Stimme zu erheben, ließ ich Linie und Raum miteinander kommunizieren. Sobald sie

miteinander in Dialog traten, begannen die Farben zu sprechen, und Flächiges nahm allmählich plastische Gestalt an. Meine Aufgabe war es, sie zu ermutigen und zu unterstützen. Und vor allem durfte ich ihnen nicht im Weg stehen.

Das beschäftigte mich bis halb elf. Die Sonne war langsam höher gestiegen und hatte die zarten grauen Wolkenschleier nach und nach über die Berge vertrieben. Die Spitzen der Zweige tropften nicht mehr. Ich betrachtete die fertige Skizze mit Abstand und von verschiedenen Seiten. Vor mir hatte ich das Gesicht des Mannes, wie es mir in Erinnerung war. Besser gesagt: ein Gerüst davon. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass es zu viele Linien waren und ich einige davon wegnehmen musste. Reduktion tat not. Aber dazu war auch morgen noch Zeit. Für heute war es besser, die Arbeit einzustellen.

Ich legte den nun um einiges kürzeren Kohlestift beiseite und wusch mir am Waschbecken die geschwärzten Hände. Beim Abtrocknen fiel mein Blick auf den alten Schellenstab im Regal, und ich schüttelte ihn versuchsweise ein wenig. Sein Läuten klang schwach und blechern. Eben wie bei einem geheimnisvollen Kultgegenstand, der viele Jahre lang in der Erde gelegen hatte. In der Nacht hatten die Glöckchen sich völlig anders angehört. Wahrscheinlich hatten sie in der Dunkelheit und der tiefen Stille einfach volltönender und lauter geklungen.

Es blieb das Rätsel, wer mitten in der Nacht dort unter der Erde geläutet (und damit eine Botschaft ausgesandt) hatte. Jemand musste nachts in der Grube gewesen sein, aber dieser Jemand war verschwunden. Nur die Glöckchen hatten noch in der Grube gelegen. Unerklärlich. Ich legte den Stab wieder ins Regal.

Nach dem Mittagessen machte ich mich auf den Weg in das Wäldchen hinter dem Haus. In meinem dicken, grauen Anorak und meiner mit Farbflecken übersäten Jogginghose schritt ich den durchnässten Pfad zu dem alten Schrein entlang. Auf den Planken,

die die Grube dahinter abdeckten, lagen Schichten von Blättern verschiedener Art und Farbe, noch triefend nass vom Regen der letzten Nacht. Offenbar war die Abdeckung unberührt geblieben, seit Menshiki und ich vor zwei Tagen hier gewesen waren. Das hatte ich überprüfen wollen. Auf einem feuchten Stein sitzend, betrachtete ich die Szenerie, während über mir Vögel zwitscherten.

In der Stille des Wäldchens vernahm ich sogar das Rauschen, mit dem die Zeit verfloss und mein Leben verstrich. Ein Mensch vergeht, ein anderer entsteht. Ein Gedanke vergeht, ein anderer entsteht. Eine Form vergeht, eine andere entsteht. Auch mein sich Tag für Tag vollziehender Verfall barg ein Entstehen. Nichts blieb sich gleich. Und die Zeit ging verloren. Zerfiel hinter mir zu totem Sand und verschwand. Ich saß nur vor dem Loch und lauschte dem Sterben der Zeit.

Plötzlich fragte ich mich, wie es sich wohl anfühlte, allein auf dem Grund dieser Grube zu sitzen. Allein für lange Zeit in dieser stockdunklen Enge eingesperrt zu sein. Noch dazu hatte Menshiki auf die Taschenlampe und die Leiter verzichtet. Ohne die Leiter war es unmöglich, dass jemand – im konkreten Fall *ich* – ohne Hilfe allein wieder aus dem Loch herauskam. Was trieb jemanden dazu, sich absichtlich in solche Bedrängnis zu begeben? Hatte er seinem einsamen Gefängnisleben, das er in Tokio geführt hatte, in dem dunklen Loch noch eins draufsetzen wollen? Mir war das natürlich völlig unverständlich. Menshiki lebte in seiner Welt und handelte auf seine Weise.

Ich konnte dazu nur eines sagen, nämlich, dass ich *so etwas nie gekonnt hätte*. Nichts fürchtete ich mehr als enge, dunkle Räume. Ich würde an einem solchen Ort vor Angst ersticken. Dennoch fühlte ich mich auf gewisse Weise von der Grube angezogen. *Stark angezogen*. So sehr, dass es mir fast vorkam, als winkte sie mich zu sich.

Eine halbe Stunde lang saß ich dort, bevor ich mich erhob und in der durch die Blätter fallenden Sonne zum Haus zurückschlenderte.

Gegen zwei Uhr nachmittags erhielt ich einen Anruf von Masahiko Amada. Er habe gerade etwas in der Nähe von Odawara zu tun. Ob es mir recht sei, wenn er vorbeikäme. Natürlich war mir das recht. Wir hatten uns ja schon länger nicht gesehen. Drei Stunden später fuhr er mit dem Wagen vor. Als Gastgeschenk brachte er mir eine Flasche Single Malt mit, die ich mit Dank entgegennahm. Genau im richtigen Moment, denn mein Whisky war mir gerade ausgegangen. Wie immer war er sehr adrett gekleidet, sein Haar war sauber geschnitten, und er trug die vertraute Schildpattbrille. Er hatte sich kaum verändert, nur sein Haaransatz wich immer weiter zurück.

Wir setzten uns ins Wohnzimmer, und ich brachte ihn auf den neuesten Stand. Ich berichtete ihm, dass der Bauunternehmer den Steinhaufen im Wäldchen mit einem Bagger abgebaut habe. Und dass darunter eine Grube mit einem Durchmesser von fast zwei Metern liege, die eine zwei Meter achtzig tiefe, ausgemauerte runde Steinkammer beherberge. Dass wir das schwere Holzgitter darauf entfernt und in der Kammer ein Kultgerät, nämlich einen alten Schellenstab, gefunden hätten. Masahiko hörte interessiert zu, sagte aber nicht, dass er sich die Grube ansehen wolle. Auch die Glöckchen wollte er nicht sehen.

»Und seither hörst du das Läuten nicht mehr, oder?«, fragte er.

Nein, antwortete ich, es sei nicht mehr zu hören.

»Das ist die Hauptsache«, sagte er sichtlich erleichtert. »Solche unheimlichen Dinge sind mir ein Gräuel. Von solchem mysteriösen Zeug halte ich mich nach Möglichkeit fern.«

»Schlafende Götter soll man nicht wecken?«

»Ganz genau«, sagte Masahiko. »Jedenfalls überlasse ich alles, was diese Grube betrifft, ganz dir. Mach, was du willst.«

Außerdem erzählte ich ihm, dass ich nach langer Zeit wieder einmal Lust verspürt hätte, »für mich zu malen«. Dass ich, seit ich vor zwei Tagen das von Menshiki in Auftrag gegebene Porträt fertiggestellt hätte, eine Veränderung empfände. Und dass ich vielleicht einen neuen originären Stil gefunden hätte, der ein Porträt

zum Motiv mache. Bei dem am Anfang ein Porträt stehe, doch am Ende etwas ganz anderes als ein Porträt herauskomme. *Dennoch* sei es im Kern ein Porträt.

Amada hätte das Bild von Menshiki gern gesehen und war ziemlich enttäuscht, als ich ihm sagte, ich hätte es ihm schon gegeben.

»Aber war denn die Farbe überhaupt schon trocken?«

»Er wollte es bei sich trocknen lassen«, sagte ich. »Er schien sehr erpicht darauf, es möglichst gleich mitzunehmen. Vielleicht fürchtete er, ich würde es mir anders überlegen und es ihm nicht geben.«

»Aha«, sagte Masahiko interessiert. »Und hast du irgendwas Neues?«

»Ich habe heute Morgen damit angefangen«, sagte ich. »Aber es ist noch im Stadium einer Kohlezeichnung, und man kann vielleicht nichts erkennen.«

»Macht nichts. Zeigst du es mir trotzdem?«

Ich führte ihn ins Atelier und zeigte ihm meine Skizze *Mann mit weißem Subaru Forester*, die bisher nur ein grober Entwurf aus ein paar Kohlestrichen war. Masahiko stand lange mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirn in die Betrachtung des Bildes versunken vor der Staffelei. »Interessant«, presste er schließlich zwischen den Zähnen hervor. Ich schwieg. »Man kann noch nicht erkennen, was genau daraus wird, aber es sieht auf jeden Fall wie ein Porträt aus. Besser gesagt: wie der Ansatz oder die Wurzel von einem Porträt. Eine Wurzel, die tief in der Erde vergraben war«, sagte er und schwieg einen Moment lang. »Es hat etwas sehr Tiefes und Düsteres«, fuhr er dann fort. »Und dieser Mann – es ist doch ein Mann? – ist zornig über etwas? Er klagt an, nicht wahr?«

»Tja, da weißt du mehr als ich.«

»Du weißt es nicht«, sagte Masahiko tonlos. »Aber in ihm sind starker Zorn und tiefe Trauer. Aber er kann sie nicht herauslassen. Die Wut brodelt in seinem Inneren.«

Im Studium hatte Masahiko sich für Ölmalerei eingeschrieben, doch um die Wahrheit zu sagen, war er nicht besonders gut darin. Er konnte malen, aber irgendwie fehlte es seinen Bildern an Ausdruckskraft und Tiefe, was er auch einigermaßen zugab. Andererseits verfügte er über die Begabung, innerhalb von Augenblicken ein gutes von einem schlechten Bild unterscheiden zu können. Daher hatte ich schon immer gern seine Meinung eingeholt, wenn ich bei einem meiner Bilder unsicher war. Sein Rat war stets zutreffend und ausgewogen und tatsächlich eine Hilfe. Besonders anerkennenswert war, dass ihm jegliche Eifersucht abging, was ihm vermutlich schon in die Wiege gelegt war. Seinem Urteil konnte man rückhaltlos vertrauen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, aber da es ohne Hintergedanken geschah, wurde man nicht wütend, auch wenn seine Kritik heftig ausfiel.

»Würdest du mir das Bild kurz zeigen, wenn es fertig ist, bevor du es jemandem gibst?«, sagte er, ohne den Blick von der Skizze abzuwenden.

»Klar«, sagte ich. »Diesmal ist es ja sowieso kein Auftrag. Ich male es nur für mich. Ich habe gar nicht die Absicht, es jemandem zu geben.«

»Du willst also jetzt *eigene Bilder* malen, ja?«

»Sieht so aus.«

»Demnach ist das zwar ein Porträt, aber andererseits auch nicht.«

Ich nickte. »So könnte man es sagen.«

»Und du hast … vielleicht einen neuen Weg für dich entdeckt.«

»Das würde ich auch gern glauben«, sagte ich.

»Ich habe übrigens vor Kurzem Yuzu getroffen«, sagte Masahiko noch, bevor er ging. »Zufällig, und wir haben uns ungefähr eine halbe Stunde unterhalten.« Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte, und nickte bloß. »Sie sah gut aus. Über dich haben wir so gut wie nicht gesprochen. Es war fast, als wären wir uns beide darüber einig, dieses Thema besser zu meiden. Aber zum Schluss hat sie doch

noch kurz nach dir gefragt. Was du machst und so. Ich habe gesagt, du malst. Was, wisse ich nicht, nur dass du allein in den Bergen an etwas arbeitest.«

»Jedenfalls lebe ich noch«, sagte ich.

Masahiko schien noch etwas über Yuzu sagen zu wollen, überlegte es sich jedoch offenbar anders. Er hatte sie schon immer gemocht, und sie hatte anscheinend alles Mögliche mit ihm besprochen. Vielleicht auch, was zwischen uns gewesen war. Ebenso wie ich Masahiko häufig wegen meiner Bilder um Rat fragte. Aber er hatte mir nichts davon erzählt. Er war der Typ, der häufig von anderen um Rat gebeten wurde, aber alles für sich behielt. Wie Regenwasser in den Abfluss fließt und in einem Becken aufgefangen wird, durch das nichts mehr heraussickert. Das Becken fließt auch nicht über. Vielleicht wird die Wassermenge je nach Bedarf reguliert.

Masahiko selbst sprach sich vermutlich nie mit jemandem über seine Kümmernisse aus. Sicher machte es ihm zu schaffen, dass er, obwohl er der Sohn eines berühmten Nihonga-Malers war und Kunst studiert hatte, nicht mit zeichnerischem Talent gesegnet war. Es gab bestimmt Dinge, über die er gern gesprochen hätte. Aber soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich ihn während unserer ganzen langjährigen Freundschaft nicht ein einziges Mal klagen hören. Dieser Typ Mann war er.

»Ich glaube, Yuzu hat einen Freund«, wagte ich mich vor. »Gegen Ende unserer Ehe hat sie gar nicht mehr mit mir geschlafen. Ich hätte es viel früher merken sollen.«

Es war das erste Mal, dass ich das jemandem anvertraute. Ich hatte es die ganze Zeit über für mich behalten.

»Ach«, sagte Amada nur.

»Aber das hast du sicher gewusst?«

Masahiko antwortete nicht.

»Stimmt es nicht?«, fragte ich noch einmal.

»Es ist besser, manche Dinge nicht zu wissen. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Aber im Ergebnis kommt es doch auf dasselbe raus, ob man es weiß oder nicht. Der Unterschied besteht lediglich darin, ob etwas früher oder später, plötzlich oder nicht plötzlich, laut oder leise an deine Tür klopft.«

Masahiko seufzte. »Ja, da hast du wahrscheinlich recht. Ob man etwas weiß oder nicht weiß, kommt im Endeffekt auf dasselbe raus. Trotzdem wirst du es aus meinem Mund nicht erfahren.« Ich schwieg. »Was auch immer am Ende herauskommt, alle Dinge haben eine gute und eine schlechte Seite. Die Trennung von Yuzu war eine sehr schmerzliche Erfahrung für dich. Aber letztlich hat sie dazu geführt, dass du endlich wieder eigene Bilder malst. Du hast sogar zu einem eigenen Stil gefunden. Wenn man das bedenkt, hatte eure Trennung doch auch ihr Gutes, oder nicht?«

Wahrscheinlich hatte er recht. Hätten Yuzu und ich uns nicht getrennt – besser gesagt: hätte Yuzu mich nicht verlassen –, dann hätte ich bestimmt noch immer für Geld irgendwelche Auftragsporträts gemalt. Aber diese *Wahl hatte ich nicht selbst getroffen*. Das war der entscheidende Punkt dabei.

»Sieh es mal von der positiven Seite«, sagte Masahiko mir zum Abschied. »Es klingt vielleicht lahm, aber auch wenn es dieselbe Straße ist, kann man doch trotzdem mal auf der sonnigen Seite gehen.«

»Und das Glas ist noch zu einem Sechzehntel voll.«

Masahiko lachte laut. »Ich liebe deinen Sinn für Humor.« Ich hatte gar keinen Scherz machen wollen, beließ es aber dabei. Masahiko schwieg einen Moment lang. »Liebst du Yuzu denn noch?«, fragte er dann.

»Auch wenn ich weiß, dass ich sie vergessen muss, lässt sie mich nicht los. So ist das eben.«

»Schläfst du nicht mit einer anderen Frau?«

»Ja, schon, aber zwischen mir und dieser Frau ist immer Yuzu.«

»Das tut mir leid«, sagte er und rieb sich mit dem Finger die Stirn. Er wirkte aufrichtig bekümmert.

Dann stieg er in seinen Wagen, um nach Hause zu fahren. »Danke noch mal für den Whisky«, sagte ich. Es war noch vor fünf, aber der Himmel war schon ganz dunkel. Um diese Jahreszeit wurden die Nächte täglich länger.

»Ich hätte gern einen Schluck mit dir getrunken, aber ich muss ja fahren«, sagte Masahiko. »Irgendwann setzen wir uns in aller Ruhe zusammen und trinken einen. Haben wir schon lange nicht mehr gemacht.«

»Irgendwann«, sagte ich.

Es ist besser, manche Dinge nicht zu wissen, hatte Masahiko gesagt. Wahrscheinlich. Manche Dinge sollte man vielleicht auch nicht fragen. Aber man konnte doch auch nicht für alle Ewigkeit unwissend bleiben. Wenn die Zeit kam, ließ der Klang der Wahrheit die Luft erzittern und fraß sich in das Herz des Menschen, auch wenn er sich beide Ohren zuhielt. Das ließ sich nicht verhindern. Wem das nicht gefiel, der musste sich in einen luftleeren Raum begeben.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Ich tastete nach der Nachttischlampe und schaltete sie ein. Ich warf einen Blick auf die Uhr. 1:35 Uhr. Es läutete. Das Läuten war wieder da. Es kam ohne jeden Zweifel von dem Stab mit den Glöckchen. Ich richtete mich auf und lauschte in die Richtung, aus der die Töne kamen.

Das Läuten hatte wieder angefangen. Jemand bewegte den Stab in der Dunkelheit, und die Glöckchen bimmelten lauter und heller als je zuvor.

21 ES IST KLEIN, ABER WENN ICH ZUSTECHE, FLIEßT BLUT

Ich saß hoch aufgerichtet im Bett und lauschte mit angehaltenem Atem dem Klingeln der Glöckchen. Woher kam es? Es klang lauter und klarer als früher. Kein Zweifel. Außerdem kam es aus einer anderen Richtung.

Das Läuten war hier im Haus. Etwas anderes konnte ich mir nicht denken. Dann fiel mir ein, dass der Stab mit den Glöckchen seit mehreren Tagen in dem Regal im Atelier lag. Ich hatte ihn ja eigenhändig dort abgelegt, nachdem wir ihn in der Steinkammer gefunden hatten.

Das Läuten kam aus dem Atelier.

Ohne Zweifel.

Aber was sollte ich jetzt tun? Ich war völlig ratlos. Natürlich hatte ich auch Angst. In diesem Haus, unter meinem Dach, war etwas ganz und gar Unerklärliches im Gange. Ich befand mich mitten in der Nacht auf einem abgelegenen Berg, noch dazu allein. Es war wirklich zum Fürchten. Rückblickend kommt es mir jedoch so vor, als hätte meine Verwirrung die Angst überwogen. Vermutlich bringt das menschliche Gehirn solche Mechanismen hervor. Um Panik oder starke Schmerzen auszuschalten oder zu lindern, mobilisiert es alle vorhandenen Instinkte und Sinne. So wie man bei einem Brand alle erreichbaren Gefäße herbeiholt, um sie mit Wasser zu füllen.

Ich riss mich also zusammen, so gut es ging, und zog verschiedene Möglichkeiten in Betracht, darunter auch die, mir die Decke über den Kopf zu ziehen und weiterzuschlafen. Laut Masahiko Amada war das die beste Methode, sich von allem Unerklärlichen fernzuhalten.

Nicht daran zu denken, nichts davon zu sehen oder zu hören. Das Problem war jedoch, dass ich *auf keinen Fall schlafen konnte*. Es war unmöglich, ein so deutlich vernehmbares Bimmeln zu ignorieren und nicht daran zu denken. Noch dazu im eigenen Haus.

Wie immer läutete es in gewissen Abständen. Erst mehrmals, dann war für eine Weile Ruhe, dann wieder mehrmals. Die Intervalle, in denen Stille herrschte, waren nicht regelmäßig, sondern mal länger und mal kürzer. Diese Unregelmäßigkeit erweckte den Eindruck, dass hier etwas Menschliches im Spiel war. Die Glöckchen läuteten nicht von allein. Sie wurden auch nicht mithilfe einer Vorrichtung in Gang gesetzt. Jemand hielt den Stab in der Hand und bewegte ihn. Und übermittelte damit vermutlich eine Botschaft.

Kann man einer Situation nicht entrinnen, bleibt einem nichts anderes übrig, als sich ihr zu stellen. Sollte das jetzt jede Nacht so weitergehen, würde ich kein Auge mehr zutun, ganz zu schweigen davon, ein normales Leben zu führen. Also musste ich aufstehen und nachsehen, was los war. Ich war sogar etwas verärgert (warum musste das ausgerechnet mir passieren?). Außerdem war ich natürlich auch neugierig und wollte mit eigenen Augen sehen, was sich da abspielte.

Ich stand also auf, zog mir eine Strickjacke über den Schlafanzug und ging, mit der Taschenlampe bewaffnet, in den Flur, wo ich mir Tomohiko Amadas Eichenstock aus dem Schirmständer holte. Er war massiv und schwer. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er mir wirklich etwas nützen würde, aber so fühlte ich mich sicherer als mit leeren Händen. Man konnte nie wissen.

Ich brauche nicht zu sagen, dass ich mich auch ein wenig fürchtete. Obwohl ich barfuß ging, spürte ich meine Fußsohlen kaum. Ich war so angespannt, dass ich bei jeder Bewegung meine Knochen knacken zu hören glaubte. Bestimmt war jemand ins Haus eingedrungen. Und dieser Jemand läutete die Glöckchen. Vermutlich dieselbe Person, die auch in der Steinkammer geläutet hatte. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wer oder *was* es sein konnte. Doch

nicht die Mumie? Wie sollte ich mich verhalten, wenn ich beim Betreten des Ateliers eine Mumie – oder einen wie zu braunem Beef Jerky zusammengeschrumpelten Mann – den Glockenstab schwingen sah? Sollte ich etwa mit Tomohiko Amadas Stock auf ihn eindreschen?

Also wirklich, dachte ich. Das kam nicht infrage. Die Mumie war ja wahrscheinlich ein Heiliger und kein Zombie.

Aber was sollte ich tun? Noch immer wusste ich mir keinen Rat. Besser gesagt: Meine Verwirrung steigerte sich ins Unermessliche. Und würde ich, wenn ich keine geeignete Handhabe fand, für immer mit dieser Mumie in einem Haus wohnen müssen? Und jede Nacht um die gleiche Uhrzeit ihrem Gebimmel lauschen?

Plötzlich musste ich an Menshiki denken. War es nicht eigentlich er gewesen, der mich mit seinem überflüssigen Aktionismus in diese vertrackte Situation gebracht hatte? Nur weil er mit einem Bagger die Steinplatten hatte heben lassen, um die geheimnisvolle Kammer zu öffnen, hatte ich jetzt diese Glocken und wer weiß noch was im Haus. Ich überlegte, ihn anzurufen. Er würde vielleicht selbst um diese Uhrzeit in seinen Jaguar steigen und angebraust kommen. Aber schließlich entschied ich mich dagegen. Ich konnte nicht warten, bis Menshiki fertig war und herüberkam. *Ich* musste *auf der Stelle* etwas tun.

Entschlossen ging ich ins Wohnzimmer und schaltete das Licht ein. Doch es läutete unverändert weiter. Die Töne kamen eindeutig aus dem Atelier. Den Stock noch fester in meiner Rechten haltend, schlich ich durch das geräumige Wohnzimmer und legte die Hand auf den Knauf der Tür zum Atelier. Dann holte ich tief Luft, fasste mir ein Herz und drehte ihn. Kaum hatte ich die Tür aufgedrückt, verstummte das Läuten, als hätte es nur darauf gewartet. Tiefe Stille trat ein.

Im Atelier war es stockfinster. Ich konnte nichts sehen. Ich tastete nach dem Lichtschalter an der linken Wand. Die Deckenlampe flammte auf, und es wurde hell im Raum. Um im Notfall sofort

handeln zu können, blieb ich, den Stock in der Hand, mit gespreizten Beinen im Türrahmen stehen und schaute mich rasch um. Meine Kehle war vor Anspannung so trocken, dass ich kaum schlucken konnte.

Im Atelier war niemand. Keine verschrumpelte Mumie, die den Glockenstab schwang, und sonst auch niemand. Mitten im Raum stand einsam die Staffelei mit der Leinwand und davor der alte Holzhocker mit den drei Beinen. Das war alles. Kein Mensch zu sehen. Kein Insekt zu hören. Nicht einmal der Wind. Der weiße Vorhang am Fenster regte sich nicht, und alles war ganz still. Ich spürte, dass meine rechte Hand mit dem Stock vor Aufregung ein wenig zitterte, sodass seine Spitze auf dem Boden ein unregelmäßiges Klappern hervorrief.

Der Glockenstab lag im Regal. Ich trat näher heran und betrachtete ihn genauer. Ich nahm ihn nicht in die Hand, aber es war auch nichts Ungewöhnliches daran zu entdecken. Es gab keine Anzeichen dafür, dass seine Position sich seit dem Vormittag, als ich ihn in die Hand genommen und wieder zurückgelegt hatte, verändert hatte.

Ich setzte mich auf den Hocker vor die Staffelei und ließ meinen Blick noch einmal um 360 Grad durch den Raum schweifen. Ich schaute in jeden Winkel. Es war wirklich niemand hier. Mir bot sich lediglich der vertraute Anblick des Ateliers. Auch die Skizze auf der Staffelei war unverändert. *Mann mit weißem Subaru Forester*.

Ich schaute auf den Wecker im Regal. Es war genau zwei Uhr morgens. Seit die Glöckchen mich um fünf nach halb zwei geweckt hatten, waren also fünfundzwanzig Minuten vergangen, doch mir kam es so vor, als wären es nur fünf oder sechs Minuten gewesen. Mein Zeitgefühl musste durcheinandergeraten sein. Oder der Fluss der Zeit war durcheinandergeraten. Eins von beidem.

Ich stand wieder auf, schaltete das Licht im Atelier aus, ging hinaus und schloss die Tür hinter mir. Ich blieb kurz dort stehen und lauschte, aber das Läuten setzte nicht mehr ein. Es war überhaupt

nichts zu hören. Nichts als Stille. Hörbare Stille – das sagte man nicht nur so. In der Bergeinsamkeit hatte auch die Stille einen Klang. Ich hatte ihr mitunter vor der Tür zum Atelier gelauscht.

In diesem Moment bemerkte ich etwas Ungewohntes auf dem Sofa im Wohnzimmer. Es hatte die Größe eines Kissens oder einer Puppe, aber ich konnte mich nicht erinnern, dass so etwas dort gelegen hätte. Ich sah genauer hin, aber es war kein Kissen und auch keine Puppe. Es war ein lebendiger kleiner Mensch. Etwa sechzig Zentimeter groß. Der kleine Mensch trug ein merkwürdiges weißes Kleidungsstück, in dem er sich irgendwie unbehaglich hin und her bewegte. Als wäre es ihm ungewohnt und unangenehm. Ich erinnerte mich, ein solches Kleidungsstück schon einmal gesehen zu haben. Es war ein traditionelles Gewand, eine Art Kimono, wie ihn im alten Japan hochrangige Persönlichkeiten getragen hatten. Aber nicht nur das Gewand kannte ich, ich kannte auch das Gesicht des kleinen Menschen.

Es war der *Commendatore*.

Ich fror bis ins Mark, als kröche mir ein Eisklumpen von der Größe einer Faust die Wirbelsäule entlang. Der Commendatore, den Tomohiko Amada auf seinem Bild *Die Ermordung des Commendatore* gemalt hatte, saß in meinem Haus – oder besser gesagt: in *dessen* Haus – auf dem Wohnzimmersofa und blickte mich an. Der kleine Mann hatte dasselbe Gesicht und sah auch sonst genauso aus wie auf dem Gemälde. Als wäre er ihm gerade entstiegen.

Wo war das Bild? Ich versuchte mich zu erinnern. Ach ja, natürlich, im Gästeschlafzimmer. Um zu vermeiden, dass jemand es sah, hatte ich es in unauffälliges Packpapier eingeschlagen und dort versteckt. Was war denn jetzt aus dem Bild geworden, da der Mann es verlassen hatte? Fehlte die Gestalt des Commendatore dort?

Aber wie konnte es sein, dass eine gemalte Person aus einem Bild stieg? Natürlich war das unmöglich. Ausgeschlossen. Das wusste ich. Was sollte man davon halten?

Während ich, ohne eine logische Erklärung zu finden, ratlos hin und her überlegte, starrte ich den auf dem Sofa sitzenden Commendatore an. Die Zeit schien kurzfristig stehen geblieben zu sein. Als warte sie darauf, dass meine Verwirrung sich legte. Jedenfalls konnte ich meinen Blick nicht von dieser merkwürdigen Gestalt losreißen – die doch nur aus einer anderen Welt kommen konnte. Auch der Commendatore blickte wieder vom Sofa zu mir auf. Ich war einfach sprachlos und brachte kein Wort heraus. Vermutlich war der Schrecken einfach zu groß. Zu mehr, als mit offenem Mund zu atmen und ihn weiter anzustarren, war ich nicht imstande.

Dem Commendatore ging es wohl ähnlich, denn auch er sah mich stumm an, ohne den Blick von mir abzuwenden. Seine Lippen waren fest aufeinandergepresst. Die kurzen Beine hatte er auf dem Sofa ausgestreckt. Er lehnte sich an, aber sein Kopf reichte nicht bis zum Ende der Lehne. An den Füßen trug er seltsam geformte kleine Schuhe mit nach oben gebogenen Spitzen. Sie sahen aus wie aus schwarzem Leder. An der Hüfte trug er ein Langschwert mit verziertem Griff. Ich sage »Langschwert«, obwohl es wegen seiner Größe eher ein Kurzschwert war. Aber natürlich konnte es zu einer gefährlichen Waffe werden. Falls es ein echtes Schwert war. »Fürwahr, es ist ein echtes Schwert, meine Herren«, sagte der Commendatore, als hätte er meine Gedanken gelesen. Für seine geringe Größe besaß er eine recht tragende Stimme. »Es ist klein, aber wenn ich zusteche, fließt Blut.«

Dennoch schwieg ich weiter. Es hatte mir gründlich die Sprache verschlagen. Mein erster Gedanke war, dass der Mann ja richtig sprechen konnte. Als Nächstes dachte ich, dass es ziemlich seltsam war, wie er sprach. So wie ein normaler Mensch nie sprechen würde. Wenn man es sich allerdings recht überlegte, war ein sechzig Zentimeter großer Commendatore, der einem Bild entstiegen war, ja eigentlich auch kein normaler Mensch, weshalb man sich nicht wundern sollte, ganz egal, wie er sprach.

»Auf dem Bild von Tomohiko Amada werde ich erstochen und sterbe eines jämmerlichen Todes«, erklärte der Commendatore. »Wie Ihr sehr wohl wisst, meine Herren. Doch gegenwärtig bin ich nicht verwundet. Es wäre unziemlich, blutend hier herumzulaufen. Und auch lästig für Euch. Das Blut könnte ja Teppich und Möbel beschmutzen. Deshalb habe ich die Wirklichkeit zeitweilig abgeschaltet und mich der Stichwunde entledigt. Ich bin sozusagen der Commendatore aus *Die Ermordung des Commendatore*, aber ohne die *Ermordung*. Falls Ihr mich mit einem Namen anzureden beliebt, könnt Ihr mich ›Commendatore‹ nennen.«

Abgesehen von seiner seltsamen Ausdrucksweise schien das Reden nicht unbedingt ein Schwachpunkt des Commendatore zu sein. Eher konnte man ihn als »redegewandt« bezeichnen. Im Gegensatz zu mir, der weiterhin kein Wort über die Lippen brachte. Es gelang mir einfach nicht, Wirkliches und Unwirkliches zu vereinbaren.

»Wie wäre es, wenn Ihr endlich mal diesen Stock beiseitelegen würdet?«, fragte der Commendatore. »Wir werden uns ja wohl in absehbarer Zeit nicht duellieren.«

Ich blickte auf meine rechte Hand, die noch immer Tomohiko Amadas Stock umklammerte. Als ich ihn losließ, fiel er mit kaum gedämpftem Klappern auf den Teppich.

»Ich habe nichts aus dem Bild entfernt«, sagte der Commendatore, erneut meine Gedanken lesend. »Das Bild – übrigens ein sehr interessantes Bild – ist unverändert. Noch immer wird auf ihm der Commendatore getötet, und aus seiner Brust schießt Blut. Ich habe mir seine Gestalt nur vorübergehend ausgeliehen. Ich brauchte schließlich eine Gestalt, um Euch gegenüberzutreten, nicht wahr? Deshalb bin ich bequemerweise in die des Commendatore geschlüpft. Es spielt ja keine Rolle, oder?«

Ich schwieg noch immer. »Eigentlich spielt es auch keine Rolle, ob es eine Rolle spielt. Und Professor Amada ist bereits in eine friedvolle Nebelwelt eingegangen, in der ihn nicht einmal mehr sein Urheberrecht kümmert. Hätte ich die Gestalt von Micky Maus oder

Pocahontas angenommen, hätte ich natürlich ordentlich Gebühren an Disney zahlen müssen, aber beim Commendatore – mitnichten.« Der Commendatore schüttelte sich vor Vergnügen über seinen Witz. »Und eine Mumie kam auch nicht infrage. Ihr hättet Euch ja zu Tode gegruselt. Beim Anblick von so einem verschrumpelten Klumpen Beef Jerky, der mit dem Ding da klingelt, bekäme wohl jeder einen Herzinfarkt.«

Beinahe reflexartig nickte ich. Die Gestalt eines Commendatore war der einer Mumie definitiv vorzuziehen. Bei einer Mumie hätte ich vermutlich tatsächlich einen Infarkt erlitten. Allerdings wären ein im Dunkeln Glöckchen schwingender Micky oder eine Pocahontas ebenfalls ziemlich grausig gewesen. Doch, ja, der Commendatore in seiner Asuka-zeitlichen Kostümierung war auch meine erste Wahl.

»Sind Sie so etwas wie ein Geist?«, traute ich mich endlich zu fragen. Meine Stimme klang schwach und krächzend wie die eines Menschen, der gerade von einer schweren Krankheit genesen ist.

»Gute Frage«, sagte der Commendatore und hob einen kleinen weißen Zeigefinger. »Eine ausgezeichnete Frage, meine Herren. Was bin ich? Vorläufig bin ich der Commendatore. Sonst nichts. Natürlich nur vorübergehend. Was ich als Nächstes sein werde, weiß ich nicht. Tja, was bin ich überhaupt? Und Ihr, meine Herren, was seid Ihr? Ihr tretet zwar in Eurer Gestalt auf, aber was seid Ihr überhaupt? Seht Ihr, es ist verwirrend, wenn man das plötzlich gefragt wird. In meinem Fall ist das nicht anders.«

»Können Sie jede Gestalt annehmen?«, fragte ich.

»O nein, so einfach ist das nicht. Meine Auswahl ist mitnichten unbegrenzt. Ich kann nicht einfach irgendwas werden. Kurz gesagt, heißt das, ich bin in meiner *Garderobe* beschränkt. Ich kann nicht einfach jede beliebige Gestalt annehmen. Und diesmal stand mir dieser zwergenhafte Commendatore zur Wahl. Die Größe war vorgegeben, sie entspricht derjenigen auf dem Bild. Aber seine Klamotten sind ziemlich unbequem.« Wieder wand er sich unbehaglich in dem weißen Gewand. »Aber kehren wir zu Eurer

jüngsten Frage zurück. Bin ich ein Geist? O nein, meine Herren. Mitnichten. Ich bin nur eine Idee. Ein Geist ist grundsätzlich eine übernatürliche Erscheinung, aber das bin ich nicht. Ich bin allen möglichen Einschränkungen unterworfen.«

Ich hatte viele Fragen. Oder besser gesagt: Ich *hätte sie haben sollen*. Aber aus irgendeinem Grund fiel mir keine einzige ein. Oder doch eine – warum sagte er immer »meine Herren«, obwohl ich nur einer war? Allerdings war das wohl ein minderes Problem, und ich wollte nicht eigens fragen. Vielleicht existierte im Reich der Ideen einfach keine zweite Person Singular.

»Die Einschränkungen sind zahlreich und gravierend«, erklärte der Commendatore. »Zum Beispiel vermag ich an einem Tag nur für begrenzte Zeit Gestalt anzunehmen. Da ich eine Vorliebe für die obskuren nächtlichen Stunden habe, tue ich das für gewöhnlich zwischen ein und zwei Uhr morgens. Am helllichten Tag Gestalt anzunehmen ist mühsamer für mich. In der übrigen gestaltlosen Zeit ruhe ich als Idee irgendwo aus. Wie die Eule auf dem Dachboden. Außerdem darf ich nirgends ungebeten auftauchen. Dem Umstand, dass Ihr, meine Herren, die Steinkammer geöffnet und den Glockenstab an Euch genommen habt, habe ich den Zutritt zu Eurem Haus zu verdanken.«

»Waren Sie die ganze Zeit dort unten eingesperrt?«, fragte ich. Meine Stimme hatte sich gebessert und klang weniger heiser.

»Ich weiß es nicht. Eigentlich verfüge ich über kein Gedächtnis im herkömmlichen Sinn. Aber ich war tatsächlich in dieser Grube und konnte sie aus irgendeinem Grund nicht verlassen. Direkt ›eingesperrt‹ kann man es nicht nennen. Denn gleichwohl ich in der kleinen, dunklen Kammer eingeschlossen war, fühlte ich mich mitnichten gefangen oder gepeinigt. Doch bin ich Euch für meine Befreiung sehr dankbar. Es ist ja wesentlich kurzweiliger, sich frei bewegen zu können. Das versteht sich von selbst. Und dem Menshiki bin ich auch dankbar. Ohne sein Engagement wäre es ja nicht möglich gewesen, an die Grube heranzukommen.«

Ich nickte. »Das stimmt.«

»Wahrscheinlich habe ich seine Präsenz gespürt. Und damit die Möglichkeit, aus dem Loch herauszukommen. Ich habe gemerkt, dass es Zeit war.«

»Deshalb haben Sie neulich angefangen zu läuten.«

»Genau. Und der Menshiki hat die Grube geöffnet und mich netterweise sogar noch zum Abendessen eingeladen.«

Ich nickte noch einmal. Menshiki hatte den Commendatore – oder die »Mumie«, wie er ihn damals genannt hatte – für Dienstagabend eingeladen. Wie Don Giovanni die Statue des Commendatore zum Bankett. Menshiki hatte es wahrscheinlich im Scherz getan, aber jetzt war es kein Scherz mehr.

»Ich esse nie einen Bissen«, sagte der Commendatore. »Und trinke keinen Wein. Ich habe nämlich keine Verdauungsorgane. Es ist vertrackt ohne Trakt. Obwohl der Menshiki bestimmt ein herrliches Festmahl serviert. Seine Einladung ehrt mich, denn wann wird man als Idee schon einmal zum Abendessen eingeladen?«

Das war das Letzte, was der Commendatore in jener Nacht von sich gab. Danach verstummte er plötzlich und schloss beide Augen. Als würde er langsam in Meditation versinken. Mit geschlossenen Augen wirkte er sehr vergeistigt. Er bewegte sich auch nicht mehr. Binnen Kurzem verlor seine Gestalt immer mehr an Substanz, und ihre Umrisse verschwammen. Sekunden später war er ganz verschwunden. Spontan warf ich einen Blick auf die Uhr. Zehn vor drei. Wahrscheinlich war die Frist abgelaufen, während der er Gestalt annehmen konnte.

Ich ging zum Sofa und strich mit der Hand über die Stelle, an der der Commendatore gesessen hatte. Nichts zu spüren. Weder Wärme noch Kälte. Es gab nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass dort jemand gesessen hatte. Vermutlich hatte eine Idee keine Wärme und kein Gewicht. Ihre Gestalt war nicht mehr als eine flüchtige Erscheinung. Ich setzte mich neben die Stelle, holte tief Luft und rieb mir mit beiden Händen den Kopf.

Ich fragte mich, ob ich das alles nur geträumt hatte. Mich in einem langen und lebhaften Traum befunden hatte. Oder sogar noch in einer Verlängerung dieses Traums gefangen war. Gewundert hätte es mich nicht. Dennoch wusste ich genau, dass es kein Traum gewesen war. Es mochte nicht die Wirklichkeit gewesen sein, aber ein Traum war es auch nicht gewesen. Menshiki und ich hatten den Commendatore – beziehungsweise die Idee, die sich in seiner Gestalt verkörperte – aus dieser seltsamen Kammer erlöst. Und jetzt wohnte er in meinem Haus. Wie die Eule auf dem Dachboden. Was das bedeutete, wusste ich nicht. Wohin es führen würde, auch nicht.

Ich stand auf, hob Tomohiko Amadas Eichenstock vom Boden auf, schaltete das Licht im Wohnzimmer aus und kehrte ins Schlafzimmer zurück. Alles war ruhig. Kein Laut zu hören. Ich zog die Strickjacke aus, stieg wieder ins Bett und überlegte, was ich tun sollte. Der Commendatore beabsichtigte, am Dienstag mit mir zur Villa von Menshiki zu kommen, da Letzterer ihn zum Abendessen eingeladen hatte. Wie das wohl vor sich gehen würde? Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr geriet ich ins Wanken. Alles schien aus dem Gleichgewicht geraten zu sein, so als wäre mein Kopf ein Tisch mit unterschiedlich langen Beinen.

Irgendwann wurde ich sehr müde. Vermutlich mobilisierte mein Gehirn sämtliche Funktionen, um mich zum Schlafen zu bringen und mich mit Gewalt dieser widersinnigen chaotischen Wirklichkeit zu entziehen. Und ich konnte es nicht daran hindern. Nach kurzer Zeit war ich eingeschlafen. Unmittelbar davor dachte ich noch an die Eule. Was war mit ihr?

Sie schläft, meine Herren, flüsterte der Commendatore mir ins Ohr.

Aber das war wahrscheinlich schon Teil eines Traumes.

22 DIE EINLADUNG STEHT

Der darauffolgende Tag war ein Montag. Als ich aufwachte, zeigte der Digitalwecker 6:35 an. Ich setzte mich im Bett auf und rief mir die Ereignisse der letzten Nacht in Erinnerung. Zuerst das Läuten, dann der Miniatur-Commendatore und unsere sonderbare Unterhaltung. Gern hätte ich geglaubt, dass all das nicht mehr als ein sehr langer realistischer Traum gewesen war. Und im hellen Licht des Tages war mir wirklich so, als hätte ich diese Dinge nur geträumt. Das Erlebte stand mir teilweise sehr deutlich vor Augen, doch je mehr ich über die Einzelheiten nachdachte, desto weiter entfernt von der Realität erschien es mir – Lichtjahre entfernt.

Doch sosehr ich mich auch bemühte, das Ganze als einen Traum abzutun, wusste ich doch, dass es keiner gewesen war. *Vielleicht war es nicht real gewesen, aber geträumt hatte ich nicht.* Was es gewesen war, wusste ich nicht, aber ein Traum jedenfalls nicht. Träume hatten eine ganz andere Beschaffenheit.

Ich stand auf, befreite Tomohiko Amadas Bild aus dem Packpapier und trug es ins Atelier. Dort lehnte ich es an die Wand, setzte mich auf den Hocker und betrachtete es lange. Wie der Commendatore in der Nacht gesagt hatte, war es unverändert. Noch immer wurde die Brust des Commendatore durchbohrt, er war tödlich getroffen, und aus seinem Herzen schoss das Blut. Sein Blick war nach oben gerichtet, der geöffnete Mund verzerrt. Sichtlich entrang sich ihm ein schmerzliches Stöhnen. Haartracht, Gewand, das Langschwert in seiner Hand und auch die sonderbaren schwarzen Schuhe waren identisch mit jenen des kleinen Commendatore von letzter Nacht. Beziehungsweise umgekehrt, denn logischer war natürlich die

Aussage, dass mein Commendatore identisch mit dem auf dem Bild war.

Es war nicht zu fassen, dass eine fiktive, von Tomohiko Amada im Nihonga-Stil gemalte Figur dreidimensionale Gestalt annahm, einen Willen hatte und sich in der Realität (oder dergleichen) umherbewegte. Doch je länger ich das Bild betrachtete, desto weniger abwegig erschien es mir. Denn Tomohiko Amadas Pinselführung machte die Figuren überaus lebendig. Die Grenzen zwischen wirklich und nicht wirklich, flach und plastisch, Geist und Materie verschwammen zunehmend. So wie van Goghs Briefträger – wiewohl nicht real – zu atmen schien, wenn man ihn länger ansah. Oder seine Krähen über dem Kornfeld, die, obwohl sie nicht mehr als grobe schwarze Linien sind, wahrhaftig am Himmel zu fliegen scheinen. In die Betrachtung von *Die Ermordung des Commendatore* versunken, konnte ich nicht umhin, wieder einmal Tomohiko Amadas Genie und Ausdruckskraft zu bewundern. Vermutlich hatte auch der kleine Commendatore (besser gesagt: die Idee) die Genialität des Bildes erkannt und darum beschlossen, in die Gestalt des Commendatore auf dem Bild zu schlüpfen. Wie ein Einsiedlerkrebs sich eine besonders schöne, robuste Muschel als Wohnstatt wählt.

Nachdem ich mich an *Die Ermordung des Commendatore* sattgesehen hatte, ging ich in die Küche, um mir Kaffee zu kochen und eine Kleinigkeit zu frühstücken. Dabei hörte ich die Nachrichten im Radio. Es gab keine einzige Neuigkeit, die von Bedeutung für mich gewesen wäre. Mit anderen Worten: Die täglichen Neuigkeiten bedeuteten mir derzeit so gut wie nichts. Dennoch hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, jeden Morgen die Nachrichten zu hören. Es wäre doch unangenehm gewesen, der Einzige zu sein, der nichts davon mitbekam, wenn beispielsweise gerade die Welt unterging.

Nachdem ich mein Frühstück beendet und mich vergewissert hatte, dass die Erde sich ungeachtet all ihrer Probleme ordnungsgemäß weiterdrehte, ging ich mit einem Becher Kaffee ins

Atelier, zog die Vorhänge auf und ließ frische Luft herein. Ich stellte mich vor die Leinwand und begann, an meiner Skizze zu arbeiten. Ob der Commendatore nun wirklich aufgetaucht war oder nicht und ob er zu Menshikis Abendessen kommen würde oder nicht, ich würde mich alle Fälle meiner Arbeit widmen.

Konzentriert bemühte ich mich, den Mann im weißen Subaru Forester vor meinem inneren Auge erstehen zu lassen. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Wagenschlüssel mit dem Subaru-Logo, und auf seinem Teller türmten sich Toast, Rührei und Würstchen. Daneben standen Behälter mit Ketchup (rot) und Senf (gelb). Auch Messer und Gabel fehlten nicht. Das Essen war noch unangetastet. Auf all diese Dinge fiel das Morgenlicht. Als ich an ihm vorbeiging, hob der Mann das sonnengebräunte Gesicht und sah mich an.

Ich weiß genau, wo du warst und was du getan hast, sagte sein Blick. Ich erinnerte mich, den starken kalten Glanz darin schon einmal gesehen zu haben. Dieser Glanz musste mir schon einmal begegnet sein. Aber wo und wann, wusste ich nicht.

Ich arbeitete seine Gestalt und seinen stummen Vorwurf an mich heraus. Zuerst entfernte ich mit einem Stück Weißbrot anstelle eines Radiergummis mehrere überflüssige Linien aus meiner Kohleskizze vom Vortag. Nachdem ich sie auf das Nötigste reduziert hatte, korrigierte ich, was sonst noch erforderlich war. Dazu brauchte ich etwa anderthalb Stunden. Das Ergebnis war sozusagen eine Mumie des Mannes mit dem weißen Subaru Forester, entbeint, die Haut ausgedörrt und insgesamt geschrumpft. Er bestand nur noch aus ein paar schwarzen Kohlestrichen. Natürlich handelte es sich nur um eine Skizze, die jedoch in enger Verbindung zu dem geplanten Bild in meinem Kopf stand.

»Die ist doch fabelhaft, was?«, sagte der Commendatore.

Als ich mich umdrehte, sah ich ihn im Regal am Fenster sitzen und zu mir herüberschauen. Das von hinten kommende Morgenlicht beleuchtete seine Umrisse. Er trug wieder dasselbe altmodische

weiße Gewand und das seiner Körpergröße entsprechend kurze Langschwert im Gürtel. *Kein Traum*, dachte ich. *Natürlich nicht*.

»Ich bin kein Traum, natürlich nicht«, sagte der Commendatore, der einmal mehr meine Gedanken gelesen hatte. »Eigentlich bin ich eher so etwas wie ein Erwachen.«

Ich schwieg und betrachtete seine Umrisse.

»Ich hatte bereits erwähnt, dass es für mich ziemlich anstrengend ist, am helllichten Tag Gestalt anzunehmen«, sagte der Commendatore. »Aber ich wollte Euch unbedingt einmal beim Malen zusehen. Ihr nehmt es mir doch nicht übel, dass ich Euch ungefragt bei der Arbeit beobachtet habe?«

Auch darauf hatte ich keine Antwort. Wie sollte ein Mensch aus Fleisch und Blut einer Idee erklären, was ihn ärgerte und was nicht?

Ohne meine Antwort abzuwarten (vielleicht nahm er meine Gedanken als Antwort), fuhr der Commendatore fort: »Ihr bekommt das sehr gut hin. Offenbar kommt das Wesen dieses Mannes langsam, aber sicher zum Vorschein.«

»Wissen Sie etwas über diesen Mann?«, fragte ich überrascht.

»Natürlich«, erwiderte der Commendatore. »Ich kenne ihn.«

»Und? Können Sie mir etwas über ihn erzählen? Was er für ein Mensch ist, was er macht und was jetzt mit ihm ist?«

»Tja, was ist mit ihm?« Der Commendatore zuckte leicht mit den Schultern und runzelte die Stirn. Wenn er die Stirn runzelte, sah er aus wie ein Kobold. Oder wie Edward G. Robinson in seinen alten Gangsterfilmen. Möglicherweise hatte der Commendatore diesen Ausdruck sogar von Edward G. Robinson »entliehen«. Ausgeschlossen war es nicht.

»Es gibt gewisse Dinge auf dieser Welt, die Ihr besser nicht wissen solltet, meine Herren«, sagte der Commendatore mit Edward-G.-Robinson-Miene.

Mir fiel ein, dass Masahiko Amada vor Kurzem das Gleiche gesagt hatte. *Es ist besser, manche Dinge nicht zu wissen*.

»Das heißt, Sie werden mir diese Dinge nicht mitteilen?«

»Oder ich mache mir nicht eigens die Mühe, weil Ihr ohnehin *schon alles wisst*«, entgegnete der Commendatore.

Ich schwieg.

»Beziehungsweise weil Ihr dabei seid, dem, was Ihr schon wisst, auf diesem Bild subjektiv Gestalt zu verleihen. Schaut Euch Thelonious Monk an, meine Herren! Er hat seine phänomenalen Akkorde nicht mithilfe von Theorie und Logik geschaffen, sondern die Augen aufgemacht und sie mit beiden Händen aus dem Dunkel seines Bewusstseins geborgen. Es ist nicht nötig, etwas aus dem Nichts hervorzubringen. Vielmehr solltet Ihr in dem, was da ist, das Richtige entdecken.« Der Mann kannte Thelonious Monk. »Ja, und Herrn Edward G. Robinson kenne ich natürlich auch«, sagte er, meinen vorherigen Gedanken aufgreifend. »Aber lassen wir das«, fuhr der Commendatore fort. »Ich muss Euch jetzt vorsichtshalber und aus Anstand noch etwas sagen, das auch Eure reizende Geliebte betrifft – die verheiratete Dame, die den roten Mini fährt. Es tut mir leid, aber bedauerlicherweise habe ich restlos alles gesehen, was Ihr hier zu tun beliebt. Wie Ihr es nackt auf Eurem Lager treibt.«

Sprachlos starrte ich den Commendatore an. *Wie Ihr es nackt auf Eurem Lager treibt*. Um es mit den Worten meiner Freundin zu sagen: »Man verdirbt die Dinge, wenn man sie ausspricht.«

»Ihr dürft Euch nichts daraus machen. Es tut mir leid, aber eine Idee sieht so gut wie alles. Sie kann es sich nicht aussuchen. Aber Ihr braucht Euch nicht daran zu stören, denn für mich besteht überhaupt kein Unterschied zwischen Sex, Radiogymnastik und Schornsteinfegen. Der Anblick ist für mich nicht sonderlich interessant. Ich sehe einfach nur hin.«

»Im Reich der Ideen gibt es also den Begriff der ›Privatsphäre‹ nicht?«

»Mitnichten«, erklärte der Commendatore mit einem gewissen Stolz. »Natürlich gibt es nichts dergleichen. Deshalb wäre es mir eine Erleichterung, wenn Ihr Euch nichts daraus machen würdet. Was meint Ihr? Ginge das?«

Ich zuckte kurz mit den Schultern. Gute Frage. War es möglich, sich auf den Geschlechtsverkehr zu konzentrieren, wenn man wusste, dass alles von Anfang bis Ende beobachtet wurde? War es möglich, dabei eine gesunde Erregung zu empfinden?

»Ich habe eine Frage«, sagte ich.

»Gern, wenn ich sie beantworten kann«, sagte der Commendatore.

»Ich bin morgen, am Dienstag, bei Herrn Menshiki zum Abendessen eingeladen. Sie werden ebenfalls erwartet. Als Herr Menshiki seine Einladung aussprach, hat er geäußert, er erwarte eine Mumie, aber in Wirklichkeit ging es ja um Sie. Sie hatten damals nur noch nicht die Gestalt des Commendatore.«

»Spielt keine Rolle. Wenn ich eine Mumie werden soll, lässt sich das sofort machen.«

»Nein, bitte lassen Sie das«, sagte ich hastig. »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie so blieben.«

»Wenn ich Euch zu dem Menshiki begleite, könnt Ihr mich sehen, aber er kann es nicht. Deshalb ist es auch ganz einerlei, ob ich Mumie oder Commendatore bin. Dennoch muss ich Euch um etwas bitten.«

»Und das wäre?«

»Ihr müsst den Menshiki anrufen und Euch vergewissern, ob die Einladung am Dienstagabend noch besteht. Und ihn fragen, ob es ein Hindernis wäre, wenn Ihr am betreffenden Tag nicht in Begleitung der Mumie, sondern in der des Commendatore erschienet. Wie ich bereits sagte, bedarf es für mich einer Aufforderung, ungebeten darf ich einen Ort nicht betreten. Der Gastgeber muss in irgendeiner Form bestätigen, dass ihm mein Besuch recht ist. Sobald ich einmal eingeladen bin, habe ich Zutritt, wann immer es mir beliebt. In Eurem Haus waren es die Glöckchen, die als offizielle Einladung fungierten.«

»Einverstanden«, sagte ich. Meine einzige Sorge war, dass er sich in die Mumie verwandeln würde. »Ich rufe Herrn Menshiki an, vergewissere mich, dass die Einladung noch gilt, und bitte ihn, den

Namen des anderen Gastes von ›Mumie‹ zu ›Commendatore‹ zu ändern.«

»Dafür wäre ich Euch dankbar. Immerhin hatte ich nicht erwartet, zum Abendessen eingeladen zu werden.«

»Ich hätte noch eine Frage«, sagte ich. »Waren Sie kein heiliger Asket? Der gestorben ist, während er unter der Erde Sutren rezitierte und meditierte, ohne etwas zu essen oder zu trinken? Und die Glocke läutete, während er sich in eine Mumie verwandelte?«

»Tja«, sagte der Commendatore und zuckte leicht mit den Schultern, »keine Ahnung, davon weiß ich nichts. Irgendwann habe ich mich in eine reine Idee verwandelt. An das, was ich davor war oder was ich wo gemacht habe, habe ich keine zusammenhängenden Erinnerungen.«

Der Commendatore schwieg einen Moment lang und starrte in die Luft. »Gleichwie, ich muss allmählich verschwinden«, sagte er mit leiser, ein wenig heiserer Stimme. »Die Zeit meiner Verkörperung geht zu Ende. Der Vormittag ist nicht meine Zeit. Meine Freundin ist die Dunkelheit. Der leere Raum mein Atem. Deshalb werde ich mich jetzt empfehlen. Und bitte rufen Sie den Freund Menshiki für mich an.«

Der Commendatore schloss die Augen, wie um sich in Meditation zu versenken, presste die Lippen aufeinander, faltete die Hände und verlor nach und nach an Substanz, bis er ganz verschwunden war. Genau wie in der Nacht zuvor. Sein Körper löste sich in Luft auf. Lautlos wie Rauch. Und mein unfertiges Bild und ich blieben allein im hellen Licht des Morgens zurück. Der Mann mit dem weißen Subaru Forester starrte mir als Kohleskizze von der Leinwand entgegen.

Ich weiß genau, wo du warst und was du getan hast, sagte er zu mir.

Kurz nach Mittag rief ich Menshiki an. Dabei fiel mir auf, dass ich ihn zum ersten Mal zu Hause anrief. Sonst rief immer er mich an. Beim sechsten Klingeln hob er ab.

»Das trifft sich gut«, sagte er. »Ich wollte Sie auch anrufen. Aber um Sie nicht bei der Arbeit zu stören, hätte ich bis zum Nachmittag gewartet. Denn Sie sagten ja, dass Sie in der Regel vormittags arbeiten.«

Ich sagte, ich hätte gerade aufgehört.

»Kommen Sie gut voran?«, fragte Menshiki.

»Ja, ich arbeite an einem neuen Bild. Aber ich bin noch ganz am Anfang.«

»Das ist wunderbar. Das Allerbeste. Übrigens habe ich mein Porträt ungerahmt an die Wand in meinem Arbeitszimmer gehängt. Dort kann die Farbe trocknen. Auch so ist es ganz wundervoll.«

»Es geht um morgen«, sagte ich.

»Morgen Abend um sechs holt ein Wagen Sie vor Ihrem Haus ab«, sagte er. »Dieser Wagen wird Sie auch nach Hause bringen. Da wir beide allein sein werden, brauchen Sie sich überhaupt keine Gedanken wegen Ihrer Garderobe oder eines Gastgeschenks zu machen. Kommen Sie einfach leger und mit leeren Händen.«

»Ich muss noch etwas sicherstellen.«

»Was denn?«

»Sie sagten doch neulich, dass bei unserem Abendessen auch die Mumie dabei sein könne, nicht wahr?«

»Ja, das habe ich gesagt. Ich erinnere mich.«

»Besteht diese Einladung noch?«

Menshiki überlegte einen Moment lang, dann lachte er vergnügt. »Selbstverständlich. So etwas nehme ich doch nicht zurück. Die Einladung steht. Definitiv.«

»Die Mumie ist aus gewissen Gründen verhindert, aber an ihrer Stelle würde der Commendatore gern kommen. Gilt die Einladung auch für ihn?«

»Natürlich«, sagte Menshiki, ohne zu zögern. »Ich lade ihn mit größtem Vergnügen zum ›Mahle‹ in mein Haus ein, wie Don Giovanni die Statue des Commendatore. Allerdings habe ich im Gegensatz zu Don Giovanni nicht so schändlich gefrevelt, dass ich in

die Hölle müsste. Und ich habe auch nicht die Absicht, es zu tun. Ich werde doch nach dem Abendessen nicht vom Höllenschlund verschlungen, oder?«

»Ich glaube nicht«, antwortete ich, war mir aber, ehrlich gesagt, nicht ganz sicher. Ich hatte keine Ahnung, was demnächst noch alles passieren würde.

»Dann ist es ja gut. Denn im Augenblick bin ich noch nicht bereit, zur Hölle zu fahren«, sagte Menshiki vergnügt. Er hielt – selbstverständlich – alles für einen raffinierten Scherz. »Übrigens möchte ich noch etwas fragen. Der Commendatore aus *Don Giovanni* will doch als Toter keine irdischen Speisen zu sich nehmen, aber wie ist es mit *unserem* Commendatore? Soll ich nicht lieber etwas zu essen für ihn vorbereiten? Oder wird auch er kein ›irdisch Mahl‹ zu sich nehmen?«

»Sie brauchen nichts für ihn vorzubereiten. Er nimmt weder Speisen noch Getränke zu sich. Aber es wäre nett, wenn Sie ihm einen Platz reservieren würden.«

»Dann ist er letztendlich ein spirituelles Wesen?«

»Könnte sein.« Ich hatte zwar das Gefühl, dass eine Idee und ein spirituelles Wesen etwas strukturell Verschiedenes waren, aber da ich nicht mehr so lange reden wollte, erhob ich keinen Einwand.

»Gut, dann weiß ich Bescheid. Ich lasse für ihn mitdecken. Es ist mir eine außergewöhnliche Freude, den berühmten Commendatore in meinem Haus zu Gast zu haben. Nur schade, dass er nichts essen und trinken kann. Ich habe nämlich auch einen besonders köstlichen Wein besorgt.«

Ich bedankte mich bei Menshiki.

»Dann sehen wir uns morgen«, sagte er und legte auf.

In dieser Nacht läutete es nicht. Vielleicht war der Commendatore erschöpft, weil er sich am helllichten Tag materialisiert (und außerdem mehr als zwei Fragen beantwortet) hatte. Oder er hielt es

nicht für nötig, mich noch einmal ins Atelier zu rufen. Was immer seine Gründe waren, ich schlief tief und traumlos bis zum Morgen.

Doch auch als ich am nächsten Morgen im Atelier an meinem Bild malte, zeigte sich der Commendatore nicht. Und ich konnte mich zwei Stunden lang völlig selbstvergessen, ohne an etwas anderes zu denken, auf meine Leinwand konzentrieren. An diesem Tag trug ich als Erstes Farbe auf das Bild auf, sodass die Skizze darunter verschwand. Von oben, so als würde ich eine Scheibe Toast dick mit Butter bestreichen.

Zunächst verwendete ich ein tiefes Rot, ein grelles Grün und ein bleiernes Schwarz. Genau diese Farben verlangte der Mann. Es dauerte ziemlich lange, sie genau hinzubekommen. Während ich damit beschäftigt war, spielte ich die *Don-Giovanni*-Platte. Als die Musik ertönte, dachte ich, der Commendatore würde gleich hinter mir auftauchen, aber er ließ sich nicht blicken.

An diesem Tag (dem Dienstag) wahrte der Commendatore ab dem Morgen tiefes Schweigen, wie die Eule auf dem Dachboden. Was mich jedoch nicht besonders kümmerte. Ein lebendiger Mensch fing nicht auf einmal an, sich Gedanken um eine Idee zu machen. Eine Idee hatte ihre eigenen Gewohnheiten und Verhaltensweisen. Und ich hatte mein eigenes Leben. Momentan konzentrierte ich mich vor allem darauf, meinen *Mann mit weißem Subaru Forester* fertigzustellen. Ob ich vor der Leinwand stand oder nicht, das Bild ging mir in keinem Augenblick aus dem Sinn.

Laut dem Wetterbericht im Radio würde es am späten Abend in der Region Tokai zu starken Regenfällen kommen. Das Wetter sollte sich von Westen her stetig verschlechtern. Im Süden von Kyushu traten wegen des starken Regens bereits die Flüsse über die Ufer, und die Bevölkerung, die in tiefer gelegenen Gegenden lebte, musste unverzüglich evakuiert werden. Menschen, die an Berghängen wohnten, wurden vor Erdrutschen gewarnt.

Das gibt ein stürmisches Abendessen, dachte ich.

Ich musste an die dunkle Grube im Wäldchen denken. An die seltsame Steinkammer, die Menshiki und ich unter den schweren Steinen entdeckt hatten. Ich stellte mir vor, auf dem Boden der Grube zu sitzen und zu hören, wie der Regen auf die hölzerne Luke prasselte. Ich war in der Grube eingesperrt und konnte nicht hinaus. Die Leiter war weg und die schwere Abdeckung über mir fest geschlossen. Und alle Menschen auf der Welt schienen vergessen zu haben, dass ich noch dort war. Oder dachten, ich sei längst tot. Dennoch war ich am Leben. Ich war einsam, aber ich atmete noch. Nur das unaufhörliche Rauschen des Regens drang an mein Ohr. Nirgends war ein Licht zu sehen. Nicht ein einziger Strahl erreichte mich. Die Mauer, an der ich lehnte, war kalt und feucht. Es war Nacht. Bestimmt würden bald Scharen von Insekten daraus hervorkriechen.

Bei dieser Vorstellung bekam ich allmählich Atemnot. Ich ging auf die Terrasse und sog, gegen das Geländer gelehnt, die frische Luft durch meine Nase ein und atmete langsam durch den Mund aus. Dabei zählte ich wie immer mit. Nachdem ich dies eine Zeit lang regelmäßig wiederholt hatte, normalisierte sich meine Atmung. Schwere, bleigraue Wolken bedeckten den Himmel. Der Regen kam näher.

Auf der anderen Seite des Tals konnte ich im Dunst ganz schwach Menshikis weiße Villa erkennen. Heute Abend würden wir dort essen. Menshiki, ich und der berühmte Commendatore an einem Tisch.

Das ist echtes Blut, flüsterte mir der Commendatore ins Ohr.

23 ES GIBT SIE ALLE WIRKLICH

Als ich dreizehn und meine Schwester zehn Jahre alt war, fuhren wir einmal in den Sommerferien allein nach Yamanashi. Ein Onkel mütterlicherseits war an der dortigen Universität beschäftigt, und wir durften ihn besuchen. Es war unsere erste Reise ohne Eltern, und sie hatten sie uns erlaubt, weil es meiner Schwester damals noch verhältnismäßig gut ging.

Unser Onkel war noch jung und unverheiratet (unverheiratet ist er noch immer) und dürfte damals um die dreißig gewesen sein. Er war Genforscher (ist er noch immer), wortkarg und ein wenig weltfremd, hatte aber ein aufrichtiges und unkompliziertes Wesen. Als leidenschaftlicher Leser kannte er sich gut mit allen Dingen des Universums aus. Nichts liebte er mehr als Bergwanderungen, weshalb er auch die Stelle an der Universität Yamanashi angenommen hatte. Wir hatten unseren Onkel beide sehr gern.

Meine Schwester und ich stiegen mit unseren Rucksäcken am Bahnhof Shinjuku in einen Zug in Richtung Matsumoto und fuhren bis Kofu, wo unser Onkel uns abholte. Er war überdurchschnittlich groß, sodass wir ihn auch auf dem überfüllten Bahnhof sofort entdeckten. Er hatte zusammen mit einem Freund ein kleines Haus in der Innenstadt von Kofu gemietet, aber da sein Mitbewohner ans Meer gefahren war, bekamen wir ein Zimmer für uns. Wir blieben eine Woche lang, während der wir jeden Tag mit unserem Onkel in den umliegenden Bergen wanderten und er uns die Namen aller möglichen Pflanzen und Insekten beibrachte. Dieser Sommer blieb uns in wunderbarer Erinnerung.

Eines Tages unternahmen wir eine etwas weitere Wanderung zur Fuketsu-Höhle, eine der zahlreichen Windhöhlen am Fuß des Fuji, die einigermaßen gut zu erreichen war. Unser Onkel erklärte uns, wie sie entstanden war und dass es in ihr kein Echo gebe, weil sie aus Basalt bestehe. Wir erfuhren, dass man dort früher Eisblöcke gelagert hatte, weil die Temperaturen im Inneren auch im Sommer kaum anstiegen. Und dass große Höhlen, in die man hineingehen konnte, als »Windhöhlen«, kleinere, die sich nicht betreten ließen, hingegen als »Windlöcher« galten. Unser Onkel wusste hervorragend über solche Dinge Bescheid.

Die Höhle kostete Eintritt, weshalb wir allein hineingingen und der Onkel draußen blieb. Er sei schon so viele Male dort gewesen, sagte er, und außerdem müsse er wegen der niedrigen Decke immer so gebückt gehen und bekomme davon Rückenschmerzen. Es sei ungefährlich, also könnten wir ruhig allein gehen. Er werde vor dem Eingang auf uns warten und lesen. Von der Kartenverkäuferin bekamen wir jeder eine Taschenlampe und einen gelben Plastikhelm. An der Decke der Höhle waren Leuchten angebracht, aber es war trotzdem ziemlich schummerig.

Je weiter wir ins Innere vordrangen, desto niedriger wurde die Decke. Es war wirklich vernünftiger, dass unser hochgewachsener Onkel draußen wartete.

Den Boden mit unseren Taschenlampen beleuchtend, gingen meine Schwester und ich immer tiefer in die Höhle hinein. Ungeachtet der sommerlichen Hitze war es dort sehr kühl. Obwohl draußen zweiunddreißig Grad herrschten, waren es drinnen nicht einmal zehn. Auf Anraten unseres Onkels hatten wir Anoraks mitgebracht, die wir jetzt trugen. Meine Schwester hielt mich an der Hand. Ob sie Schutz bei mir suchte oder mich schützen wollte, wusste ich nicht (vielleicht wollte sie auch nur nicht, dass wir getrennt wurden), jedenfalls lag während der ganzen Zeit, in der wir durch die Höhle gingen, ihre kleine warme Hand in der meinen. Außer uns besichtigte nur noch ein Ehepaar in mittleren Jahren die

Höhle, das sie jedoch gleich wieder verließ, sodass wir beide allein zurückblieben.

Meine Schwester hieß Komichi, wurde aber von der ganzen Familie nur »Komi«, »Micchi« oder »Micchan« genannt. Soweit ich mich erinnere, redete niemand sie je mit ihrem richtigen Namen an. Sie war ein schlankes, zierliches Mädchen mit glattem schwarzem, im Nacken sauber geschnittenem Haar. Ihre Augen waren sehr dunkel und groß im Verhältnis zu ihrem Gesicht, was ihr das Aussehen einer kleinen Fee verlieh. Am Tag unseres Ausflugs trug sie ein weißes T-Shirt, verwaschene Jeans und pinkfarbene Turnschuhe.

Nachdem wir ein Stück in die Höhle hineingegangen waren, entdeckte meine Schwester ein wenig abseits der Hauptroute einen im Schatten der Felsen verborgenen engen Zugang zu einer Seitenhöhle, der große Neugier in ihr weckte. »Guck mal«, sagte sie. »Sieht das nicht aus wie die Höhle von Alice?«

Komi war ein leidenschaftlicher Fan von Carrolls *Alice im Wunderland*. Ich weiß nicht, wie oft ich ihr dieses Buch vorgelesen habe. Es müssen an die hundert Male gewesen sein. Sie konnte zwar schon als kleines Mädchen recht gut lesen, mochte es aber besonders, wenn ich ihr vorlas. Obwohl sie die Geschichte bestimmt auswendig konnte, war sie jedes Mal aufs Neue davon gefesselt. Besonders gut gefiel ihr der Teil mit dem »Hummertanz«. Auch ich kann diese Stelle bis heute auswendig.

»Aber da ist kein Hase«, sagte ich.

»Ich will nur kurz reingucken«, sagte sie.

»Sei vorsichtig«, sagte ich.

Der Zugang zu der kleinen Höhle (der Definition meines Onkels zufolge musste es sich um ein »Windloch« handeln) war wirklich sehr eng, aber meine zierliche Schwester schlüpfte mühelos hindurch und steckte gleich von den Knien aufwärts darin. Nachdem sie mit ihrer Taschenlampe darin herumgeleuchtet hatte, kam sie langsam wieder heraus.

»Da geht es noch ganz tief runter«, verkündete sie. »Es ist wirklich wie das Kaninchenloch bei Alice. Ich würde mir das gern mal näher ansehen.«

»Kommt nicht infrage. Das ist zu gefährlich«, sagte ich.

»Nein, ist es nicht. Bei meiner Größe komme ich ganz leicht wieder raus.«

Schon zog sie ihren Anorak aus, drückte ihn mir zusammen mit ihrem Helm in die Hand und war, bevor ich ein Wort sagen konnte, mit ihrer Taschenlampe durch die Öffnung geschlüpft und augenblicklich verschwunden.

Eine ganze Weile verging, aber sie kam nicht heraus. Zu hören war auch nichts.

»Komi«, rief ich in das Loch. »Komi, ist alles in Ordnung?«

Keine Antwort. Meine Stimme wurde ohne jedes Echo von der Dunkelheit verschluckt. Allmählich bekam ich Angst. Vielleicht steckte meine Schwester in dem engen Loch fest und konnte nicht vor und nicht zurück. Oder sie hatte einen Anfall bekommen und das Bewusstsein verloren. Und ich konnte ihr nicht einmal helfen. Die verschiedensten unheilvollen Möglichkeiten schwirrten mir durch den Kopf. Auch setzte mir das schummrige Licht immer mehr zu.

Wie würde ich es meinen Eltern erklären, wenn meine Schwester in dem Loch verschwunden wäre und nicht mehr herauskäme? Sollte ich zum Eingang laufen und meinen Onkel holen? Oder sollte ich lieber hierbleiben und auf Komi warten? Ich beugte mich vor und spähte in das Loch. Aber das Licht meiner Taschenlampe reichte nicht bis in sein Inneres. Das Loch war winzig, und es herrschte tiefste Dunkelheit darin.

»Komi!«, rief ich noch einmal. Keine Antwort. »Komi!« Diesmal schrie ich. Natürlich wieder keine Antwort. Mir war sehr kalt, kalt bis auf die Knochen. Womöglich hatte ich meine Schwester für immer verloren. Womöglich hatte Alices Kaninchenloch sie verschluckt, und sie würde verschollen bleiben. In der Welt der falschen Schildkröte, der Grinsekatze und der Spielkartenkönigin. In der die Logik der

wirklichen Welt keine Gültigkeit besaß. Wären wir doch niemals hierhergekommen!

Doch kurz darauf kam meine Schwester wieder aus dem Loch gekrochen. Nicht wie vorhin, mit dem Hinterteil zuerst, sondern mit dem Kopf. Als Erstes tauchte ihr schwarzes Haar auf, dann zog sie Schultern, Arme und Hüften nach. Zum Schluss kamen ihre pinkfarbenen Turnschuhe, und sie stand wortlos vor mir. Sie streckte sich und holte tief Luft, bevor sie mit den Händen die Erde von ihren Jeans bürstete.

Das Herz schlug mir noch immer bis zum Hals, als ich ihr mit der Hand ordnend durch das wirre Haar fuhr. Im gedämpften Licht der Höhle konnte ich es nicht genau sehen, aber anscheinend war auch ihr weißes T-Shirt von Erde und irgendwelchem Schmutz befleckt. Ich ließ sie ihren Anorak anziehen. Und den gelben Helm aufsetzen, den sie mir zu halten gegeben hatte.

»Ich dachte schon, du kommst nicht zurück«, sagte ich, während ich ein wenig an ihr herumrieb.

»Hast du dir Sorgen gemacht?«

»Total.«

Wieder griff sie nach meiner Hand und hielt sie sehr fest. Ihre Stimme klang ziemlich aufgeregt. »Wenn man sich durch einen ganz schmalen, niedrigen Gang zwängt«, sagte sie, »kommt man in einer Art kleinem Zimmer heraus. Alles ist rund dort, wie in einer Schale. Die Decke ist rund, der Boden, auch die Wände, alles rund. Es ist ganz, ganz still. Ich glaube, es gibt keinen stilleren Ort auf der Welt. Es ist wie in einer Höhle auf dem tiefsten, tiefsten Meeresgrund. Wenn man die Taschenlampe ausschaltet, ist es stockdunkel, aber ich habe keine Angst gehabt und mich auch nicht einsam gefühlt. Weißt du, dieser kleine Raum ist ein ganz besonderer Ort, und nur ich darf ihn betreten. Niemand sonst. Auch du nicht. Ein Raum nur *für mich*.«

»Ich bin ja auch zu groß.«

Meine Schwester nickte nachdrücklich. »Ja, mittlerweile bist du zu groß, du würdest gar nicht hineinpassen. Und das Tollste an diesem Raum ist, dass er so dunkel ist, dass er dunkler nicht werden kann. Es ist eine Dunkelheit, die man mit Händen greifen kann. Man bekommt in ihr das Gefühl, der eigene Körper würde sich langsam auflösen und verschwinden. Aber weil es so dunkel ist, kann man das selbst nicht sehen. Man weiß auch nicht, ob der Körper noch da ist oder nicht. Aber selbst wenn man verschwunden ist, bleibt etwas von einem zurück. Wie wenn die Grinsekatze verschwindet, aber ihr Grinsen zurückbleibt. Ist das nicht seltsam? Aber es kommt einem dort überhaupt nicht seltsam vor. Ich wäre am liebsten für immer geblieben, aber ich dachte mir, dass du dir Sorgen machst, also bin ich rausgekommen.«

»Lass uns gehen«, sagte ich. Meine Schwester hätte in ihrer Aufregung wahrscheinlich endlos weitergeredet, und ich musste ihr irgendwie Einhalt gebieten. »Ich kriege gleich keine Luft mehr.«

»Geht es dir gut?«, fragte meine Schwester besorgt.

»Ja, geht schon, ich will nur ins Freie.«

Hand in Hand trabten wir dem Ausgang entgegen.

»Weißt du«, sagte meine Schwester leise, als sollte kein anderer es hören (obwohl ja sowieso niemand anders dort war). »Alice gibt es wirklich. Sie ist keine Erfindung. Auch den Märzhasen, das Walross, die Grinsekatze und die Spielkartensoldaten, die gibt es alle wirklich.«

»Möglich wär's«, sagte ich.

Wir verließen die Windhöhle und kehrten wieder in die helle Wirklichkeit zurück. Es war ein leicht bewölkter Nachmittag, aber ich erinnere mich, dass die Sonne dennoch etwas Gleißendes hatte. Die Grillen zirpten, was das Zeug hielt. Unser Onkel saß in sein Buch vertieft auf einer Bank in der Nähe des Eingangs. Als er uns sah, lächelte er und stand auf.

Zwei Jahre später starb meine Schwester. Wurde in den kleinen Sarg gelegt und verbrannt. Ich war damals fünfzehn und sie zwölf.

Während sie verbrannt wurde, saß ich fern von allen allein auf einer Bank im Garten des Krematoriums und dachte an das, was damals in der Windhöhle geschehen war. An die angstvollen Momente, in denen ich vor dem Loch darauf gewartet hatte, dass Komi herauskam, an die Dunkelheit um mich herum und die Kälte, die ich bis in mein Inneres gespürt hatte. Daran, wie aus dem Loch zuerst ihr schwarzes Haar aufgetaucht war und dann allmählich ihre Schultern zum Vorschein gekommen waren. An den undefinierbaren Schmutz auf ihrem weißen T-Shirt.

Und ich fragte mich, ob ihr nicht schon damals in jenem Windloch das Leben geraubt worden war, bevor der Arzt im Krankenhaus zwei Jahre später offiziell ihren Tod feststellte. Eigentlich war ich so gut wie überzeugt davon. Ich hatte meine Schwester, die sich in der Höhle verloren und die Welt bereits verlassen hatte, irrtümlich als noch lebend mit dem Zug zurück nach Tokio gebracht. Hatte ihre Hand festgehalten. Und wir hatten die nächsten beiden Jahre als Bruder und Schwester verbracht. Was letzten Endes nicht mehr als eine Gnadenfrist gewesen war. Zwei Jahre später kam der Tod aus jenem Loch gekrochen und nahm die Seele meiner Schwester mit sich. So wie der eigentliche Besitzer sich etwas Geliehenes zurückholt, sobald die vereinbarte Frist abgelaufen ist.

Jedenfalls war das, was meine Schwester in der Windhöhle mir zugeflüstert hatte, als wäre es ein Geheimnis, die Wahrheit, dachte ich – nun sechsunddreißig Jahre alt – wieder einmal. Alice gab es wirklich. Auch den Märzhasen, das Walross und die Grinsekatze *gab es wirklich*. Und natürlich den Commendatore.

Im Widerspruch zum Wetterbericht fiel kein starker Regen. Nach fünf Uhr begann es zu nieseln, aber so fein, dass man es kaum sah. Dafür hielt es bis zum nächsten Morgen an. Um Punkt sechs kam eine schwarze Limousine nahezu geräuschlos die Hangstraße heraufgefahren. Ich fühlte mich an einen Leichenwagen erinnert, aber natürlich war es der Wagen, der mich zu Menshiki bringen sollte, ein Nissan Infiniti. Ihm entstieg ein Chauffeur in schwarzer

Uniform und Mütze, der mit einem Regenschirm in der Hand auf die Tür zuging und klingelte. Als ich öffnete, nahm er die Mütze ab und vergewisserte sich meines Namens. Ich verließ das Haus, lehnte den Schirm jedoch ab. Dafür war der Regen nicht stark genug. Der Chauffeur öffnete den hinteren Wagenschlag für mich und schloss ihn auch wieder. Die Tür klappte mit einem satten Schmatzen zu (es klang anders als bei Menshikis Jaguar). Ich trug meine beste Ausgehgarderobe – einen schwarzen, dünnen Pullover mit rundem Ausschnitt, ein graues Fischgrat-Jackett, dazu eine dunkelgraue Wollhose und schwarze Wildlederschuhe. Zumindest hatten die Sachen keine Farbflecke.

Auch als der Wagen vorfuhr, ließ der Commendatore sich weder blicken noch vernehmen. Ob er sich erinnerte, dass er an diesem Tag bei Menshiki eingeladen war? Eigentlich war ich mir sicher, dass er es tat. Er hatte sich so über die Einladung gefreut, dass er sie kaum vergessen haben konnte.

Doch ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Wir waren bereits eine Weile unterwegs, als ich plötzlich bemerkte, dass der Commendatore mit ungerührter Miene auf dem Sitz neben mir saß. Er trug das übliche weiße Gewand (makellos, als hätte er es gerade aus der Reinigung geholt) und hatte auch das Langschwert mit dem verzierten Griff gegürtet. Wie beim letzten Mal war er ungefähr sechzig Zentimeter groß. Seine weiß gekleidete Erscheinung stach auf den schwarzen Ledersitzen des Infiniti besonders ins Auge. Er hatte die Arme verschränkt und schaute geradeaus.

»Sprecht mich nicht an«, ermahnte er mich. »Zwar könnt Ihr mich sehen, aber sonst niemand. Ebenso könnt nur Ihr mich hören. Es würde einen seltsamen Eindruck machen, wenn Ihr plötzlich mit jemandem redet, den man nicht sieht. Habt Ihr verstanden? Wenn ja, nickt einmal leicht mit dem Kopf.«

Ich nickte leicht, worauf der Commendatore ebenfalls mit einem leichten Nicken antwortete. Er hielt die Arme weiter verschränkt und schwieg.

Draußen war es bereits völlig dunkel, und die Krähen hatten sich längst in ihre Nester zurückgezogen. Der Infiniti fuhr bedächtig die Hangstraße hinunter, durch das Tal und dann den steilen Hang auf der anderen Seite wieder hinauf. Die Entfernung war im Grunde nicht groß (wir mussten ja nur durch das enge Tal), aber die Straßen waren vergleichsweise schmal und kurvig und eher für Militärfahrzeuge mit Vierradantrieb geeignet. Für den Chauffeur der großen Limousine waren sie vermutlich kein besonderer Genuss. Dennoch steuerte er den Wagen, ohne eine Miene zu verziehen, die Serpentinen hinauf, bis wir sicher Menshikis Villa erreichten.

Das Anwesen war von einer hohen, weißen Mauer mit einem soliden, dunkelbraun lackierten, zweiflügligen Holztor umgeben, das mich an ein mittelalterliches Burgtor aus einem Film von Kurosawa erinnerte. Es hätte gut gepasst, wenn ein paar Pfeile darin gesteckt hätten. Nichts von dem, was sich dahinter befand, war von außen sichtbar. Neben dem Tor war ein Schild mit einer Hausnummer angebracht, aber kein Namensschild, was wohl auch nicht nötig war. Wer eigens den Berg heraufkam, wusste wohl schon vorher, dass die Villa Menshiki gehörte. Helle Quecksilberlampen beleuchteten das Tor. Der Chauffeur stieg aus, läutete und sprach kurz mit jemandem über die Gegensprechanlage. Anschließend setzte er sich wieder in den Wagen und wartete, bis das Tor, zu dessen beiden Seiten bewegliche Überwachungskameras installiert waren, über eine Fernsteuerung geöffnet wurde.

Als seine Flügel sich langsam öffneten, fuhren wir hindurch und folgten einem gewundenen Weg, der einen leichten Abhang hinunterführte. Ich hörte, wie das Tor sich mit einem dumpfen, endgültigen Ton hinter uns schloss, als würde es uns nie wieder in unsere ursprüngliche Welt entlassen. An den Seiten des Weges reihten sich Kiefern, die so sorgfältig gestutzt, gepflegt und gegen Krankheiten geschützt schienen wie Bonsaibäume. Herrliche Azaleenhecken, hinter denen Ginster hervorschimmerte, säumten ebenfalls den Weg. An einigen Stellen hatte man auch Kamelien

gepflanzt. Alles war schön beleuchtet. Das Haus war neu, aber die Bäume und Pflanzen musste es schon lange geben.

Der Weg mündete in eine runde asphaltierte Auffahrt. Hier parkte der Chauffeur, sprang rasch aus dem Wagen und hielt mir den hinteren Schlag auf. Ich warf einen Blick zur Seite, aber der Commendatore war verschwunden, was mich nicht sonderlich überraschte. Er hatte eine eigene Art, sich zu bewegen.

Nachdem die Hecklichter des Infiniti langsam und diskret in der Dunkelheit entschwunden waren, blieb ich allein. Die moderne Villa, vor der ich jetzt stand, wirkte viel anheimelnder und zurückhaltender als von der anderen Seite des Tals, von wo aus sie weitaus überwältigender und imposanter aussah. Offenbar hing der Eindruck von der Perspektive ab. Das Tor befand sich an der höchsten Stelle des Bergs, und das Haus war an der Schräge des Hangs entlang nach unten gebaut.

Der Eingang war von zwei antiken steinernen Komainu – löwenähnlichen Wächterhunden – auf Podesten flankiert, die man wohl von einem Schrein herbeigeschafft hatte. Auch hier waren Azaleen gepflanzt, die im Mai sicherlich in den schönsten Farben prangten.

Als ich langsam auf die Tür zuschritt, öffnete sie sich von innen, und Menshiki blickte mir entgegen. Er trug ein weißes, durchgeknöpftes Hemd, eine dunkelgrüne Strickjacke und cremefarbene Chinos. Sein volles weißes Haar saß wie immer perfekt, ohne geleckt zu wirken. Es war ungewohnt für mich, Menshiki aus seinem eigenen Haus kommen zu sehen, da er sonst immer, vom Schnurren seines Jaguars begleitet, mich besuchte.

Er bat mich ins Haus und schloss die Tür. Der quadratische Eingangsbereich war sehr geräumig, mit einer hohen Decke. Man hätte Squash darin spielen können. Durch die in die Wände eingelassene indirekte Beleuchtung herrschte unaufdringliches Licht, und auf einem achteckigen Holztisch in der Mitte stand eine riesige Ming-Vase voll frischer Blumen mit großen Blüten in drei

zueinander passenden Farben (ich kenne mich mit Pflanzen nicht aus und wusste nicht, wie sie heißen). Vermutlich waren sie eigens für den heutigen Abend bestellt worden. Von dem Geld, das er beim Floristen bezahlt hatte, hätte wahrscheinlich ein armer Student einen Monat lang bescheiden leben können. Ich zumindest hätte es in meiner Studentenzeit gekonnt. Bis auf ein Oberlicht an der Decke besaß die Eingangshalle keine Fenster. Der Boden war aus poliertem Marmor.

Drei breite Stufen führten hinauf in ein Wohnzimmer, das als Fußballfeld vielleicht zu klein gewesen wäre, aber durchaus als Tennisplatz hätte dienen können. Nach Südosten war alles mit getönten Scheiben verglast, durch die man einen Blick auf eine ausgedehnte Terrasse hatte. Es war zu dunkel, um zu erkennen, ob man das Meer sehen konnte, aber bestimmt konnte man es. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein offener Kamin. Da es noch nicht kalt war, brannte kein Feuer, daneben waren jedoch Holzscheite gestapelt, sodass man es jederzeit hätte entzünden können. Wer sie dort gestapelt hatte, wusste ich nicht, aber sie waren so raffiniert ineinandergefügt, dass es beinahe »künstlerisch« zu nennen war. Auf dem Kaminsims standen einige antike Figuren aus Meißner Porzellan.

Der Boden war ebenfalls aus Marmor, hier jedoch von mehreren alten Perserteppichen bedeckt, deren erlesene Muster und Farben sie nicht wie Gebrauchsgegenstände, sondern wie Kunstwerke erscheinen ließen, sodass ich zögerte, darauf zu treten. Hier und da standen niedrige Tischchen mit Vasen, die sämtlich mit frischen Blumen gefüllt waren. Jede von ihnen schien eine kostbare Antiquität zu sein. Alles zeugte von ausgesuchtem Geschmack. Und hatte sicher viel Geld gekostet. Man konnte nur hoffen, dass es nie ein starkes Erdbeben geben würde.

Die Decke war hoch und die Beleuchtung zurückhaltend. Sie kam lediglich aus indirekten Lichtquellen in den Wänden, von einigen Stehlampen und Leseleuchten. Weiter hinten im Raum stand ein

schwarzer Flügel. Es war das erste Mal, dass ich mich in einem Zimmer befand, in dem ein Steinway-Konzertflügel nicht riesig wirkte. Auf dem Instrument stand ein Metronom, und auch einige Noten lagen darauf. Wahrscheinlich spielte Menshiki Klavier. Oder er lud hin und wieder Maurizio Pollini zum Abendessen ein.

Zu meiner Erleichterung war die Einrichtung des Wohnzimmers insgesamt jedoch ziemlich dezent und zurückhaltend. Es gab so gut wie nichts Überflüssiges im Raum, der dennoch nicht *kahl* wirkte, sondern ungeachtet seiner Größe eine außergewöhnlich behagliche Atmosphäre ausstrahlte. *Eine gewisse Art von Wärme*, konnte man sagen. An den Wänden hing unauffällig verteilt etwa ein halbes Dutzend kleiner, geschmackvoller Bilder. Eines davon sah aus wie ein echter Léger, aber ich konnte mich täuschen.

Menshiki bot mir einen Platz auf dem großen, braunen Ledersofa an und setzte sich in einen der dazu passenden Sessel mir gegenüber. Das Sofa war äußerst bequem. Weder zu hart noch zu weich, passte es sich auf natürliche Weise dem Körper des Sitzenden an – ganz gleich, wie er beschaffen war. Doch wenn ich es mir recht überlegte (eigentlich brauchte ich gar nicht zu überlegen), wäre es auch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, hätte Menshiki in seinem Wohnzimmer ein unbequemes Sofa aufgestellt.

Kaum hatten wir uns niedergelassen, erschien ein junger, erstaunlich gut aussehender Mann, der nur darauf gewartet zu haben schien. Er war nur mittelgroß, jedoch schlank und hatte eine ausgezeichnete Figur. Seine Haut war ebenmäßig gebräunt, und sein glänzendes Haar war im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug knielange Boardshorts und machte mit einem Surfbrett sicher eine sehr gute Figur am Strand. Aber heute trug er ein weißes, adrettes Hemd und eine schwarze Fliege. Er hatte ein sympathisches Lächeln. »Darf ich Ihnen einen Cocktail bringen?«, fragte er mich.

»Er kann Ihnen jeden Wunsch erfüllen«, sagte Menshiki.

»Einen Balalaika«, sagte ich, nachdem ich einige Sekunden lang überlegt hatte. Eigentlich wollte ich gar nicht so gern einen Balalaika, wollte aber testen, ob er wirklich alles machen konnte.

»Ich nehme das Gleiche«, sagte Menshiki.

Der junge Mann mit dem sympathischen Lächeln zog sich wortlos zurück.

Ich warf einen Blick neben mich, aber der Commendatore saß nicht auf dem Sofa. Doch bestimmt war er irgendwo hier im Haus. Immerhin hatte er bis hierher mit mir im Wagen gesessen.

»Ist irgendetwas?«, fragte Menshiki. Offenbar war er meinem Blick gefolgt.

»Nein, gar nichts«, sagte ich. »Ich schaue mich nur ein bisschen um. Ich bin wirklich beeindruckt von Ihrem Haus.«

»Aber finden Sie es nicht ein wenig zu prächtig ausgestattet?«, sagte Menshiki und lächelte.

»Ganz und gar nicht. Es ist wesentlich schlichter, als ich erwartet hatte«, sagte ich ehrlich. »Aus der Ferne wirkt es, offen gesagt, sehr gewaltig und luxuriös. Wie ein Luxusdampfer auf dem Meer. Doch wenn man es betritt, fühlt man sich erstaunlich wohl darin. Der Eindruck ist ein gänzlich anderer.«

Menshiki nickte zustimmend. »Es freut mich sehr, dass Sie das sagen, denn dazu musste ich einiges beitragen. Ich hatte das Haus ja umständehalber in fertigem Zustand gekauft. Damals war es ziemlich extravagant eingerichtet, man könnte fast sagen: *vulgär*. Ein Großhändler hat es gebaut, es wirkte richtig neureich und traf absolut nicht meinen Geschmack. Daher habe ich nach dem Kauf einiges verändert und umgebaut, was mich viel Zeit, Mühe und Geld gekostet hat.«

Menshiki senkte den Blick und seufzte, offenbar in Erinnerung an diese Zeit. Das Haus war wohl wirklich nicht nach seinem Geschmack gewesen.

»Aber wäre es dann nicht wirtschaftlicher gewesen, sich ein neues Haus zu bauen?«, fragte ich.

Menshiki lachte. Er hatte sehr weiße Zähne. »Damit haben Sie durchaus recht. Es wäre wesentlich effizienter gewesen. Aber ich hatte damals verschiedene Gründe, es zu kaufen. Es *musste dieses Haus sein*.«

Ich erwartete, dass er weitersprach, aber er tat es nicht.

»Hat der Commendatore Sie doch nicht begleitet?«, erkundigte sich Menshiki nun.

»Ich glaube, er kommt später. Er ist mit mir bis vor die Tür gefahren, aber plötzlich war er verschwunden. Wahrscheinlich geht er durchs Haus und schaut sich alles an. Das darf er doch?«

Menshiki breitete die Arme aus. »Ja, natürlich. Das stört mich kein bisschen. Er kann sich umschauen, so viel es ihm beliebt.«

Der junge Mann servierte die Cocktails auf einem silbernen Tablett. Die edlen Gläser aus geschliffenem Kristall – vermutlich von Baccarat – funkelten im Licht der Stehlampen. Außerdem stellte er einen antiken Imari-Teller mit mundgerechten Käsehäppchen und Cashewnüssen bereit. Dazu erhielten wir aus kleinen Leinenservietten mit Monogramm und silbernen Messern und Gabeln bestehende Gedecke. An alles war gedacht.

Menshiki und ich erhoben unsere Cocktails, um anzustoßen. Er trank auf die Fertigstellung des Porträts, und ich bedankte mich, worauf wir unsere Gläser bedächtig zum Mund führten. Ein Balalaika besteht aus jeweils einem Drittel Wodka, Cointreau und Zitronensaft. Die Zubereitung ist einfach, aber er muss knisternd kalt wie der Nordpol serviert werden, sonst ist er nicht gelungen. Außerdem gerät er Nichtkönnern leicht zu wässrig. Aber dieser Balalaika war erstaunlich professionell gemacht und fast vollkommen, so schneidend kalt war er.

»Der Cocktail ist vorzüglich«, sagte ich beeindruckt.

»Ja, er ist ein sehr guter Barmann«, sagte Menshiki, als wäre das gar nichts.

Was auch sonst?, dachte ich. Menshiki würde nie einen schlechten Bartender beschäftigen. Jemand, der nicht mit Cointreau

umzugehen wusste, würde sich neben den antiken Kristallgläsern und der alten Imari-Schale schlecht ausnehmen.

Wir tranken unsere Cocktails, knabberten Nüsse und unterhielten uns über dies und jenes. Hauptsächlich über meine Bilder. Menshiki fragte mich, woran ich gegenwärtig arbeite, und ich erzählte ihm, dass ich einen Mann porträtierte, dem ich in der Vergangenheit in einer entlegenen Ortschaft begegnet sei und von dem ich weder den Namen noch sonst etwas wisse.

»Sie porträtieren ihn?«, fragte Menshiki sichtlich erstaunt.

»Nicht direkt beruflich. Es wird ein abstraktes Porträt, bei dem ich meiner Intuition ganz freien Lauf lasse. Aber der Mann ist das Motiv. Die Basis des Bildes, könnte man sagen.«

»So wie bei dem Porträt, das Sie von mir gemacht haben?«

»Genau. Allerdings ist es diesmal kein Auftrag, sondern etwas, das ich einfach so spontan angefangen habe.«

Menshiki dachte nach. »Heißt das, mein Porträt hat Ihnen einen schöpferischen Impuls gegeben?«

»Ja, das könnte durchaus sein. Zumindest ist mir endlich ein Licht aufgegangen – mehr ist es noch nicht.«

Menshiki nippte geräuschlos an seinem Cocktail. In seinen Augen lag ein zufriedenes Leuchten.

»Es wäre mir die allergrößte Freude, Ihnen vielleicht dabei geholfen zu haben. Würden Sie mir das neue Bild zeigen, wenn es fertig ist? Nur, wenn es Ihnen recht ist.«

»Wenn es mich selbst überzeugt, zeige ich es Ihnen gern.«

Ich richtete meinen Blick auf den Flügel hinten im Raum. »Spielen Sie Klavier, Herr Menshiki? Das ist ein wunderbares Instrument.«

Menshiki nickte. »Ich spiele nicht gut, aber ein wenig. Als Kind hatte ich Klavierunterricht. Ab der ersten Klasse, ungefähr fünf oder sechs Jahre lang. Dann hörte ich auf, weil ich so mit der Schule beschäftigt war. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan, aber das Üben ermüdete mich zu sehr. Deshalb bewegen sich meine Finger nicht so, wie ich will, aber Noten kann ich ziemlich gut lesen.

Mitunter spiele ich etwas Einfaches zu meinem Vergnügen. Aber ich spiele nicht vor Leuten, und wenn jemand im Haus ist, rühre ich die Tasten nicht an.«

Ich stellte eine Frage, die mich schon länger beschäftigte. »Finden Sie das Haus nicht zu groß für eine Person allein?«

»Nein, überhaupt nicht«, sagte Menshiki prompt. »Ganz und gar nicht. Ich bin schon immer gern allein gewesen. Denken Sie einmal an den zerebralen Kortex. Wir Menschen verfügen über diesen erstaunlich ausgeklügelten, effizient funktionierenden zerebralen Kortex. Doch der Bereich, den wir tatsächlich in unserem Alltag nutzen, macht nicht mehr als zehn Prozent davon aus. Und obwohl wir mit diesem hocheffizienten Organ gesegnet sind, besitzen wir leider nicht die Fähigkeit, es in seiner Gänze einzusetzen. Es ist, als würde man mit einer vierköpfigen Familie in einer prachtvollen geräumigen Villa leben, aber nur einen viereinhalb Tatami großen Raum darin bewohnen und sämtliche anderen Zimmer unbenutzt lassen. Im Vergleich dazu ist es doch gar nicht so abwegig, dass ich allein in diesem Haus wohne.«

»Wenn man es so sieht, haben Sie sicher recht«, gab ich zu. Ein interessanter Vergleich.

Menshiki rollte ein paar Cashew-Nüsse in seiner Hand. »Besäßen wir jedoch diesen auf den ersten Blick so nutzlos erscheinenden effizienten zerebralen Kortex nicht, könnten wir nicht abstrakt denken, und das Reich der Metaphysik wäre uns verschlossen. Denn dergleichen ermöglicht uns nur der zerebrale Kortex, obwohl wir nur einen Teil von ihm nutzen. Und was stünde uns nicht alles offen, wenn wir seine übrigen Bereiche ebenso nutzen könnten. Wären Sie nicht interessiert?«

»Aber im Gegenzug für den effizienten zerebralen Kortex, mit anderen Worten: als Preis für die luxuriöse Villa, musste die Menschheit auf verschiedene elementare Fähigkeiten verzichten, nicht wahr?«

»Genau«, sagte Menshiki. »Auch wenn der Mensch nicht abstrakt denken und metaphysische Studien anstellen könnte, würde er siegreich aus dem Kampf ums Überleben hervorgehen, solange er nur auf zwei Beinen stehen und geschickt mit einem Stock umzugehen vermag. Mehr braucht er nicht im Alltag. Und zum Ausgleich für den Besitz unseres überqualifizierten zerebralen Kortex waren wir gezwungen, auf andere physische Fähigkeiten zu verzichten. So verfügt beispielsweise ein Hund über einen tausendfach schärferen Geruchssinn und ein zehn Mal schärferes Gehör als der Mensch. Dafür sind wir in der Lage, komplexe Hypothesen aufzustellen. Wir können Kosmos und Mikrokosmos vergleichen und kontrastieren und van Gogh oder Mozart würdigen. Können Proust lesen – wenn wir wollen – und altes Imari-Porzellan und persische Teppiche sammeln. Das können Hunde nicht.«

»Und Marcel Proust hat es trotz seines unterlegenen Geruchssinns sogar geschafft, einen ziemlich dicken Roman zu schreiben.«

Menshiki lachte. »Sie sagen es. Was ich hier rede, sind letztlich nur Binsenweisheiten.«

»Mit anderen Worten: Es ist möglich, Ideen als eigenständige Wesenheiten zu behandeln, nicht?«

»So ist es.«

So ist es, flüsterte der Commendatore mir ins Ohr. Doch seiner Mahnung gehorchend, drehte ich mich nicht um.

Anschließend führte Menshiki mich in sein Arbeitszimmer. Wir verließen das Wohnzimmer und stiegen eine breite Treppe hinunter in ein anderes Stockwerk. Augenscheinlich war diese Etage Teil des Wohnbereichs. Von einem Flur gingen mehrere Zimmer ab (wie viele, konnte ich nicht zählen, aber eines davon musste das geheime, verschlossene Blaubart-Zimmer sein, von dem meine Freundin gesprochen hatte). Das Arbeitszimmer lag ganz am Ende. Es war nicht besonders groß, aber natürlich auch nicht klein, ich würde sagen, es hatte genau die richtige Größe. Für Lichteinfall sorgte

lediglich eine Reihe länglicher Fenster knapp unter der Decke an einer Wand, durch die man nur die Zweige von Kiefern und den Himmel sah (offenbar legte er in diesem Zimmer keinen Wert auf einen Ausblick oder Sonnenschein). Deshalb stand die ganze Fläche der Wand für ein vom Boden bis zur Decke eingebautes Bücherregal zur Verfügung, von dem ein Teil CDs vorbehalten war. Sonst war es lückenlos mit Büchern unterschiedlicher Größe vollgestellt. Für die oberen Fächer stand eine hölzerne Trittleiter bereit. Es war deutlich zu erkennen, dass es sich hier um die Sammlung eines leidenschaftlichen Lesers handelte, dessen Bücher ständig in Benutzung waren und nicht nur zur Zierde dienten.

Vor der Wand stand ein großer Büroschreibtisch mit zwei Computern – einem PC und einem Notebook –, ordentlich gestapeltem Papier und mehreren Bechern voller Kugelschreiber und Bleistifte. Außerdem befanden sich im Raum eine ausgezeichnete Stereoanlage und gegenüber dem Schreibtisch ein Paar längliche Lautsprecher. Sie hatten in etwa die gleiche Größe wie meine (173 Zentimeter), und die Boxen waren aus elegantem Mahagoni. Ungefähr in der Mitte des Raumes standen ein moderner Designer-Sessel, in dem man lesen und Musik hören konnte, und daneben eine Leselampe aus rostfreiem Stahl. Ich vermutete, dass Menshiki den größten Teil seines Tages allein in diesem Raum verbrachte.

Das Porträt, das ich von ihm gemalt hatte, hing in Augenhöhe genau in der Mitte zwischen den Lautsprechern. Die noch ungerahmte Leinwand nahm sich an dieser Stelle sehr natürlich aus, so als hätte sie schon immer dort gehangen. Es war ursprünglich ein sehr lebendiges Werk gewesen – ich hatte es ja fast in einem Zug fertiggestellt –, aber hier in Menshikis Arbeitszimmer wirkte das Ungestüme des Porträts erstaunlich gezügelt. Die besondere Atmosphäre des Raumes besänftigte auf wohltuende Weise die überschäumende Vitalität des Bildes, das auf so unverwechselbare Weise Menshikis Gesicht in sich barg. Fast schien es mir, als wäre Menshiki unmittelbar darin präsent.

Natürlich war ich der Maler des Bildes. Aber ich hatte mich von ihm gelöst, es war in Menshikis Besitz übergegangen und schmückte nun die Wand seines Arbeitszimmers. Damit schien es sich in etwas verwandelt zu haben, das meinem Zugriff entzogen war. Es war nun *Menshikis Bild* und nicht mehr meines. Selbst wenn ich versuchte, es irgendwie festzuhalten, schlüpfte es mir durch die Finger wie ein glitschiger Fisch. Oder wie eine Frau, die einst meine gewesen war, aber jetzt einem anderen gehörte …

»Finden Sie nicht auch, dass es perfekt in diesen Raum passt?« Natürlich sprach Menshiki von seinem Porträt. Ich nickte stumm. »Ich habe nacheinander in allen möglichen Zimmern die Wände ausprobiert. Und am Ende war mir klar, dass es sich hier am besten macht. Die Stelle, der Lichteinfall, das gesamte Erscheinungsbild, alles stimmt genau. Am meisten liebe ich es, in meinem Lehnstuhl zu sitzen und es zu betrachten.«

»Dürfte ich das vielleicht einmal ausprobieren?« Ich deutete auf den Sessel.

»Natürlich, bitte, setzen Sie sich. Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.«

Ich setzte mich in den Ledersessel, ließ mich gegen seine sanft geschwungene Lehne sinken, legte die Beine auf dem Fußteil ab und faltete die Hände vor der Brust. So nahm ich das Bild noch einmal gründlich in Augenschein. Menshiki hatte recht, von hier aus konnte man es am besten würdigen. Von diesem Sessel (an dessen Bequemlichkeit es nichts auszusetzen gab) aus betrachtet, besaß mein Bild an der Wand gegenüber eine ruhige, unaufdringliche Überzeugungskraft, die selbst ich außergewöhnlich fand. Es wirkte fast, als wäre es ein anderes Werk als damals in meinem Atelier. Es schien sogar – wie soll ich sagen? –, als hätte es, indem es hierhergekommen war, ein neues und eigentliches Leben erlangt. Zugleich war mir, als würde es jegliche weitere Nähe zu mir, seinem Schöpfer, strikt von sich weisen.

Menshiki schaltete mit einer Fernbedienung leise Musik ein. Ein Streichquartett von Schubert, das ich gut kannte. Werkverzeichnis D804. Aus diesen Lautsprechern hatte es einen glasklaren, fast überdeutlichen und vornehmen Klang und kam mir, verglichen mit der schlichten, schmucklosen Wiedergabe aus Tomohiko Amadas Lautsprechern, fast wie ein anderes Stück vor.

Mit einem Mal bemerkte ich, dass der Commendatore mit verschränkten Armen auf der Trittleiter vor dem Bücherregal stand und mein Bild betrachtete. Als ich zu ihm hinsah, schüttelte er warnend den Kopf. Gehorsam richtete ich meinen Blick wieder auf das Bild.

»Ich danke Ihnen sehr«, sagte ich zu Menshiki und stand auf. »Und das ist wirklich ein wunderbarer Platz, den Sie ihm gegeben haben.«

Menshiki schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich bin es, der zu danken hat. Dadurch, dass es so gut hierher passt, gefällt es mir immer besser. Wenn ich das Bild ansehe, habe ich das Gefühl – wie soll ich sagen? –, vor einem ganz eigentümlichen Spiegel zu stehen. Ich bin es, doch bin ich es auch wieder nicht. Es ist wie ein etwas anderes Ich. Wenn ich länger hinschaue, wird mir mit der Zeit ganz merkwürdig zumute.«

Während wir Schuberts Streichquartett lauschten, betrachtete Menshiki wieder stumm sein Porträt. Noch immer auf der Trittleiter sitzend, musterte auch der Commendatore das Bild – genau wie Menshiki mit zusammengekniffenen Augen, als würde er ihn parodieren (was aber vermutlich nicht seine Absicht war).

Menshiki warf einen Blick auf die Wanduhr. »Lassen Sie uns ins Speisezimmer umziehen. Das Abendessen sollte allmählich fertig sein. Es wäre schön, wenn der Commendatore uns auch Gesellschaft leisten könnte.«

Ich sah auf die Trittleiter. Der Commendatore war nicht mehr da. »Ich glaube, mittlerweile ist er eingetroffen«, sagte ich.

»Das freut mich«, sagte Menshiki ungerührt und schaltete Schubert mit der Fernbedienung ab. »Natürlich haben wir für ihn mitgedeckt. Wirklich ein Jammer, dass er nichts essen kann.«

Das Geschoss darunter (ausgehend vom ebenerdigen Eingangsbereich, sozusagen das erste Stockwerk nach unten) beherberge eine Abstellkammer, die Waschküche und einen Kraftraum mit verschiedenen Geräten, in dem er auch Musik hören könne, wie Menshiki mir erklärte. Einmal in der Woche komme ein Personal Trainer, um ihm Übungen für seinen Muskelaufbau zu zeigen. Außerdem gebe es noch ein kleines Apartment mit einer einfachen Küche und einem kleinen Bad für eine Haushälterin, das jedoch zurzeit nicht in Benutzung sei. Ein kleines Schwimmbecken, das es früher gegeben habe, habe er wegen der allzu aufwendigen Wartung zuschütten lassen und ein Gewächshaus daraus gemacht. Vielleicht werde er es irgendwann noch einmal zu einem Langschwimmbecken mit zwei Fünfundzwanzig-Meter-Bahnen umbauen lassen; in diesem Fall müsse ich unbedingt zum Schwimmen vorbeikommen. Das wäre wunderbar, sagte ich.

Anschließend gingen wir ins Speisezimmer.

24 NUR INFORMATIONEN AUS ERSTER HAND

Das Speisezimmer befand sich auf derselben Etage wie das Arbeitszimmer. Die Küche war dahinter. Es war rechteckig geschnitten, mit einem langen Tisch in der Mitte, an dem etwa zehn Personen sitzen konnten. Mit seiner zehn Zentimeter dicken Platte aus Eichenholz wirkte er sehr robust, vermutlich ähnlich dem, an dem Robin Hood und seine Gefolgsleute getafelt hatten. Doch statt einer wilden Meute von Gesetzlosen nahmen nur Menshiki und ich daran Platz. Um des guten Tons willen hatte man auch ein Gedeck mit Platzdeckchen, Silberbesteck und Gläsern für den Commendatore vorbereitet und einen Stuhl bereitgestellt, aber es war nichts von ihm zu sehen.

Eine Wand bestand wie auch im Wohnzimmer nur aus Glas. Von dort aus musste man den gesamten Berghang auf der anderen Seite des Tals überblicken. Ebenso wie man von meiner Terrasse aus Menshikis Villa sehen konnte, war von hier aus gewiss auch mein Haus sichtbar. Aber das unauffällige Holzgebäude, in dem ich lebte, hatte nur einen Bruchteil der Größe seiner Villa, und seine Lage war in der Dunkelheit nicht zu ermitteln. Es wohnten nicht viele Menschen an dem Hang, aber überall in den spärlich verstreuten Häusern brannte Licht. Es war Abendessenszeit, und die meisten Familien saßen wohl am Tisch, um ihre Mahlzeit zu genießen. Die erleuchteten Fenster strahlten eine gewisse Wärme aus. Das Abendessen, zu dem Menshiki, der Commendatore und ich an dem massiven Tisch auf dieser Seite des Tals zusammenkamen, war nicht ganz so anheimelnd. Draußen fiel noch immer lautlos der feine Regen. Dennoch war es ein nahezu windstiller, sehr ruhiger

Herbstabend. Während ich aus dem Fenster blickte, musste ich wieder an die Grube denken. An die verlassene Steinkammer hinter dem Schrein, in der es auch jetzt klamm und dunkel war. Bei dieser Vorstellung schlich sich eine eigentümliche Kälte in meine Brust.

»Ich habe ihn auf einer Italienreise entdeckt und musste ihn unbedingt kaufen«, sagte Menshiki, nachdem ich den Tisch gelobt hatte. Es klang nicht großspurig, sondern lediglich wie eine Feststellung. »Er ist aus einem Möbelgeschäft in Lucca, und ich habe ihn mit dem Schiff schicken lassen. Da er so ungemein schwer ist, war es ein ganz schönes Stück Arbeit, ihn hierherauf zu transportieren.«

»Reisen Sie oft ins Ausland?«

Menshiki verzog den Mund, entspannte ihn aber gleich wieder. »Früher sehr häufig, halb beruflich, halb zum Vergnügen. In letzter Zeit habe ich jedoch kaum noch Gelegenheit dazu, da meine Arbeit sich inhaltlich verändert hat. Hinzu kommt, dass ich manchmal gar keine Lust mehr habe zu verreisen. Ich bleibe lieber hier.«

Um zu verdeutlichen, was er mit *hier* meinte, machte er eine Geste, die sich auf das Innere seines Hauses bezog. Ich dachte, er würde noch auf die Veränderungen in seinem Beruf eingehen, aber das Thema schien abgeschlossen zu sein. Anscheinend wollte er noch immer nicht zu viel über seine Arbeit preisgeben. Natürlich fragte ich auch nicht weiter.

»Ich würde vor dem Essen gern noch ein Glas Champagner trinken. Wäre Ihnen das recht?«

Natürlich sei mir das recht, sagte ich. Ich überließ alles ihm.

Auf einen Wink erschien der junge Kellner mit dem Pferdeschwanz und schenkte uns eisgekühlten Champagner ein, der in den Flöten aus hauchdünnem Glas herrlich perlte. Wir prosteten uns über den Tisch hinweg zu, worauf Menshiki sein Glas in Richtung des leeren, für den Commendatore gedeckten Platzes erhob.

»Auf Ihr Wohl, Commendatore«, sagte er. Natürlich antwortete der Commendatore nicht.

Während wir unseren Champagner tranken, erzählte Menshiki mir von einem besonderen Opernerlebnis in Catania, wo er einer Aufführung der Verdi-Oper *Ernani* beigewohnt habe, während der das Publikum neben ihm Orangen gegessen und die Arien mitgesungen und er köstlichen Champagner getrunken habe.

Wenig später erschien der Commendatore. Allerdings setzte er sich nicht auf den für ihn vorgesehenen Platz. Er hätte ohnehin nur bis zur Nasenspitze an den Tisch herangereicht. Stattdessen ließ er sich auf einer Art Zierregal schräg hinter Menshiki nieder, wo er jetzt ungefähr eineinhalb Meter weit über dem Boden saß und die schwarz beschuhten Füße leicht baumeln ließ. Unauffällig, damit Menshiki es nicht merkte, hob ich mein Glas in seine Richtung, was der Commendatore nur mit unbeteiligter Miene quittierte.

Das Essen wurde serviert. Zwischen Küche und Speisezimmer befand sich eine Durchreiche, durch die der junge Mann mit der Fliege und dem Pferdeschwanz die Gerichte entgegennahm. Als Vorspeise gab es ein schönes Fischgericht aus frischem Isaki und organisch angebautem Gemüse. Dazu entkorkte der junge Mann behutsam und mit erfahrener Expertise einen Weißwein. Er erklärte nicht, um welche Sorte es sich handelte oder woher er kam, aber er war natürlich von erlesenstem Geschmack. Das verstand sich von selbst. Menshiki hätte nie einen zweitklassigen Weißwein angeboten.

Anschließend gab es einen Salat aus Lotuswurzeln, Tintenfisch und weißen Bohnen. Dann Schildkrötensuppe. Und ein Seeteufelgericht.

»Es ist noch ein bisschen zu früh. Gute, frische Seeteufel sind am Hafen noch selten«, sagte Menshiki. Der gedämpfte Seeteufel (in Estragonsoße, glaube ich) war wirklich wunderbar frisch. Das feste Fleisch besaß eine feine Süße und hinterließ einen aromatischen, unaufdringlichen Nachgeschmack.

Danach gab es ein ansehnliches Hirschsteak. Das Gespräch kam auf die spezielle Soße, aber ich konnte mir die vielen Fachausdrücke nicht merken. Jedenfalls schmeckte sie köstlich.

Der junge Mann mit dem Pferdeschwanz schenkte uns Rotwein ein. Menshiki erklärte, er habe die Flasche eine Stunde zuvor geöffnet und in einen Dekanter umgefüllt.

»Inzwischen hatte er genügend Zeit zu atmen, und jetzt ist genau der richtige Moment, ihn zu trinken.«

Die Sache mit dem Atmen war mir neu, aber der Wein schmeckte tatsächlich besonders vollmundig. Sein Aroma wandelte sich je nachdem, ob ich ihn mit der Zunge berührte, ganz im Mund hatte oder hinunterschluckte. Er war wie eine geheimnisvolle Schönheit, die aus jedem Blickwinkel und in jedem Licht ein wenig anders wirkte. Auch er hatte einen vorzüglichen Nachgeschmack.

»Ein Bordeaux«, sagte Menshiki. »Ich will mich jetzt nicht lang und breit über seine Vorzüge auslassen. Es ist einfach ein Bordeaux.«

»Aber wenn Sie sie aufzählen würden, käme sicher eine ziemlich lange Liste zusammen.«

Menshiki lachte. In seinen Augenwinkeln bildeten sich sympathische Fältchen. »Sie sagen es. Wenn ich einmal anfangen würde, könnte es länger dauern. Aber ich mag es nicht, die Vorzüge von Weinen aufzuzählen. Reklame machen ist sowieso nicht meine Stärke. Es ist ein schmackhafter Wein – das sollte genügen, nicht wahr?« Natürlich hatte ich keine Einwände.

Die ganze Zeit über schaute der Commendatore uns beim Essen und Trinken zu. Reglos saß er in seinem Zierregal und beobachtete die Szene in allen Einzelheiten, wirkte jedoch völlig unbeeindruckt von allem, was er sah. Er hatte es ja selbst neulich gesagt: Er sah nur zu. Er bildete sich kein Urteil und empfand weder Gefallen noch Abneigung. Er sammelte lediglich Informationen aus erster Hand.

So sah er wahrscheinlich auch meiner Freundin und mir zu, wenn wir uns nachmittags in meinem Bett tummelten, eine Vorstellung,

die mich zugegebenermaßen nervös machte. Obwohl er ja behauptet hatte, Leute beim Sex zu beobachten sei für ihn nichts anderes, als ihnen bei der Radiogymnastik oder beim Schornsteinfegen zuzusehen. Vermutlich stimmte das sogar. Fakt war jedoch, dass ich es nicht gerade entspannend fand, Gegenstand dieser Beobachtungen zu sein.

Etwa anderthalb Stunden später waren Menshiki und ich endlich beim Dessert (Soufflé) und beim Espresso angelangt. Das Essen war ein langes, sehr erfüllendes Erlebnis gewesen. Der Koch kam nun zum ersten Mal aus der Küche an unseren Tisch. Er war ein großer Mann, Mitte dreißig, mit einem schütteren schwarzen Bart und in einer weißen Kochuniform, der mich sehr höflich begrüßte.

»Das war ein wundervolles Menü«, sagte ich. »Ich habe noch nie etwas so Köstliches gegessen.«

Ich meinte das ganz ehrlich. Es war kaum zu glauben, dass ein begnadeter Koch wie er in einem kleinen, unbekannten französischen Restaurant in einem Fischerhafen bei Odawara arbeitete.

»Sehr freundlich von Ihnen«, sagte er und lächelte. »Aber eigentlich ist das Herrn Menshiki zu verdanken. Er hat viel für mich getan.«

Er verbeugte sich und kehrte in die Küche zurück.

»Ist der Commendatore auch zufrieden?«, fragte Menshiki mit besorgter Miene, nachdem der Koch gegangen war. Ich konnte nichts Gespieltes an seinem Ausdruck entdecken. Zumindest für mich sah es so aus, als läge ihm das wirklich am Herzen.

»Er ist bestimmt zufrieden«, sagte ich ebenfalls ganz ernst. »Natürlich ist es sehr schade, dass er das wundervolle Essen nicht kosten konnte, aber immerhin konnte er die Atmosphäre genießen.«

»Ich hoffe es.«

Natürlich war es mir eine große Freude, flüsterte der Commendatore mir ins Ohr.

Menshiki bot mir einen Digestif an, aber ich lehnte ab. Es passte einfach nichts mehr in mich hinein. Er schenkte sich einen Brandy ein.

»Es gibt etwas, das ich Sie gern fragen würde«, sagte Menshiki, bedächtig sein bauchiges Glas schwenkend. »Es handelt sich um eine etwas merkwürdige Frage, und ich hoffe, Sie werden sie mir nicht übel nehmen.«

»Bitte fragen Sie ganz ungeniert.«

Er nahm einen kleinen Schluck von seinem Brandy, bewegte ihn im Mund und stellte das Glas sacht auf dem Tisch ab.

»Es geht um die Grube im Wald«, sagte Menshiki. »Und die Stunde, die ich ohne Licht auf dem Boden dieser Steinkammer verbracht habe. Ich hatte Sie gebeten, die Öffnung abzudecken und die Bretter mit Steinen zu beschweren. Nach einer Stunde sollten Sie wiederkommen und mich herauslassen. So war es doch?«

»Ja, genau.«

»Haben Sie eine Idee, warum ich das getan habe?« Ich gab ehrlich zu, dass ich keine Ahnung hatte. »Es war notwendig für mich«, sagte Menshiki. »Ich kann es nicht gut erklären, aber hin und wieder muss ich das tun. Mich allein in einem engen, dunklen Raum aufhalten, in dem völlige Stille herrscht.« Schweigend wartete ich darauf, dass er weitersprach. »Und jetzt kommt meine Frage an Sie. Haben Sie während dieser einen Stunde, wenn auch nur ganz flüchtig, einmal daran gedacht, mich im Stich zu lassen? Überkam Sie die Versuchung, mich in der dunklen Grube sitzen zu lassen?«

Ich verstand nicht richtig, was er mir sagen wollte. »Sie sitzen zu lassen?«

Menshiki rieb sich die rechte Schläfe, als würde er eine Narbe befühlen. »Es geht um Folgendes: Ich saß also in dem ungefähr drei Meter tiefen und zwei Meter breiten Loch. Die Leiter war hochgezogen. Die umgebende Mauer hat keine Vorsprünge, und es ist so gut wie unmöglich, an ihr hochzuklettern. Die Öffnung nach oben war ohnehin versperrt. Selbst wenn man laut schreit oder

unentwegt die Glocke läutet, hört es in diesen Bergen niemand – abgesehen von Ihnen wahrscheinlich. Jedenfalls hätte ich mich nicht aus eigener Kraft befreien können. Wären Sie nicht wiedergekommen, hätte ich für immer in dem Loch bleiben müssen. Nicht wahr?«

»Möglich.«

Er legte noch einmal seinen rechten Zeigefinger an die Schläfe, diesmal, ohne ihn zu bewegen. »Nun möchte ich wissen, ob Sie in dieser einen Stunde, und sei es auch nur für einen Augenblick, gedacht haben: ›Eigentlich müsste ich diesen Mann aus der Grube holen. Aber ich werde ihn für immer drin lassen.‹ Antworten Sie frei heraus, ich verspreche, es Ihnen nicht übel zu nehmen.«

Er nahm den Finger von der Schläfe, griff wieder nach seinem Brandy und schwenkte ihn langsam, führte ihn jedoch diesmal nicht zum Mund. Er sog nur mit zusammengekniffenen Augen seinen Duft ein und stellte das Glas wieder auf den Tisch.

»So etwas ist mir nie in den Sinn gekommen«, sagte ich aufrichtig. »Nicht eine Sekunde. Mein einziger Gedanke war, dass ich nach einer Stunde die Abdeckung anheben und Sie herauslassen muss.«

»Wirklich?«

»Zu hundert Prozent.«

»Ich in Ihrer Lage …«, sagte Menshiki freimütig und völlig gelassen, »… hätte diesen Gedanken bestimmt gehabt. Ich wäre ohne jeden Zweifel versucht gewesen, Sie für immer in dem Loch zu lassen. Es wäre eine einmalige, vollkommene Gelegenheit gewesen.« Mir fehlten die Worte, also schwieg ich. »Als ich in der Grube saß, habe ich die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht als daran, dass ich in Ihrer Position so etwas denken würde. Das ist doch sonderbar, nicht? Obwohl in Wirklichkeit Sie draußen waren und ich in dem Loch, stellte ich mir die ganze Zeit vor, es wäre umgekehrt.«

»Aber wenn Sie mich in der Grube gelassen hätten, wäre ich doch elendiglich verhungert. Wäre zur Mumie geworden, während ich die Glocke läutete. Hätte Ihnen das denn gar nichts ausgemacht?«

»Es ist nur eine Vorstellung. *Natürlich* würde ich so etwas nie wirklich tun. Ich lasse lediglich meiner Fantasie freien Lauf und spiele mit der Möglichkeit des Todes. Seien Sie also ganz unbesorgt. Aber für mich ist es fast unbegreiflich, dass Sie nicht die geringste Versuchung verspürt haben.«

»Aber hatten Sie denn gar keine Angst, so ganz allein dort unten im Dunkeln? Obwohl Sie es für möglich hielten, ich könnte der Versuchung erliegen, Sie dort zu lassen?«, fragte ich.

Menshiki schüttelte den Kopf. »Nein, ich hatte keine Angst. Im Grunde meines Herzens wünschte ich sogar, Sie würden nicht wiederkommen.«

»Sie hofften es?«, sagte ich erstaunt. »Sie meinen, Sie hofften, ich würde Sie dort lassen?«

»So ist es.«

»Mit anderen Worten: Sie hätten es in Ordnung gefunden, hilflos in dieser Kammer zu sterben?«

»Nein, so weit ging es dann doch nicht. Selbst ich hänge noch ein wenig am Leben. Außerdem ist es nicht meine favorisierte Todesart, zu verhungern und zu verdursten. *Ich wollte nur dem Tod ein wenig näherkommen*. In dem Bewusstsein, dass der Grat sehr schmal ist.«

Ich dachte nach, denn ich verstand noch immer nicht genau, was Menshiki mir sagen wollte. Beiläufig sah ich zum Commendatore hinüber, der weiter mit ausdrucksloser Miene im Regal saß.

»Viel furchterregender als der Tod ist es, allein in einem dunklen, engen Raum eingesperrt zu sein. Die Vorstellung, *in alle Ewigkeit dort leben zu müssen*. Sobald sie aufkeimt, nimmt einem die Angst den Atem. Man bildet sich ein, die Mauern kämen auf einen zu und man würde von ihnen zerquetscht. Um zu überleben, muss man diese Angst unbedingt überwinden. Sich selbst unter Kontrolle bringen. Und dazu ist es notwendig, den Tod ganz nah an sich heranzulassen.«

»Aber damit begibt man sich in Gefahr.«

»Wie Ikarus, als er sich der Sonne näherte. Es ist nicht leicht, die feine Linie zu erkennen, an der die Grenze zur anderen Seite verläuft. Und diese Grenze ist lebensgefährlich.«

»Aber wer sich von ihr fernhält, kann die Angst nicht überwinden und keine Kontrolle über sich gewinnen.«

»Genau. Und nicht die nächsthöhere Stufe erreichen«, sagte Menshiki. Er schien über etwas nachzudenken. Unvermittelt – zumindest für mich – stand er auf, ging zum Fenster und blickte hinaus. »Anscheinend regnet es noch immer, aber nicht stark. Wollen wir ein wenig auf die Terrasse gehen? Ich würde Ihnen gern etwas zeigen.«

Wir gingen vom Speisezimmer ins Wohnzimmer hinauf und traten auf die terrakottageflieste Terrasse. An ihrem hölzernen Geländer stehend, konnten wir wie von einer touristischen Aussichtsplattform aus das gesamte Tal überblicken. Es nieselte noch immer, doch inzwischen hatte sich der Regen in feinen Dunst verwandelt. In den meisten Häusern an den Hängen brannte noch Licht. Obwohl es dasselbe Tal war, mutete die Landschaft völlig anders an als von der anderen Seite.

Ein Teil der Terrasse war überdacht. Dort standen ein Liegestuhl zum Sonnen oder Lesen und daneben ein niedriger Tisch mit Glasplatte, auf dem man ein Getränk abstellen oder ein Buch ablegen konnte. Außerdem befanden sich dort ein großer Topf mit einer grünen Zierpflanze und irgendein hoher, mit einer Plane abgedeckter Gegenstand. An der Wand war ein Scheinwerfer befestigt, aber er war nicht eingeschaltet. Das Licht aus dem Wohnzimmer erhellte das Dunkel ein wenig.

»Wo liegt denn das Haus, in dem ich wohne?«, fragte ich.

Menshiki streckte die Hand aus und zeigte es mir. »Ungefähr dort.«

Ich schaute angestrengt in die Richtung, aber weil kein Licht brannte, konnte ich es im Dunst nicht erkennen und machte eine dahingehende Bemerkung.

»Warten Sie einen Moment«, sagte Menshiki und ging in Richtung des Liegestuhls. Er nahm die Plane von dem Gegenstand, der sich als ein Fernglas auf einem Stativ herausstellte, und winkte mich zu sich. Es war nicht besonders groß, unterschied sich jedoch ein wenig von normalen Ferngläsern. Es war von einem stumpfen Olivgrün und wirkte wegen seiner Unförmigkeit gar nicht wie ein optisches Gerät. Er rückte es ans Geländer und justierte es sorgfältig. »Schauen Sie bitte einmal. Dort drüben ist Ihr Haus«, sagte er.

Ich blickte durch das Fernglas. Offenbar handelte es sich um ein teures Nachtsichtgerät, durch das man sehr scharf sehen konnte. Nicht um irgendein Ding, wie es Billighersteller verkaufen. Selbst durch den feinen Dunstschleier wirkte die ferne Landschaft zum Greifen nah. Und dort lag tatsächlich das Haus, in dem ich wohnte. Ich konnte die Terrasse sehen. Sogar den Liegestuhl, auf dem ich immer saß. Dahinter war das Wohnzimmer, daneben das Atelier, in dem ich meine Bilder malte. Da das Licht ausgeschaltet war, konnte ich nicht ins Haus hineinschauen. Aber tagsüber war das sicher möglich. Es war ein seltsames Gefühl, das Haus, in dem ich lebte, auf diese Weise zu betrachten (oder auszuspähen).

»Seien Sie ganz beruhigt«, sprach Menshiki mich von hinten an, als würde er meine Gedanken lesen. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich würde niemals Ihre Privatsphäre verletzen. Mit anderen Worten: Ich richte dieses Fernglas nie auf Ihr Haus. Da können Sie mir vertrauen. Mein Interesse gilt etwas *ganz anderem*.«

»Etwas anderem?« Ich löste mich von dem Fernglas, wandte mich um und sah Menshiki ins Gesicht. Seine Miene war kühl, und er schwieg wie gewohnt. Nur sein weißes Haar leuchtete auf der dunklen Terrasse noch weißer als sonst.

»Ich zeige es Ihnen«, sagte er schließlich doch. Und er drehte das Fernglas mit einer geübten Bewegung ein wenig nach Norden, stellte es scharf und trat einen Schritt zurück. »Bitte schauen Sie«, sagte er.

Durch die runden Gläser sah ich ein elegantes Holzhaus auf halber Höhe des Hangs stehen. Die Terrasse des an den Hang gebauten

einstöckigen Gebäudes wies in unsere Richtung. Der Landkarte nach waren die Bewohner vermutlich meine Nachbarn, aber da das Terrain keine Straße zwischen uns erlaubte, war das Haus nur vom Tal aus zu erreichen und dementsprechend entfernt. Die Fenster waren erleuchtet, doch die Vorhänge waren zugezogen, und man konnte nicht hineinschauen. Bei geöffneten Vorhängen hätte man vermutlich das Innere der Zimmer ziemlich deutlich sehen können. Vor allem mit einem so starken Fernglas.

»Das ist ein Militärfernglas, das von der NATO benutzt wird. Es ist nicht auf dem freien Markt erhältlich, und es war gar nicht so einfach zu bekommen. Man kann damit auch im Dunkeln alles ziemlich deutlich erkennen.«

Ich nahm den Blick vom Fernglas und sah Menshiki an. »Und dieses Haus ist das *andere*, für das Sie sich interessieren?«

»Ja. Aber bitte missverstehen Sie mich nicht. Ich bespitzele niemanden.«

Er warf noch einen Blick durch das Fernglas, brachte es dann an seinen ursprünglichen Platz zurück und deckte es mit der Plane ab.

»Lassen Sie uns hineingehen. Es wird kühl, nicht?«, sagte Menshiki.

Also kehrten wir ins Wohnzimmer zurück und setzten uns wieder auf das Sofa und in den Sessel. Der junge Mann mit dem Pferdeschwanz erschien und fragte, ob wir noch einen Wunsch hätten, aber wir verneinten. Menshiki dankte ihm für seine Dienste an diesem Abend und sagte, wir kämen jetzt allein zurecht. Der junge Mann zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Der Commendatore hatte es sich mittlerweile auf dem glänzend schwarzen Steinway-Flügel bequem gemacht. Anscheinend gefiel es ihm dort besser als auf seinem vorherigen Platz. Die Edelsteine am Griff seines Schwertes funkelten siegesgewiss im Licht.

»In dem Haus, das ich Ihnen gerade gezeigt habe«, hob Menshiki an, »lebt das junge Mädchen, das *vielleicht* meine Tochter ist. Ich möchte sie zumindest aus der Ferne sehen dürfen.« Ich wusste nicht,

was ich dazu sagen sollte. »Sie erinnern sich doch? Das Mädchen, das meine Freundin in der Ehe mit einem anderen Mann bekommen hat, das aber ein Kind von meinem Fleisch und Blut sein könnte?«

»Natürlich erinnere ich mich. Die Dame ist an einer Wespenallergie gestorben, und ihre Tochter ist jetzt dreizehn Jahre alt, nicht wahr?«

Menshiki nickte kurz. »Sie lebt mit ihrem Vater *in dem Haus dort drüben*. Auf der anderen Seite des Tals.«

Ich brauchte eine Weile, um den Ansturm der Fragen in meinem Kopf zu bezwingen. Währenddessen wartete Menshiki geduldig darauf, dass ich etwas sagte.

»Das heißt«, brachte ich endlich hervor, »dass Sie dieses Anwesen hier erworben haben, um ein Mädchen, das Ihre Tochter sein könnte, täglich durchs Fernglas zu sehen? *Allein deshalb* haben Sie für teures Geld dieses Haus gekauft und es für eine ungeheure Summe umgestalten lassen. So ist es doch?«

Menshiki nickte. »Das stimmt. Dieses Haus ist der ideale Platz, um sie zu beobachten. Ich musste es unter allen Umständen in meinen Besitz bringen. Außerdem gibt es in der ganzen Gegend nicht ein einziges Grundstück, für das ich eine Baugenehmigung bekommen hätte. Und seither halte ich jeden Tag mit dem Fernglas nach ihr Ausschau. Allerdings sind die Tage, an denen ich sie nicht sehe, bei Weitem in der Überzahl.«

»Also leben Sie allein hier, um möglichst ungestört zu sein.«

Wieder nickte Menshiki. »Niemand soll mich stören. Niemand soll Unruhe bringen. Genau das strebe ich an. Ich brauche hier uneingeschränkte Einsamkeit. Sie sind nun der einzige Mensch auf der Welt, der mein Geheimnis kennt. Schließlich kann man eine sensible Angelegenheit wie diese nicht einfach jedem anvertrauen.«

Damit hatte er wohl recht. Das war ja selbstverständlich. Und wieso hatte er mich jetzt eingeweiht?

»Warum haben Sie sich jetzt mir anvertraut?«, fragte ich Menshiki. »Gibt es dafür einen besonderen Grund?«

Menshiki schlug seine Beine umgekehrt übereinander und sah mir ins Gesicht. »Ja«, sagte er mit sehr ruhiger Stimme. »Natürlich gibt es dafür einen Grund. Ich habe eine dringende Bitte an Sie.«

25 DIE WAHRHEIT KANN EINEN MENSCHEN SEHR EINSAM MACHEN

»Ich habe eine dringende Bitte an Sie«, sagte Menshiki.

Aus seinem Ton schloss ich, dass er schon die ganze Zeit vorgehabt hatte, mir dies zu eröffnen, und mich (und den Commendatore) deshalb zu diesem Abendessen eingeladen hatte. Um uns sein ganz persönliches Geheimnis anzuvertrauen und seine *Bitte* zu äußern.

»Gern, wenn ich sie erfüllen kann«, sagte ich.

Menshiki sah mir einen Moment lang in die Augen. »Sie können sowieso nur tun, was Sie tun können«, sagte er dann.

Aus irgendeinem Grund verspürte ich plötzlich den Wunsch zu rauchen. Ich hatte es mir nach meiner Hochzeit abgewöhnt und seit fast sieben Jahren keine einzige Zigarette geraucht. Ich war ein starker Raucher gewesen, weshalb mir das Aufhören ziemlich schwergefallen war, aber inzwischen hatte ich überhaupt kein Bedürfnis mehr zu rauchen. In diesem Moment jedoch hätte ich alles dafür gegeben, mir eine Zigarette in den Mund zu stecken und sie anzuzünden. Ich konnte sogar das Anreißen des Streichholzes hören.

»Und worum geht es dabei?«, fragte ich. Eigentlich wollte ich es gar nicht besonders gern wissen und wäre auch zufrieden gewesen, es nicht zu erfahren, aber so wie das Gespräch verlaufen war, musste ich ja fragen.

»Kurz gesagt: Ich möchte, dass Sie ein Porträt von ihr malen«, sagte Menshiki.

Obwohl die Zusammenhänge ziemlich einfach waren, musste ich seine Worte noch einmal im Kopf auseinandernehmen und sinngemäß neu zusammensetzen.

»Sie möchten also, dass ich das Mädchen porträtiere, das *möglicherweise* Ihre Tochter ist.«

Menshiki nickte. »Genau. Das ist meine Bitte. Außerdem sollen Sie sie nicht nach einem Foto malen, sondern sie soll Ihnen Modell sitzen. Und dazu genau wie ich in Ihr Atelier kommen. Das ist meine einzige Bedingung. Mehr verlange ich nicht. Wie Sie sie malen, bleibt selbstverständlich Ihnen überlassen. Sie können sie malen, wie es Ihnen gefällt.«

Einen Augenblick lang wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte viele Fragen, also sprach ich ein praktisches Hindernis an, das mir als Erstes in den Kopf kam. »Aber wie soll ich sie dazu bringen? Ich kann doch nicht einfach zu einem wildfremden Mädchen hingehen und sagen: ›He, ich möchte dich malen, kannst du mir Modell sitzen?‹ Auch wenn wir noch so sehr Nachbarn sind.«

»Selbstverständlich nicht. Damit würden Sie sich nur verdächtig machen und Misstrauen erregen.«

»Genau. Haben Sie dann vielleicht eine andere Idee?«

Menshiki sah mich einen Moment lang wortlos an. »Eigentlich kennen Sie das Mädchen bereits«, sagte er in einem behutsamen Ton, als würde er leise eine Tür öffnen und ein kleines Hinterzimmer betreten. »Und sie kennt Sie.«

»Ich kenne sie?«

»Ja, sie heißt Marie Akikawa. Akikawa wie ›Herbst‹ und ›Fluss‹. Marie schreibt sich in Silbenschrift – Ma-ri-e. Erinnern Sie sich an sie?«

Marie Akikawa. Der Name kam mir definitiv bekannt vor. Allerdings konnte ich ihn keiner Trägerin zuordnen. Ich war wie blockiert. Doch plötzlich fiel es mir ein.

»Marie Akikawa ist eine Schülerin aus meinem Malkurs in Odawara, richtig?«

Menshiki nickte. »Genau. Sie unterrichten sie.«

Marie Akikawa war ein zierliches, sehr stilles dreizehnjähriges Mädchen, das einen meiner Malkurse für Kinder besuchte. Er war

eigentlich für Grundschüler gedacht, deshalb war sie die Älteste, aber weil sie so brav war, fiel sie zwischen den Kleinen überhaupt nicht auf. Sie saß immer ganz hinten in einer Ecke, wie um sich unsichtbar zu machen. Dass ich mich überhaupt an sie erinnerte, lag nur daran, dass sie eine gewisse Ähnlichkeit mit meiner verstorbenen Schwester hatte und ungefähr im gleichen Alter war wie diese bei ihrem Tod.

Im Unterricht machte Marie Akikawa so gut wie nie den Mund auf. Auch wenn ich sie ansprach, nickte sie nur und lächelte stumm. Wenn sie etwas sagen musste, sprach sie so leise, dass ich mitunter noch einmal nachfragen musste. Sie wirkte sehr aufgeregt und konnte mir nicht ins Gesicht sehen. Aber sie malte anscheinend gern, und ihr Blick veränderte sich, sobald sie einen Pinsel hielt und sich auf ein Bild konzentrierte. Dann bekamen ihre Augen ein durchdringendes Leuchten. Außerdem waren ihre Bilder gar nicht uninteressant. Nicht, dass sie sehr gut gezeichnet wären, aber sie zogen den Blick des Betrachters in ihren Bann. Besonders ihr Gebrauch von Farben war ungewöhnlich.

Sie selbst hatte auch eine eigentümliche Ausstrahlung. Ihr schwarzes Haar glänzte so stark, dass es zu fließen schien, und ihre Züge waren regelmäßig wie bei einer Puppe, weshalb ihr Gesicht im Ganzen betrachtet etwas irgendwie der Wirklichkeit Entrücktes ausstrahlte. Obwohl es, objektiv gesehen, gewiss echte Schönheit besaß, machte es einen irgendwie ratlos, und man zögerte, es vorbehaltlos als »schön« zu bezeichnen. Irgendetwas – wahrscheinlich die besondere Unreife, die manche Mädchen in dieser Wachstumsphase ausstrahlen – störte die Harmonie, die ihr Äußeres eigentlich hätte haben sollen. Doch irgendwann, wenn dieses *Hindernis* überwunden wäre, würde ein sehr hübsches Mädchen aus ihr werden. Bis dahin würde allerdings wohl noch geraume Zeit vergehen. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte das Gesicht meiner verstorbenen Schwester auch diese Eigenschaft besessen. Obwohl sie, wie ich glaubte, noch hübscher gewesen war.

»Marie Akikawa *könnte* also Ihre leibliche Tochter sein. Sie lebt in dem Haus auf der anderen Seite des Tals. Und Sie möchten, dass ich sie porträtiere, während sie mir Modell sitzt? Verstehe ich das richtig?«, fasste ich meine neu gewonnenen Erkenntnisse zusammen.

»Ja. Allerdings empfinde ich persönlich dies nicht als *Auftrag*. Sondern eher als eine *Bitte*. Wenn das Bild fertig ist, möchte ich es Ihnen abkaufen, wenn Sie einverstanden sind. Und es hier in meinem Haus aufhängen, damit ich es jederzeit betrachten kann. Das ist es, was ich mir wünsche. Oder besser gesagt, worum ich Sie bitte.«

Aber ich konnte diese Geschichte noch immer nicht ganz schlucken. Ich hatte die leise Befürchtung, dass die Sache damit nicht beendet war.

»Ist das wirklich alles, was Sie von mir wollen?«

Menshiki holte langsam Luft und atmete wieder aus. »Ehrlich gesagt, es gibt da noch etwas, worum ich Sie bitten möchte.«

»Und das wäre?«

»Es ist nur eine Kleinigkeit«, sagte er in ruhigem, aber doch ein wenig bedrohlichem Tonfall, wie mir schien. »Wenn sie Ihnen Modell sitzt, möchte ich bei Ihnen vorbeischauen. Sodass es wie zufällig wirkt. Einmal genügt, und es macht auch nichts, wenn es nur kurz ist. Lassen Sie mich nur in einem Raum mit ihr sein. Dieselbe Luft atmen. Mehr verlange ich nicht. Dann werde Sie nie mehr behelligen.«

Ich überlegte. Und je mehr ich überlegte, desto unbehaglicher fühlte ich mich. Von Natur aus lag es mir nicht, irgendwelche Vermittlerrollen zu übernehmen. Ich mochte es nicht, in die Gefühlsbewegungen anderer Menschen – ganz gleich, welche es waren – hineingezogen zu werden. Es widersprach ganz und gar meiner Persönlichkeit. Andererseits empfand ich innerlich das starke Bedürfnis, etwas für Menshiki zu tun. Ich musste mir sehr gut überlegen, welche Antwort ich ihm gab.

»Lassen Sie uns später noch einmal darüber nachdenken«, sagte ich. »Vorläufig stellt sich ja das Problem, wie wir Marie Akikawa überreden können, mir Modell zu sitzen. Das müssen wir als Erstes lösen. Sie ist ein sehr braves Kind und scheu wie eine Katze. Sie wird bestimmt nicht wollen. Oder ihr Vater erlaubt es nicht. Er kennt mich ja nicht und wird naturgemäß misstrauisch sein.«

»Ich kenne Herrn Matsushima, den Organisator der Malkurse, persönlich«, sagte Menshiki gelassen. »Außerdem bin ich zufällig einer der Sponsoren seiner Stiftung. Wenn er ein gutes Wort für Sie einlegt und garantiert, dass Sie über jeden Zweifel erhaben und ein renommierter Porträtist sind, wird ihr Vater sicher beruhigt sein.«

Der Mann hat sich schon alles genau ausgerechnet, dachte ich. Er hatte im Voraus genau gewusst, was passieren würde, und jeden einzelnen Schachzug geplant. Und nichts dem *Zufall* überlassen.

»Normalerweise ist eine ledige Tante für Marie Akikawa zuständig. Die jüngere Schwester ihres Vaters. Ich hatte Ihnen ja erzählt, dass sie seit dem Tod von Maries Mutter dort wohnt. Der Vater ist beruflich zu eingespannt, um sich ausreichend um seine Tochter kümmern zu können. Wir müssen also zunächst die Tante überzeugen. Sobald das geschehen ist, läuft die Sache. Die Tante wird vermutlich mitkommen, wenn Marie Ihnen Modell sitzt. Ganz bestimmt werden sie die Kleine nicht ohne Begleitung zu einem alleinstehenden Mann ins Haus schicken.«

»Aber wird Marie Akikawa denn einverstanden sein?«

»Überlassen Sie das nur mir. Hauptsache, Sie sind bereit, sie zu porträtieren. Um die Lösung aller praktischen Probleme kümmere ich mich.«

Ich dachte noch einmal nach. Gewiss wäre er dazu in der Lage, denn die *Lösung aller praktischen Probleme* war seine Spezialität. Aber durfte ich mich derart auf seine Angelegenheiten – und die damit verknüpften komplizierten zwischenmenschlichen Beziehungen – einlassen? Außerdem war es nicht ausgeschlossen,

dass Menshiki Pläne und Absichten hegte, die über das hinausgingen, was er mir eröffnet hatte.

»Darf ich Ihnen meine ehrliche Meinung sagen? Es geht mich wahrscheinlich nichts an, aber ich würde Ihnen gern sagen, was ich am vernünftigsten finde.«

»Natürlich. Bitte, sagen Sie mir alles.«

»Wäre es nicht besser, wenn Sie, bevor Sie den Plan mit dem Porträt in die Tat umsetzen, herausfinden würden, ob Marie Akikawa *wirklich* Ihre leibliche Tochter ist? Sollte sich herausstellen, dass sie es nicht ist, bräuchten Sie nicht eigens diese Mühe auf sich zu nehmen. Bestimmt ist es nicht ganz einfach, so etwas herauszubekommen, aber Sie mit Ihren Fähigkeiten würden doch sicher Mittel und Wege finden. Das Problem ist nicht gelöst, wenn ich Marie porträtiere und Sie ihr Bild neben Ihr eigenes hängen.«

Es entstand eine Pause. »Wenn ich den medizinischen Beweis wollte, ob Marie Akikawa mein leibliches Kind ist oder nicht, könnte ich ihn natürlich bekommen«, sagte er dann. »Es würde einen gewissen Aufwand erfordern, aber es ist nicht so, dass es unmöglich wäre. Ich will es nur nicht.«

»Aber warum denn nicht?«

»Weil es kein entscheidender Faktor für mich ist, ob Marie mein Kind ist.«

Ich klappte den Mund zu und sah Menshiki ins Gesicht. Als er den Kopf drehte, bewegte der Luftzug sein volles weißes Haar. Dann fuhr er mit sanfter Stimme fort, als würde er einem großen, klugen Hund den Gebrauch einfacher Verben beibringen.

»Natürlich ist es mir nicht egal. Ich glaube nur nicht, dass ich unbedingt die Wahrheit wissen will. Vielleicht ist Marie meine Tochter, vielleicht auch nicht. Doch wenn ich nun Gewissheit hätte, dass sie es ist, was sollte ich dann tun? Ihr mitteilen, dass eigentlich ich ihr Vater bin? Versuchen, das Sorgerecht für sie zu bekommen? Nein, das könnte ich nicht.« Menshiki schüttelte noch einmal leicht den Kopf und rieb sich die Hände im Schoß. Als wolle er sie sich in

einer kalten Nacht vor dem Kamin wärmen. Dann fuhr er fort. »Marie Akikawa ist bei ihrem Vater und ihrer Tante gut aufgehoben. Obwohl ihre Mutter gestorben ist, führt sie ein verhältnismäßig intaktes Familienleben – auch wenn sie mit ihrem Vater einige Probleme hat. Zumindest hängt sie an ihrer Tante. Sie kann ihr Leben leben. Würde es irgendetwas verbessern, Marie plötzlich zu verkünden, dass ich ihr biologischer Vater sei, und einen wissenschaftlichen Beweis dafür vorzulegen? Die Wahrheit würde eher zu Verwirrung führen. Und alle unglücklich machen.«

»Das heißt, Sie ziehen es vor, den augenblicklichen Status quo zu erhalten, statt die Wahrheit ans Licht zu bringen.«

Menshiki breitete die Arme aus. »Vereinfacht gesagt, ja. Ich habe lange gebraucht, um zu diesem Schluss zu gelangen. Aber jetzt steht meine Entscheidung fest. Ich werde mein Leben mit der Möglichkeit im Herzen verbringen, dass Marie Akikawa meine Tochter ist, und aus einer gewissen Entfernung über ihr Heranwachsen wachen. Das genügt. Auch wenn ich sicher wüsste, dass sie meine Tochter ist, würde mich das nicht glücklicher machen. Es würde mir umso schmerzlicher zu Bewusstsein bringen, was ich verloren habe. Wüsste ich aber, dass sie nicht meine Tochter ist, wäre ich auf andere Weise sehr enttäuscht oder entmutigt. Wie man es auch dreht und wendet, es würde nichts Gutes dabei herauskommen. Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Ich verstehe sehr gut, was Sie meinen. Es ist logisch. Aber ich an Ihrer Stelle würde die Wahrheit wissen wollen. Jenseits aller Logik ist das Streben nach Wahrheit doch ein natürliches menschliches Bedürfnis.«

Menshiki lächelte. »So denken Sie, weil Sie noch jung sind. Wenn Sie einmal in mein Alter kommen, werden Sie mich bestimmt verstehen. Die Wahrheit kann einen Menschen sehr einsam machen.«

»Sie wollen sich also Tag für Tag Maries Bild an der Wand ansehen, ohne die Wahrheit zu kennen, und Ihre Gedanken um die

Möglichkeit kreisen lassen – genügt Ihnen das wirklich?«

Menshiki nickte. »Ja. Statt für die unerschütterliche Wahrheit habe ich mich für diese Möglichkeit entschieden, weil sie noch Raum für Erschütterungen lässt. Ihr unterwerfe ich mich. Sie finden das unnatürlich?«

Ich fand es tatsächlich unnatürlich. Zumindest fand ich es nicht natürlich. Um nicht zu sagen: ungesund. Aber letzten Endes war das Menshikis Problem und nicht meines.

Ich warf dem Commendatore auf dem Flügel einen Blick zu. Unsere Augen begegneten sich. Er hob den Zeigefinger und bewegte ihn von links nach rechts. »Verschieben Sie Ihre Antwort«, sollte das wohl heißen. Dann tippte er mit dem rechten Zeigefinger auf sein linkes Handgelenk. Natürlich trug der Commendatore keine Armbanduhr. Er zeigte nur auf die Stelle, an der sie sich befunden hätte, hätte er eine gehabt. Was natürlich bedeutete, dass es allmählich Zeit wurde, sich zu verabschieden. Ich beschloss, seinem Rat zu folgen.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich nicht gleich antworte? Die Entscheidung ist ein wenig heikel, und ich möchte in Ruhe darüber nachdenken.«

Menshiki nahm die Hände von den Knien und breitete sie aus. »Natürlich. Denken Sie nach, solange Sie wollen. Ich habe nicht die geringste Absicht, Sie zu drängen. Wahrscheinlich ist das alles ein bisschen viel verlangt.«

Ich stand auf und bedankte mich für das Abendessen.

»Ach ja, etwas wollte ich Ihnen noch erzählen, fast hätte ich es vergessen«, sagte Menshiki, als fiele es ihm gerade ein. »Es geht um Tomohiko Amada und seine Zeit in Österreich. Und darum, dass er kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs Wien so überstürzt verlassen hat.«

»Ja, wir hatten darüber gesprochen.«

»Ich habe mich etwas für die ganzen Umstände interessiert und bin auf ein wenig Material gestoßen. Es ist eine alte Geschichte, und

natürlich weiß ich nicht, was stimmt und was nicht. Offenbar waren jedoch damals gewisse Gerüchte im Umlauf. Es gab so etwas wie einen Skandal.«

»Einen Skandal?«

»Ja. Ein Gerücht besagt, Herr Amada sei in Wien an einem Attentatsversuch beteiligt gewesen, im Zuge dessen es zu diplomatischen Verwicklungen gekommen sei. Angeblich ist die japanische Botschaft in Berlin eingeschritten und hat ihn heimlich nach Japan zurückgeschafft. Das war irgendwann nach dem Anschluss. Sie wissen, was der Anschluss ist, nicht wahr?«

»Ja, die Annektierung Österreichs durch deutsche Truppen, oder?«

»Ja. Im März 1938 wurde Österreich an Hitler-Deutschland angeschlossen. Es stand ganz unter der Herrschaft der Nazis und war kein eigenständiger Staat mehr, was natürlich zu zahlreichen Verwerfungen führte. Nicht wenige Menschen kamen in den Wirren um. Wurden ermordet, begingen angeblich Selbstmord oder wurden in Konzentrationslager geschafft. Tomohiko Amadas Auslandsstudium fiel genau in diese schlimme Zeit. Den Gerüchten zufolge hatte er damals eine österreichische Freundin, der er sehr nahestand, und wurde durch diese Verbindung in den Anschlag auf einen hohen Nazifunktionär verwickelt. Offenbar hatte eine studentische Widerstandsgruppe ihn geplant. So etwas passte natürlich weder der deutschen noch der japanischen Regierung in den Kram. Deutschland und Japan hatten anderthalb Jahre zuvor einen ersten politischen Vertrag geschlossen, und die Beziehungen wurden von Tag zu Tag enger. Allein deshalb wollten beide Länder jeden Zwischenfall, der die freundschaftlichen Beziehungen hätte stören können, unter allen Umständen vermeiden. Und in Japan war Tomohiko Amada ungeachtet seiner Jugend bereits ein bekannter Maler. Hinzu kam, dass sein Vater Großgrundbesitzer war und in seiner Region über erheblichen politischen Einfluss verfügte. Eine

solche Person kann man nicht einfach aus dem Weg räumen, ohne dass jemand etwas merkt.«

»Und so wurde Tomohiko Amada von Wien nach Japan deportiert?«

»Ja, auch wenn ›gerettet‹ der Sache vermutlich näher kommt. Dank politischen Kalküls auf höchster Ebene konnte er knapp dem Tod entrinnen. Hätte ihn dieser schwere Verdacht vor die Gestapo gebracht, wäre er nicht mehr am Leben, auch wenn es keine eindeutigen Beweise gegeben hätte.«

»Der Anschlag gelang also nicht?«

»Er wurde vereitelt. Es gab einen Spitzel in der Gruppe, der alle Informationen an die Gestapo weitergab. Also wurden sämtliche Mitglieder der Gruppe bei einer Razzia verhaftet.«

»Dieser Vorfall muss doch großes Aufsehen erregt haben.«

»Interessanterweise wurde die Geschichte gar nicht öffentlich bekannt«, sagte Menshiki. »Anscheinend wurde der Skandal so vertuscht, dass es keinen offiziellen Bericht gab, und der Vorfall wurde von einer dunklen Stelle in die nächste vergraben.«

Also war vielleicht der hohe Nazifunktionär der Commendatore auf Amadas Bild. Möglicherweise stellte es das Attentat dar, das 1938 in Wien *hatte stattfinden sollen* (aber misslungen war). Und mit dem Tomohiko Amadas Geliebte irgendetwas zu tun gehabt hatte. Der Plan wurde von den Behörden aufgedeckt, die beiden wurden getrennt, und das Mädchen wurde vermutlich umgebracht. Wieder in Japan, hatte er das schmerzliche Erlebnis in Wien symbolisch im Stil der Nihonga-Malerei verarbeitet und dabei die Szene in die über tausend Jahre zurückliegende Asuka-Zeit versetzt. Wahrscheinlich hatte Tomohiko Amada *Die Ermordung des Commendatore* nur für sich selbst gemalt. Malen müssen, um die schmerzhafte und blutige Erinnerung an seine Jugend zu bewahren. Deshalb hatte er das Bild, statt es zu veröffentlichen, gut verpackt auf dem Dachboden seines Hauses vor den Blicken der Menschen verborgen.

Wahrscheinlich war das Ereignis in Wien der Grund dafür, dass Tomohiko Amada seine Laufbahn als Maler im westlichen Stil so abrupt beendete und sich der Nihonga-Malerei zuwandte. Er wollte der Vergangenheit definitiv den Rücken kehren.

»Wie haben Sie das herausgefunden?«, fragte ich.

»Ich habe hier und da ein bisschen recherchiert. Und ein paar Bekannte beauftragt, Nachforschungen anzustellen. Allerdings liegt das alles so lange zurück, dass ich nicht garantieren kann, dass diese Informationen gänzlich den Tatsachen entsprechen. Doch da sie aus verschiedenen Quellen stammen, sollten sie grundsätzlich zuverlässig sein.«

»Tomohiko Amada hatte also eine österreichische Freundin, die Mitglied einer Widerstandsgruppe war. Und er selbst war auch an dem Attentat beteiligt.«

Menshiki zuckte die Achseln. »Eine ziemlich dramatische Sache, wenn es wirklich so war, aber alle, die davon wussten, sind inzwischen tot. Also werden wir die Wahrheit wohl nie erfahren. Die Fakten werden bei solchen Geschichten meist ausgeschmückt. Jedenfalls wirkt die Handlung ziemlich melodramatisch.«

»Sie wissen wohl nicht, wie tief er selbst verstrickt war?«

»Nein, das habe ich nicht herausgefunden. Ich schildere Ihnen nur alles melodramatisch, wie ich es mir vorstelle. Jedenfalls wurde Tomohiko Amada aus Wien verbannt, sagte seiner Freundin Lebewohl – oder vielleicht konnte er das nicht einmal –, wurde in Bremen in ein Schiff gesetzt und nach Japan expediert. Den Krieg verbrachte er zurückgezogen auf dem Land in Aso. Man sah und hörte nichts von ihm. Nicht lange nach dem Krieg debütierte er als Nihonga-Maler und erregte großes Aufsehen. Auch wieder eine recht dramatische Entwicklung.«

Damit endete das Gespräch über Tomohiko Amada.

Vor dem Haus erwartete mich geduldig die schwarze Limousine, die mich hergebracht hatte. Noch immer fiel unablässig der feine Regen,

und die Luft war feucht und kühl. Bald kam die Jahreszeit, in der man einen richtigen Mantel brauchte.

»Vielen Dank, dass Sie gekommen sind«, sagte Menshiki. »Und auch dem Commendatore.«

Ich habe zu danken, flüsterte der Commendatore mir ins Ohr. Aber natürlich konnte nur ich ihn hören. Ich dankte Menshiki nochmals für das wirklich ausnehmend köstliche Abendessen, das ich sehr genossen hatte. Und auch der Commendatore wusste es zu würdigen.

»Ich hätte nach dem Essen nicht mit diesem unerfreulichen Thema anfangen sollen. Damit habe ich unseren schönen Abend gestört«, sagte Menshiki.

»Aber so war das doch gar nicht. Ich habe mir nur ein wenig Bedenkzeit ausgebeten.«

»Die steht Ihnen natürlich zu.«

»Ich brauche immer ein bisschen Zeit zum Überlegen.«

»Das ist bei mir genauso«, sagte Menshiki. »Besser dreimal überlegen als zweimal, lautet meine Devise. Und wenn die Zeit es erlaubt, ist viermal sogar noch besser als dreimal. Also lassen Sie sich bitte Zeit.«

Der Chauffeur öffnete den hinteren Schlag und wartete. Ich stieg ein. Der Commendatore musste ebenfalls eingestiegen sein, aber ich konnte ihn nicht sehen. Der Wagen fuhr den Asphaltweg entlang, durch das geöffnete Tor hinaus und dann langsam den Berg hinunter. Als das weiße Haus nicht mehr zu sehen war, kam mir alles, was ich an dem Abend erlebt hatte, wie ein Traum vor. Allmählich verlor ich den Blick dafür, was normal und was unnormal, was real und was nicht real war.

Was man sehen kann, ist real, flüsterte mir der Commendatore ins Ohr. *Man sollte die Augen weit aufmachen und genau hinschauen. Sein Urteil sollte man später fällen.*

Aber auch bei weit geöffneten Augen übersehe ich vieles, dachte ich. Oder vielleicht sagte ich es auch leise vor mich hin, denn der

Chauffeur musterte mich kurz im Rückspiegel. Ich schloss die Augen und ließ mich tief in den gepolsterten Sitz sinken. Und dachte, wie schön es wäre, wenn man gewisse Entscheidungen für immer aufschieben könnte.

Um kurz vor zehn war ich zu Hause. Ich putzte mir im Bad die Zähne, zog mir meinen Schlafanzug an, legte mich ins Bett und schlief ein. Natürlich träumte ich eine Menge. Ausschließlich Unangenehmes und Unheimliches. Von Hakenkreuzflaggen, die in Wien flatterten, einem riesigen Passagierschiff, das in Bremen auslief, einer Blaskapelle am Pier und von Menshiki an seinem Steinway-Flügel.

26 DIESE KOMPOSITION IST UNMÖGLICH ZU ÜBERTREFFEN

Zwei Tage nach meinem Besuch in der Villa erhielt ich einen Anruf von meinem Agenten aus Tokio. Er teilte mir mit, Herr Menshiki habe die Rechnung für das Bild bezahlt und die Agentur habe das Honorar abzüglich ihrer Provision auf mein Konto überwiesen. Ich war ziemlich überrascht, als er mir den Betrag nannte, denn er war höher als die Summe, die mir anfänglich zugesagt worden war.

»Er hat einen Bonus draufgelegt, weil das Bild seine Erwartungen noch übertroffen hat. Herr Menshiki lässt Ihnen ausrichten, Sie möchten das ohne Vorbehalt als Zeichen seiner Wertschätzung annehmen«, erklärte mir der Agent. Ich brummte leise, sagte aber nichts. »Ich habe das Original nicht gesehen, aber Herr Menshiki hat seiner Mail ein Foto angehängt. Ich finde es ebenfalls hervorragend, soweit ich das aus dem Foto schließen kann. Es geht weit über ein Porträt hinaus und überzeugt dennoch auch als Porträt.«

Ich bedanke mich, und wir legten auf.

Wenig später rief meine Freundin an, um zu fragen, ob es mir recht sei, wenn sie morgen um die Mittagszeit käme. Es war mir recht. Freitags gab ich zwar Unterricht, aber es war zeitlich machbar.

»Und vorgestern warst du bei Herrn Menshiki zum Abendessen?«, fragte sie.

»Ja, er hat mir ein vollständiges Menü vorgesetzt.«

»Hat es geschmeckt?«

»Es war köstlich. Makellos, nicht das Geringste daran auszusetzen. Auch der Wein war ausgezeichnet.«

»Und wie ist das Haus?«

»Wunderbar«, sagte ich. »Man bräuchte einen halben Tag, um es zu beschreiben.«

»Erzählst du mir alles ganz genau, wenn wir uns sehen?«

»Vorher? Oder nachher?«

»Nachher reicht«, sagte sie kurz angebunden.

Nachdem ich aufgelegt hatte, ging ich ins Atelier, um mir Tomohiko Amadas *Die Ermordung des Commendatore* noch einmal anzusehen. Obwohl ich das Bild schon so viele Male betrachtet hatte, schien es mir jetzt, nachdem ich Menshikis Geschichte gehört hatte, etwas erstaunlich Lebendiges und Wirkliches hinzugewonnen zu haben. Es war kein typisches konventionelles Historienbild mehr, das ein Ereignis aus der Vergangenheit wiedergab. Ich konnte aus Ausdruck und Gestik der vier handelnden Personen (von Langgesicht einmal abgesehen) ablesen, was sie im Angesicht der Lage dachten und fühlten. Das Gesicht des jungen Mannes, der mit seinem Schwert den Commendatore durchbohrte, war ausdruckslos. Er verschloss sein Herz und verbarg seine Gefühle. Auf dem Gesicht des zu Tode getroffenen Commendatore ließ sich eine Mischung aus Schmerz und völligem Erstaunen erkennen – »O weh, was geschieht mit mir?«. Die junge Frau, die das Geschehen von der Seite beobachtete (in der Oper Donna Anna), schien zwischen zwei heftigen, widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen zu sein. Ihre schönen Züge waren angstverzerrt, die graziösen weißen Hände auf Höhe des Mundes erhoben. Der stämmige Diener (Leporello) hielt angesichts der unerwarteten Entwicklung den Atem an und blickte zum Himmel. Seine rechte Hand war ausgestreckt, wie um nach etwas zu greifen.

Es wäre unmöglich, diese bis ins Letzte wunderbar durchdachte Komposition zu übertreffen, besser hätte sie nicht sein können. Die vier Menschen in ihrer Bewegung erstarrt, die Dynamik und Dramatik des Augenblicks aufs Lebendigste festgehalten. Über dieses Tableau schob ich das Bild des Attentats, das *möglicherweise* 1938 in

Wien stattgefunden hatte. Der Commendatore trug statt des Gewands aus der Asuka-Zeit eine Naziuniform. Vielleicht war es sogar die schwarze Uniform der SS. Und in seiner Brust steckte ein Säbel oder ein Dolch. Derjenige, der ihn erstochen hatte, war *womöglich* Tomohiko Amada selbst. Wer war die zu Tode erschrockene Frau daneben? Tomohiko Amadas österreichische Freundin? Was war es, das ihr über ihr Entsetzen angesichts des Mordes hinaus solchermaßen das Herz zerriss?

Lange saß ich auf dem Hocker, vertieft in *Die Ermordung des Commendatore*. Ich musste meine Fantasie nur etwas schweifen lassen, um aus dem Bild die verschiedensten verborgenen Botschaften herauszulesen. Doch ich konnte noch so viele Theorien aufstellen, am Ende waren es doch nur haltlose Vermutungen. Und die *möglichen* Hintergründe, von denen Menshiki mir berichtet hatte, waren keine offiziell verbrieften historischen Tatsachen, sondern nur windige Gerüchte. Oder melodramatische Übertreibungen. Alles Geschichten, die mit *vielleicht* begannen und endeten.

In diesem Moment verspürte ich plötzlich Sehnsucht nach meiner Schwester.

Wäre Komi bei mir gewesen, hätte ich ihr alles erzählt, was sich bisher zugetragen hatte, und sie hätte mir ruhig zugehört und hin und wieder eine kurze Frage eingeflochten. Sie hätte trotz der ganzen Verworrenheit und Haltlosigkeit meiner Geschichte nicht ungläubig die Stirn gerunzelt und staunende Ausrufe von sich gegeben, sondern mir mit ruhiger, nachdenklicher Miene zugehört, nach dem Ende meiner Erzählung ein wenig geschwiegen und mir dann einige kluge Hinweise gegeben. So waren wir von früher Kindheit an miteinander umgegangen. Aber wenn ich genau überlegte, dann hatte Komi mir nie von sich aus etwas geraten. Kein einziges Mal, soweit ich mich erinnerte. Woran das wohl gelegen hatte? Ob die seelische Belastung zu groß für sie gewesen war? Oder hatte sie es

sich nicht zugetraut, mir Ratschläge zu geben? Vielleicht war es ein bisschen von beidem gewesen.

Doch selbst wenn meine Schwester nicht schon mit zwölf Jahren gestorben, sondern gesund geworden wäre, hätte unsere innige geschwisterliche Beziehung vielleicht nicht mehr lange Bestand gehabt. Komi hätte irgendeinen langweiligen Mann geheiratet, hätte in einer anderen Stadt gelebt, sich im Alltagsleben und bei der Kindererziehung aufgerieben, ihr besonderes Strahlen verloren und gar keine Zeit mehr gehabt, mit mir zu beratschlagen. Wer weiß, wie unser Leben sich entwickelt hätte.

Vielleicht rührten die Probleme zwischen meiner Frau und mir auch von meinem unbewussten Wunsch, auf Yuzu die Rolle meiner toten Schwester zu übertragen. Obwohl ich es nie so empfunden hatte. Aber vielleicht war ich seit Komis Tod im Grunde meines Herzens auf der Suche nach einer Partnerin gewesen, an die ich mich in Zeiten seelischer Belastung anlehnen konnte. Selbstverständlich war meine Frau ganz anders als meine Schwester. Yuzu war nicht Komi. Sowohl ihre Einstellung als auch die Rolle, die sie für mich spielte, waren anders. Und vor allem war unsere gemeinsame Geschichte eine andere.

Ich musste an meinen Besuch in Yuzus Elternhaus in Setagaya vor unserer Hochzeit denken.

Yuzus Vater war Filialleiter bei einer renommierten Bank. Der Sohn (Yuzus älterer Bruder) war bei der gleichen Bank angestellt. Beide Männer hatten einen Abschluss in Betriebswirtschaft von der Universität Tokio. Offenbar lag dieser Familie das Bankwesen im Blut. Ich wollte Yuzu heiraten (und sie mich natürlich auch), doch das halbstündige Gespräch mit ihrem Vater, bei dem wir den Eltern unsere Absicht mitteilten, verlief in höchstem Maße unerfreulich. Bei einem Maler, der nichts verkaufte und sich mit Porträts über Wasser hielt, konnte von einem »festen Einkommen« nicht die Rede sein, und eine sogenannte »Zukunft« war nicht in Sicht. Ich war also keinesfalls in der Position, mir einen bei einer Elite-Bank

beschäftigten Schwiegervater gewogen zu machen. Dessen war ich mir völlig bewusst und hatte mir fest vorgenommen, ganz gleich, was er sagen und wie sehr er mich beleidigen würde, Ruhe zu bewahren und die Situation zu meistern. Durchhaltevermögen liegt in meinem Charakter.

Doch während ich ehrerbietig die weitschweifige Predigt meines künftigen Schwiegervaters über mich ergehen ließ, wuchs in mir ein physisches Unwohlsein heran, das ich irgendwann nicht mehr kontrollieren konnte. Mir wurde so übel, dass ich glaubte, mich übergeben zu müssen. Ich sprang mitten im Gespräch auf und rief, ich müsse zur Toilette. Ich kniete vor dem Klo nieder und versuchte, meinen Mageninhalt zu erbrechen, was aber nicht funktionierte, da ich nichts im Magen hatte. Nicht einmal Magenflüssigkeit konnte ich hervorwürgen. Also atmete ich mehrmals tief durch, bis ich mich beruhigt hatte. Ich spülte mir den Mund aus, in dem ich einen fürchterlichen Geschmack hatte, wischte mir mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Yuzu mit besorgter Miene. Wahrscheinlich sah ich ziemlich elend aus.

»Wenn ihr heiraten wollt, ist das natürlich eure Sache, aber lange wird eure Ehe nicht halten. Ich gebe euch höchstens vier oder fünf Jahre«, prophezeite der Vater, als wir aufbrachen, noch einmal zum Abschied. Obwohl ich nicht darauf reagierte, blieb mir der gehässige Klang seiner Worte im Ohr, bis sie sich später tatsächlich als eine Art Fluch erwiesen.

Ihre Eltern stimmten der Hochzeit bis zuletzt nicht zu, aber wir ließen uns dennoch ins Familienregister eintragen und wurden Mann und Frau. Zu meinen eigenen Eltern hatte ich kaum noch Kontakt, und auch sie kamen nicht zur Hochzeit, zu der ein paar Freunde von uns einen Saal mieteten und eine einfache Party für uns veranstalteten (die treibende Kraft war natürlich mein hilfsbereiter Freund Masahiko Amada). Dennoch waren wir glücklich. Wirklich

glücklich, zumindest in den ersten vier oder fünf Jahren. Es gab keine nennenswerten Probleme zwischen uns. Doch dann trat eine Wende ein, sehr langsam, wie beim Kurswechsel eines Ozeanriesen mitten auf dem Meer. Der Grund dafür war mir noch immer unklar. Auch den genauen Punkt, an dem diese Wende eingesetzt hatte, konnte ich nicht bestimmen. Vielleicht unterschied sich das, was Yuzu von ihrem Leben erwartete, von dem, was ich mir wünschte, und diese Kluft hatte sich im Laufe der Jahre verbreitert. Und ehe ich michs versah, traf sie sich heimlich mit einem anderen Mann. Am Ende hatte unsere Ehe nur sechs Jahre lang gehalten.

Vermutlich hatte ihr Vater, als er von ihrem Scheitern erfuhr, schmallippig gelächelt und gesagt: »Seht ihr, hab ich's mir doch gedacht.« (Obwohl wir seine Prognose übertroffen hatten.) Für ihn war Yuzus Trennung von mir sicherlich ein eher freudiges Ereignis. Ob sie die Beziehung zu ihren Eltern danach wieder gekittet hatte? Natürlich würde ich davon nichts erfahren und hatte auch gar nicht den Wunsch dazu. Das war Yuzus persönliches Problem und ging mich nichts an. Dennoch konnte ich den Fluch ihres Vaters nie ganz aus meinem Kopf verbannen. Auch jetzt noch spürte ich seine dumpfe Präsenz und seinen stetigen Druck. Ich hatte es vor mir selbst nicht zugeben wollen, aber die Wunde war tiefer, als ich geglaubt hatte, und blutete noch. Wie das durchbohrte Herz des Commendatore auf Tomohiko Amadas Bild.

Rasch schritt der Nachmittag voran, und die frühe herbstliche Dämmerung setzte ein. Die schwarz glänzenden Krähen flogen am zusehends dunkler werdenden Himmel über das Tal und suchten unter lautem Gekrächze eilig ihre Nester auf. Ich ging auf die Terrasse hinaus und blickte, ans Geländer gelehnt, hinüber zu Menshikis Haus. In seinem Garten brannten bereits mehrere Quecksilberlaternen und hoben das weiße Gebäude aus der Dunkelheit hervor. Ich dachte daran, wie Menshiki allabendlich versuchte, mit seinem starken Fernglas einen heimlichen Blick auf Marie Akikawa zu erhaschen. Um sich dies zu ermöglichen, ganz

allein zu diesem Zweck, hatte er die weiße Villa in einer Art Handstreich in seinen Besitz gebracht. Hatte weder Kosten noch Mühen gescheut, dieses eigentlich viel zu große Haus, das nicht einmal seinem Geschmack entsprach, an sich zu bringen.

Und dann geschah etwas Seltsames (zumindest empfand ich es so). Plötzlich erkannte ich, dass ich mich Menshiki näher fühlte als jemals einem anderen Menschen zuvor. Ich konnte es als ein Gefühl geistiger Verwandtschaft oder sogar Verbundenheit bezeichnen. Vielleicht waren wir in gewissem Sinne Kameraden, die einander ähnelten – dachte ich. Beide wurden wir nicht von etwas angetrieben, das wir besaßen oder uns aneignen wollten, sondern vielmehr von etwas, das wir verloren hatten und *jetzt nicht mehr besaßen*. Ich konnte nicht behaupten, dass die Aktionen, die er unternahm, mich überzeugten. Sie gingen eindeutig über meinen Horizont hinaus. Zumindest jedoch konnte ich seine Beweggründe verstehen.

Ich ging in die Küche und machte mir einen Whisky on the rocks mit dem Single Malt, den ich von Masahiko hatte, und zog mich damit auf das Sofa im Wohnzimmer zurück. Zuvor suchte ich mir noch aus Tomohiko Amadas Plattensammlung das Streichquartett von Schubert mit dem Titel *Rosamunde* heraus, welches wir in Menshikis Arbeitszimmer gehört hatten. Während ich ihm lauschte, schwenkte ich hin und wieder die Eiswürfel in meinem Glas.

Der Commendatore ließ sich den ganzen Tag über kein einziges Mal blicken. Vielleicht ruhte er sich gemeinsam mit der Eule auf dem Dachboden aus. Selbst eine Idee braucht einmal eine Ruhepause. Auch ich stellte mich an diesem Tag nicht vor die Leinwand, denn ich brauchte ebenfalls einen freien Tag.

Ganz für mich erhob ich mein Glas auf den Commendatore.

27 OBWOHL ICH MICH GENAU AN DAS ÄUßERE ERINNERE

Ich erzählte meiner Freundin von dem Abendessen in Menshikis Haus. Über Marie Akikawa, das dreibeinige hochauflösende Fernglas auf der Terrasse und die heimliche Anwesenheit des Commendatore schwieg ich mich natürlich aus, berichtete ihr jedoch ausführlich von dem Menü, dem Schnitt des Hauses, der Einrichtung und anderen unverfänglichen Dingen. Wir lagen nackt im Bett, nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde lang erotischen Aktivitäten hingegeben hatten. Zu Anfang hatte mich der Gedanke, dass der Commendatore uns beobachtete, etwas verunsichert, aber nach einer Weile vergaß ich ihn. Sollte er doch gucken, wenn er wollte.

Sie interessierte sich genauso brennend für die Speisen, die serviert worden waren, wie sie sich als begeisterter Sportfan für die Treffer ihrer Lieblingsmannschaft beim gestrigen Spiel interessierte. Also schilderte ich ihr alles, von der Vorspeise bis zum Dessert, vom Wein bis zum Kaffee, einschließlich des Geschirrs. Glücklicherweise bin ich mit einem guten visuellen Gedächtnis gesegnet und kann mich, wenn ich mir etwas richtig anschaue, später bis in alle Einzelheiten daran erinnern, auch wenn ich etwas länger dazu brauche. Deshalb war ich in der Lage, ihr die Besonderheiten der einzelnen Gerichte bildlich, als würde ich sie skizzieren, vor Augen zu führen. Wie gebannt lauschte sie meiner Schilderung. Hin und wieder schnappte sie sogar nach Luft.

»Fantastisch, nicht?«, seufzte sie träumerisch. »Würde ich nur auch mal zu so einem wunderbaren Essen eingeladen.«

»Aber ehrlich gesagt, kann ich mich kaum erinnern, wie die einzelnen Gerichte geschmeckt haben«, sagte ich.

»Wie bitte? Du erinnerst dich nicht, wie es geschmeckt hat? Aber es war doch bestimmt köstlich?«

»Ja, schon. Ich weiß noch, dass alles sehr schmackhaft war. Aber wie es geschmeckt hat, weiß ich nicht mehr. Und mit Worten beschreiben kann ich es schon gar nicht.«

»Obwohl du dich noch so genau erinnerst, wie alles aussah?«

»Ja, als Maler kann ich die Farben von Speisen natürlich ziemlich gut wiedergeben, aber eben nicht ihr Aroma. Das hängt mit meinem Beruf zusammen. Wäre ich Schriftsteller, könnte ich es vielleicht eher.«

»Komisch«, sagte sie. »Heißt das, du könntest später auch malen, was wir hier machen, es aber nicht in Worte fassen?«

Ich musste mir die Frage ein wenig im Kopf zurechtrücken. »Du sprichst jetzt von Sex?«

»Ja.«

»Ich glaube schon. Allerdings finde ich, dass Essen vergleichsweise schwieriger zu beschreiben ist als Sex.«

»Mag sein«, sagte sie mit einer Stimme, in der die Kühle dieses ersten Winterabends zu spüren war. »Soll das heißen, dass der Geschmack der Speisen, die Herr Menshiki dir serviert, erlesener und profunder ist als der erotische Genuss, den ich dir zu bieten habe?«

»Nein, auf keinen Fall«, beeilte ich mich zu sagen. »Bestimmt nicht. Ich wollte keinen qualitativen Vergleich anstellen, es ging mir nur um den Schwierigkeitsgrad der Beschreibung. In rein technischer Hinsicht.«

»Schon gut«, sagte sie. »Was ich dir gebe, ist doch nicht schlecht? In technischer Hinsicht?«

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Du bist wunderbar. Sowohl in technischer als auch in jeder anderen Hinsicht, so wunderbar, dass ich es nicht einmal malen könnte.«

An der physischen Lust, die sie mir bereitete, gab es wirklich nicht das Geringste auszusetzen. Ich hatte sexuelle Erfahrungen mit einigen Frauen gemacht– auch wenn ich mich mit der Zahl nicht gerade brüsten konnte –, aber in sexueller Hinsicht war meine Freundin so empfindsam und wandlungsfähig, wie ich es bisher nie erlebt hatte. Ein Jammer, dass ihre entsprechenden Körperteile so viele Jahre vernachlässigt worden waren, ohne recycelt zu werden. Sie wirkte sichtlich zufrieden, als ich ihr das sagte.

»Schwindelst du auch nicht?«

»Nein, tue ich nicht.«

Sie musterte mich argwöhnisch von der Seite, schien mir aber doch Glauben zu schenken.

»Hat er dir auch die Garage gezeigt?«, fragte sie.

»Wieso die Garage?«

»Na ja, die legendäre Garage mit den vier englischen Wagen.«

»Nein, leider nicht«, sagte ich. »Das Anwesen ist so groß, dass mir die Garage gar nicht aufgefallen ist.«

»Ach so«, sagte sie. »Dann hast du ihn wohl auch nicht gefragt, ob er wirklich einen Jaguar der E-Klasse hat?«

»Nein, ist mir nicht eingefallen. Ich interessiere mich ja auch nicht so besonders für Autos.«

»An einem gebrauchten Toyota Corolla Kombi ist ja auch nichts auszusetzen, oder?«

»Nicht das Geringste.«

»Ich hätte ihn gefragt, ob ich den Jaguar mal anfassen darf. Ein wunderschöner Wagen. Als Kind habe ich einmal einen Film mit Audrey Hepburn und Peter O'Toole gesehen, und seither sehne ich mich danach. Ich weiß sogar noch die Farbe, er war gelb.«

Während sie von dem Sportwagen schwärmte, den sie als junges Mädchen im Film gesehen hatte, tauchte vor meinem inneren Auge der Subaru Forester auf. Der weiße Subaru, der auf dem Parkplatz des Familienrestaurants in der kleinen Stadt an der Küste der Präfektur Miyagi gestanden hatte. Aus meiner Sicht war der kleine,

robuste SUV, natürlich vor allem zum praktischen Gebrauch produziert, nicht gerade ein schöner Wagen. Es sehnte sich wohl kaum jemand danach, ihn einmal berühren zu dürfen. Bei einem Jaguar der E-Klasse war das schon etwas anderes.

»Und die Sauna und den Fitnessraum?«, fragte sie nun. Sie sprach von Menshikis Haus.

»Die Sauna, den Fitnessraum, die Waschküche, das Apartment für die Haushälterin, die Küche, den zehn Quadratmeter großen begehbaren Kleiderschrank und den Partyraum mit Billardtisch habe ich leider nicht gesehen. Er hat mir nicht das ganze Haus gezeigt.«

Menshiki hatte es sicherlich an der Muße gefehlt, mich durch die Villa zu führen, da er an dem Abend noch etwas für ihn so Wichtiges mit mir hatte besprechen wollen.

»Hat er wirklich einen zehn Quadratmeter großen begehbaren Schrank und einen Partyraum mit Billardtisch?«, fragte sie mit großen Augen.

»Keine Ahnung. Habe ich mir nur ausgedacht. Aber wundern würde es mich nicht.«

»Er hat dir also außer seinem Arbeitszimmer nichts gezeigt?«

»Eigentlich interessiere ich mich auch nicht besonders für Innenarchitektur, weißt du. Richtig gesehen habe ich nur die Eingangshalle, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Speisezimmer.«

»Und das berüchtigte Blaubart-Zimmer?«

»Auch Fehlanzeige. ›Übrigens, Herr Menshiki, wo ist eigentlich Ihr berühmtes Blaubart-Zimmer?‹, konnte ich ja schlecht fragen.«

Sie schnalzte unwillig mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Typisch Mann. Ihr seid einfach nicht gut in so was. Und du behauptest, neugierig zu sein! Ich hätte mir jeden Winkel zeigen lassen.«

»Bestimmt haben Männer und Frauen verschiedene Zonen der Neugier.«

»Sieht so aus«, sagte sie nachsichtig. »Macht ja auch nichts. Immerhin habe ich jetzt jede Menge neue Infos über die Villa dieses

Herrn.«

Allmählich wurde mir die Sache etwas mulmig. »Nichts gegen das Sammeln von Informationen, aber wenn die Buschtrommeln sie im ganzen Dschungel verbreiten, könnte das peinlich für mich werden …«

»Kein Problem. Sei ganz unbesorgt«, sagte sie vergnügt.

Dann nahm sie sacht meine Hand und führte sie an ihre Klitoris. In dieser Hinsicht stimmten die Zonen unserer Neugier weitgehend überein. Es war noch Zeit, bis ich zum Unterricht musste. In diesem Moment war mir, als ertönte aus dem Atelier ein leises Läuten. Wahrscheinlich hatte ich mich verhört.

Gleich nachdem sie um kurz vor drei in ihrem roten Mini davongefahren war, ging ich ins Atelier und nahm den Stab mit den Glöckchen aus dem Regal, um ihn zu untersuchen. Von außen konnte ich keine Veränderung feststellen. Er hatte ganz ruhig dort gelegen. Ich schaute mich um, aber auch vom Commendatore war nichts zu sehen.

Also setzte ich mich auf den Hocker vor meine Leinwand und betrachtete das begonnene Porträt des Mannes mit dem weißen Subaru Forester, um zu überlegen, wie ich fortfahren sollte. Doch dann machte ich eine unerwartete Entdeckung. *Das Bild war bereits fertig*.

Natürlich befand es sich noch im Entstehen. Die einzelnen darin angedeuteten Ideen mussten noch umgesetzt werden. Bisher handelte es sich ja nur um den vorläufigen Entwurf eines männlichen Gesichts in drei grob auf meine Kohleskizze aufgetragenen Farben. Natürlich konnte ich mir in dem Gemalten den *Mann mit weißem Subaru Forester* im Idealzustand vor Augen rufen. Sein Gesicht war potenziell vorhanden, wie bei einer optischen Täuschung, doch für niemanden außer mir sichtbar. Das Bild war im Moment nicht mehr als ein erster Ansatz, eigentlich nur eine Andeutung dessen, was kommen sollte. Doch dieser Mann – den ich

nach einer Erinnerung aus der Vergangenheit zu malen versuchte – schien mit seiner hier nur unterschwellig angedeuteten Gestalt bereits zufrieden zu sein. Nein, er forderte sogar von mir, sie nicht deutlicher zu enthüllen.

Finger weg von mir, sagte – oder besser: befahl – der Mann auf dem Bild. *So lassen und nichts mehr hinzufügen.*

Das Bild war im unfertigen Zustand fertig. Das Wesen des Mannes drückte sich in aller Vollkommenheit in dieser unvollkommenen Form aus. Es schien ein Widerspruch in sich zu sein, anders ließ es sich jedoch nicht beschreiben. Und das in dem Bild verborgene Porträt des Mannes suchte mir, seinem Schöpfer, seinen Willen zu vermitteln, bemühte sich, mir etwas Bestimmtes zu verstehen zu geben. Aber ich verstand noch nicht, was. Doch spürte ich ganz deutlich, dass dieser Mann ein Leben hatte, tatsächlich lebte und sich bewegte.

Ich nahm das noch nicht ganz trockene Bild von der Staffelei und stellte es behutsam, ohne die Farbe zu berühren, mit dem Gesicht zur Wand. Ich konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen. Etwas Unheilvolles schien ihm innezuwohnen, von dem ich lieber nichts wissen sollte.

Das Bild verströmte etwas von der Atmosphäre der kleinen Stadt mit dem Fischereihafen und dem Geruch nach Meer, Fischschuppen und Dieselmotoren, den der Wind zum Geschrei der Seevögel träge herumwirbelte. Die schwarze Golfermütze des nicht mehr jungen Mannes, der wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nie Golf gespielt hatte. Sein sonnenverbranntes Gesicht, sein steifer Nacken, sein kurzes, von Grau durchzogenes Haar. Seine abgeschabte Lederjacke. Das Geklapper von Messern und Gabeln in dem Familienrestaurant, das wohl in allen derartigen Restaurants auf der Welt das gleiche war. Und sein weißer Subaru Forester, der bewegungslos auf dem Parkplatz stand. Mit dem Speerfisch-Aufkleber auf der rückwärtigen Stoßstange.

»Schlag mich«, sagte die Frau in meinen Armen. Sie verkrallte die Nägel ihrer beiden Hände in meinen Rücken. Beißender Schweißgeruch ging von ihr aus. Ich gehorchte und schlug ihr leicht mit der flachen Hand ins Gesicht.

»Nicht so, richtig schlagen«, sagte sie mit heftigem Kopfschütteln. »Mit mehr Kraft, so fest du kannst. Macht nichts, wenn man was sieht. So fest, dass meine Nase blutet.«

Mir war überhaupt nicht danach, die Frau zu schlagen. Ich neige nicht zu Gewalt, so gut wie überhaupt nicht. Aber sie bat *ernsthaft* darum, *ernsthaft* geschlagen zu werden. Was sie brauchte, war echter Schmerz. Gehorsam schlug ich sie ein wenig fester, sodass ein roter Abdruck zurückblieb. Als ich sie schlug, krampfte sich ihr Fleisch heftig um meinen Penis. Wie ein hungriges Lebewesen, das eine Beute verschlingt.

»Jetzt drück mir noch die Kehle zu«, flüsterte mir die Frau gleich darauf ins Ohr. »Hiermit.« Sie zog den Gürtel eines der weißen Bademäntel unter dem Kissen hervor, den sie anscheinend zuvor dort deponiert hatte.

Mir war, als käme das Flüstern von irgendwo anders.

Ich weigerte mich. Das würde ich in keinem Fall tun. Es war zu gefährlich. Jemand konnte sterben, wenn etwas schiefging.

»Du brauchst nur so zu tun«, beschwor die Frau mich keuchend. »Du brauchst nicht wirklich zuzuziehen. Es reicht, wenn du so tust. Leg ihn mir nur um den Hals und zieh ein kleines bisschen. Das genügt.«

Ich konnte es ihr nicht verweigern.

Unpersönlich klapperte das Geschirr im Familienrestaurant.

Ich schüttelte den Kopf, um die Erinnerung loszuwerden. Ich hätte dieses Erlebnis gern vergessen, am liebsten für immer aus meinem Gedächtnis getilgt. Aber ich spürte noch ganz deutlich, wie sich der Gürtel des Bademantels angefühlt hatte. Ebenso den Widerstand ihrer Kehle. Nie würde ich das vergessen.

Und dieser Mann wusste davon. Er wusste, was ich in jener Nacht getan hatte. Und wo ich es getan hatte. Und was ich gedacht hatte.

Was sollte ich mit dem Bild machen? Sollte ich es einfach mit dem Gesicht zur Wand hier im Atelier stehen lassen? Es beunruhigte mich, obwohl ich es umgedreht hatte. Ich konnte es woandershin stellen, aber dafür kam nur der Dachboden infrage. Der gleiche Ort, an dem Tomohiko Amada *Die Ermordung des Commendatore* versteckt hatte. Offenbar eignete er sich am besten, um innere Regungen zu verbergen. Im Geist wiederholte ich meine Worte von vorher.

Als Maler kann ich die Farben von Speisen natürlich ziemlich gut wiedergeben, aber nicht ihr Aroma. Das hängt mit meinem Beruf zusammen.

Die ganzen mysteriösen Dinge um mich herum setzten mir allmählich zu. *Die Ermordung des Commendatore* von Tomohiko Amada, das ich auf dem Dachboden gefunden hatte, der sonderbare Glockenstab aus der Steinkammer im Wäldchen, die Idee, die mir in Gestalt des Commendatore erschien, und der Mann mit dem weißen Subaru Forester. Hinzu kam noch dieser sonderbare weißhaarige Menshiki, der auf der anderen Seite des Tals lebte und mich aus irgendeinem Grund in einen Plan hineinziehen wollte, den er im Kopf hatte.

Der Strudel, der mich umwirbelte, wurde immer reißender. Und ich konnte mich ihm nicht mehr entziehen. Es war bereits zu spät. Und dieser Strudel war völlig lautlos. Seine außergewöhnliche Stille machte mir Angst.

28 FRANZ KAFKA LIEBTE ABHÄNGE

An jenem Abend fand also mein Malkurs für Kinder in Odawara statt. Diesmal gab ich ihnen die Aufgabe, einen Menschen zu zeichnen. Dazu sollten sie sich zu zweit zusammentun, sich etwas von dem Material aussuchen, das ich an der Wand bereitgelegt hatte (Holzkohle und verschiedene Arten von weichen Bleistiften), und sich gegenseitig malen. Sie hatten eine Viertelstunde Zeit (präzise mit einer Küchenuhr gemessen), sollten keinen Radiergummi benutzen und nach Möglichkeit mit nur einem Blatt auskommen.

Anschließend ließ ich sie einzeln vortreten und den anderen ihr Bild präsentieren. Jedes Kind durfte frei seine Meinung sagen, aber da der Kurs nur aus wenigen Kindern bestand, herrschte eine harmonische und freundschaftliche Atmosphäre. Danach schaltete ich mich ein und verriet ihnen ein paar schlichte Tricks. Ich erklärte mit einfachen Worten, worin der Unterschied zwischen einer Zeichnung und einer Skizze bestand. Nämlich darin, dass eine Zeichnung so etwas wie ein Plan für ein Bild war und bis zu einem gewissen Grad präzise sein musste, während eine Skizze nur einen ersten spontanen Eindruck wiedergeben konnte, den man sich in groben Zügen notierte, ehe er verloren ging. Bei einer Skizze kam es eher auf eine ausgewogene Perspektive und Schnelligkeit an als auf Präzision. So gab es viele namhafte Maler, die nicht gut im Skizzieren waren, während dies schon immer meine Stärke gewesen war.

Am Ende wählte ich eines der Kinder als Modell aus, um es zu Demonstrationszwecken mit weißer Kreide an die Tafel zu zeichnen. Die Kinder waren hellauf begeistert. »Toll! Und wie schnell!« und »Wie aus dem Gesicht geschnitten«, riefen sie. Die Schüler ehrlich zu

beeindrucken ist eine der wichtigsten Aufgaben eines Lehrers, finde ich.

Danach wurden die Partner gewechselt, und die Skizzen der Kinder fielen bei diesem zweiten Versuch erheblich besser aus. Die Geschwindigkeit, mit der sie das neue Wissen aufgesogen hatten, war so groß, dass ich richtig fasziniert von den Möglichkeiten des Unterrichtens war. Natürlich waren einige begabter als andere. Aber das spielte für mich keine Rolle. Denn ich zog es ohnehin vor, den Kindern beizubringen, die Dinge zu sehen, statt konkrete Bilder davon zu malen.

Als Modell hatte ich (natürlich nicht ohne Hintergedanken) Marie Akikawa ausgewählt und ein einfaches Brustbild von ihr an die Tafel gezeichnet. Genau genommen war es eigentlich keine Skizze, aber der Hergang war in etwa gleich. Die Zeichnung war in drei Minuten fertig. Ich benutzte den Unterricht, um auszuprobieren, für welche Art von Bild Marie sich eignete, und stellte fest, dass sie als Modell ein ziemlich einmaliges und vielfältiges Potenzial in sich barg.

Bisher hatte ich Marie Akikawa gar nicht so bewusst wahrgenommen, doch als ich sie nun als Gegenstand meiner Zeichnung aufmerksamer betrachtete, wurde mir plötzlich klar, dass sie ein ziemlich interessantes Äußeres hatte. Ihre Züge waren nicht einfach nur regelmäßig und attraktiv, auch wenn sie zweifellos ein sehr hübsches junges Mädchen war. Bei genauerem Hinsehen hatten sie zugleich etwas Unausgewogenes, einen unbeständigen Ausdruck, hinter dem sich eine gewisse Energie und Antriebskraft zu verbergen schien. Er ließ mich an ein intelligentes, geschmeidiges Tier denken, das sich im hohen Buschwerk versteckt. Diesem Eindruck wollte ich, wenn möglich, eine angemessene Form geben, was in drei Minuten kaum zu bewältigen war. Besser gesagt: unmöglich war. Ich brauchte mehr Zeit, um ihr Gesicht gründlich zu studieren und seine verschiedenen Aspekte zu analysieren. Und ich musste das junge Mädchen besser kennenlernen.

Ich wischte das Bild an der Tafel nicht weg und blieb, als die Kinder schon gegangen waren, noch länger allein im Klassenzimmer zurück, um die Kreidezeichnung genau zu betrachten. Ich versuchte, irgendwo eine Ähnlichkeit mit Menshiki zu entdecken, gelangte jedoch zu keinem Ergebnis. Mal schienen sie sich zu ähneln, dann wieder nicht. Hätte ich eine Ähnlichkeit benennen müssen, so wären es die Augen gewesen. Das momentane, eigentümliche Aufblitzen darin schienen sie zu teilen.

Blickt man länger auf den Grund einer klaren Quelle, entdeckt man mitunter ein ähnliches gebündeltes Licht. Allerdings nur, wenn man sehr genau hinsieht. Und bei der geringsten Erschütterung verliert das Bündel sofort seine Form. Je angestrengter man danach Ausschau hält, desto mehr fragt man sich, ob man vielleicht einer optischen Täuschung erlegen sein könnte. Doch es gibt dieses Licht, ganz zweifelsfrei. Und unter den vielen Menschen, die ich gemalt hatte, waren hin und wieder solche gewesen, an denen ich diese »Lumineszenz« hatte wahrnehmen können. Ihre Zahl war gering. Doch dieses Mädchen – und auch Menshiki – gehörte zu diesen wenigen.

Als die Sekretärin, eine Dame mittleren Alters, zum Aufräumen kam, stellte sie sich neben mich und betrachtete bewundernd die Zeichnung an der Tafel.

»Das ist die kleine Marie Akikawa, nicht wahr?« Sie hatte sie auf den ersten Blick erkannt. »Sie haben sie ausgezeichnet getroffen. Sie sieht aus, als würde sie sich gleich bewegen. Es ist direkt schade, sie wegzuwischen.«

»Danke«, sagte ich. Ich erhob mich von dem Pult und wischte das Bild mit dem Tafelschwamm säuberlich weg.

Am nächsten Tag, einem Samstag, tauchte der Commendatore endlich wieder auf. Es war das erste Mal seit dem Abendessen bei Menshiki am Dienstag, dass er mir erschien – oder, um es mit seinen Worten auszudrücken, »Gestalt annahm«. Als ich am Nachmittag

nach dem Einkaufen im Wohnzimmer las, hörte ich es im Atelier läuten. Ich ging hinüber und sah den Commendatore im Regal sitzen und den Stab mit den Glöckchen an seinem Ohr bewegen, wie um ihren eigenartigen Klang zu prüfen. Sobald er mich sah, hörte er damit auf.

»Lange nicht gesehen«, sagte ich.

»Das ist doch gar nichts«, entgegnete er ungerührt. »Eine Idee wandert Jahrhunderte und Jahrtausende um die Welt, da kommt es auf einen oder zwei Tage nicht an.«

»Wie fanden Sie den Abend bei Herrn Menshiki?«

»O ja, das war ein höchst unterhaltsames Bankett. Natürlich konnte ich nichts essen, aber dafür war es für mich ein Augenschmaus. Und diesen Menshiki finde ich ebenfalls höchst interessant. Er ist ein sehr vorausschauender Mann und einer, der vieles in seinem Inneren bewahrt.«

»Er hat mich um etwas gebeten.«

»Ich weiß«, sagte der Commendatore desinteressiert, in die Betrachtung der alten Glöckchen versunken. »Ich habe nur mitgehört. Das sind Angelegenheiten, die mich nicht betreffen. Praktische oder besser gesagt realistische Angelegenheiten zwischen Euch und dem Menshiki.«

»Darf ich Sie etwas fragen?«

Der Commendatore rieb sich seinen Kinnbart. »Ja, fragt nur. Ich weiß aber nicht, ob ich antworten kann.«

»Es geht um das Bild von Tomohiko Amada – *Die Ermordung des Commendatore*. Sie kennen es ja. Schließlich haben Sie ihm die Gestalt entliehen, in der Sie auftreten. Anscheinend liegt diesem Bild ein Attentat zugrunde, das 1938 in Wien stattgefunden hat. Es heißt, Tomohiko Amada sei selbst an diesem Vorfall beteiligt gewesen. Wissen Sie etwas darüber?«

Der Commendatore verschränkte die Arme und überlegte einen Moment lang. Dann kniff er die Augen zusammen. »Es hat auch viel Gutes, wenn manches im Dunkel der Geschichte verschwindet. Die

Wahrheit ist nicht notwendigerweise bereichernd. Objektivität ist der Subjektivität nicht notwendigerweise überlegen. Und Fakten vertreiben keine Wahnvorstellungen.«

»Es klingt vielleicht banal, aber dieses Bild scheint stark an den Betrachter zu appellieren. Ich frage mich, ob Tomohiko Amada es vielleicht gemalt hat, um ein bedeutendes Ereignis in seinem Leben, das er aber nicht preisgeben konnte, verschlüsselt darzustellen. Ob er gleichsam ein metaphorisches Bekenntnis abgelegt hat, indem er mithilfe seines neuen Mediums – der Nihonga-Malerei – die Beteiligten in ein Bühnenstück und in eine andere Zeit versetzt hat. Ich meine sogar, dass er zu dem Zweck die westliche Malerei verworfen und sich der Nihonga zugewendet hat.«

»Genügt es nicht, dass das Bild davon erzählt?«, sagte der Commendatore ruhig. »Dabei sollte man es belassen. Metapher bleibt Metapher, Verschlüsselung bleibt Verschlüsselung, und ein Sieb bleibt ein Sieb. Was passt Euch daran nicht?«

Wieso er plötzlich von einem Sieb sprach, wusste ich nicht, aber ich ließ es auf sich beruhen.

»Es geht nicht darum, ob es mir passt oder nicht. Ich würde nur gern die Hintergründe wissen, die Tomohiko Amada dazu bewogen haben, dieses Bild zu malen. Denn irgendetwas will es uns ja sagen. Davon bin ich überzeugt. Es wurde definitiv aus einem konkreten Anlass gemalt.«

Der Commendatore rieb sich wieder den Bart, als würde er nachdenken. »Franz Kafka liebte Abhänge. Er fühlte sich von allen abschüssigen Wegen angezogen. Er sah sich gern Häuser an, die an steilen Straßen lagen. Er saß stundenlang mit gerecktem Hals am Straßenrand, um sie zu beobachten. Er war schon ein seltsamer Knabe. Habt Ihr das gewusst?«

Das mit Kafka und den Abhängen? »Nein, wusste ich nicht«, sagte ich. Ich hatte nie etwas davon gehört.

»Und da Ihr es nun wisst, versteht Ihr doch sicher seine nachgelassenen Schriften etwas besser, nicht wahr?«

Ich ließ die Frage unbeantwortet. »Heißt das, Sie haben Franz Kafka gekannt? Persönlich?«

»Natürlich wusste er nichts über mich persönlich«, sagte der Commendatore. Dann kicherte er, als sei ihm etwas Bestimmtes eingefallen. Es war wahrscheinlich das erste Mal, dass ich den Commendatore ein wenig lauter lachen hörte. Ob es etwas an Franz Kafka war, das ihn zum Lachen reizte?

Der Commendatore setzte wieder seine übliche Miene auf.

»Die Welt ist Vorstellung, das ist die Wahrheit. Vorstellung ist Wahrheit und Wahrheit Vorstellung«, fuhr er fort. »Das Beste ist es, diese Vorstellung einfach mit einem Zug zu schlucken, wie sie ist. Da gibt es weder Gründe noch Fakten, weder Schweinenabel noch Ameisen-Goldkugel. Jeder Versuch, mit anderen Mitteln auf den Weg zur Erkenntnis zu gelangen, muss scheitern. Da kann man ja gleich ein Sieb auf dem Wasser schwimmen lassen. Ich will über niemanden schlecht reden. Jeder kann tun, was er will. Aber was der Menshiki tut, ist nichts anderes. Es ist armselig.«

»Heißt das, alles, was wir tun, sind letztendlich vergebliche Versuche?«

»*Etwas, das voller Löcher ist, aufs Wasser zu setzen, hat noch niemandem genützt.«*

»Was genau macht Herr Menshiki denn falsch?«

Der Commendatore zuckte leicht mit den Schultern. Zwischen seinen Brauen bildete sich eine charmante Falte, die mich an den jungen Marlon Brando erinnerte. Eigentlich erschien es mir undenkbar, dass der Commendatore *Die Faust im Nacken* von Elia Kazan gesehen hatte, und dennoch runzelte er seine Stirn auf die gleiche Weise wie Marlon Brando in diesem Film. Allerdings konnte ich keineswegs ermessen, bis in welche Bereiche er vordrang, um sie als Quellen für sein Äußeres und seine Mimik zu nutzen.

»Über *Die Ermordung des Commendatore* von Tomohiko Amada kann ich Euch nicht viel sagen. Das Bild ist metaphorisch, und seine wahre Bedeutung liegt im Verborgenen. Und verborgene

Bedeutungen und Metaphern sollten nicht mit Worten erklärt werden. Man muss sie einfach schlucken.«

Darauf kratzte der Commendatore sich – krrrt – mit der Spitze seines kleinen Fingers hinter dem Ohr. Wie eine Katze, bevor es anfängt zu regnen.

»Doch einen kleinen Rat kann ich Euch geben. Morgen Abend werdet Ihr einen Anruf von dem Menshiki erhalten, und Ihr solltet Euch Eure Antwort *sehr gründlich* überlegen. Auch wenn keine dieser Überlegungen etwas an Eurer Antwort ändern wird, solltet Ihr Euch Zeit lassen«, sagte er.

»Ich soll ihm also zu verstehen geben, dass ich mir die Sache gut überlege, nicht? Als Schwertübung sozusagen?«

»Genau. Es ist eine altbewährte Verhandlungstaktik, das erste Angebot abzulehnen. Es kann nicht schaden, wenn Ihr das im Kopf behaltet.« Wieder kicherte der Commendatore. Er schien heute in ziemlich guter Stimmung zu sein. »Um das Thema zu wechseln. Das Reiben der Klitoris bereitet wohl Vergnügen, nicht wahr?«

»Deshalb macht man es wohl, aber ich weiß es nicht«, sagte ich ehrlich meine Meinung.

»Ich verstehe das nicht, obwohl ich direkt danebenstand.«

»Ich glaube, ich auch nicht«, sagte ich. Offenbar wussten Ideen auch nicht alles.

»Wie dem auch sei – jetzt muss ich schnell verduften«, sagte der Commendatore. »Ich muss noch kurz *woandershin*. Hab keine Zeit.«

Damit verschwand er. Löste sich nach und nach auf wie die Grinsekatze. Ich ging in die Küche, machte mir etwas Leichtes zum Abendessen und dachte ein wenig darüber nach, wohin sich eine Idee wohl sonst *noch kurz* begeben musste. Aber natürlich hatte ich keine Ahnung.

Wie der Commendatore es vorausgesagt hatte, erhielt ich am nächsten Abend gegen acht Uhr einen Anruf von Menshiki.

Als Erstes bedankte ich mich erneut für das köstliche Abendessen. Menshiki wehrte ab. Aber nein, das sei doch nicht der Rede wert gewesen. Er habe für den amüsanten Abend zu danken. Worauf ich ihm wiederum für den Bonus dankte, den er mir zusätzlich überwiesen hatte. Aber nein, das sei doch selbstverständlich. Es sei ein so wunderbares Bild und ich solle mir überhaupt keine Gedanken machen, wehrte er abermals bescheiden ab. Nachdem die gegenseitigen Dankesbezeugungen abgeschlossen waren, herrschte einen Moment lang Schweigen.

»Übrigens, wegen Marie Akikawa«, sagte Menshiki ohne Überleitung, als würde er über das Wetter reden. »Sie erinnern sich doch an meinen Vorschlag vom letzten Mal, sie Modell sitzen zu lassen?«

»Selbstverständlich.«

»Herr Matsushima vom Vorstand hat bereits bei Maries Tante nachgefragt, ob es möglich wäre, sie als Modell für ein Porträt zu gewinnen, und sie hat zugestimmt.«

»Aha«, sagte ich.

»Wenn Sie also bereit wären, sie zu porträtieren, stünde dem nichts mehr im Wege.«

»Aber findet Herr Matsushima es nicht seltsam, dass Sie sich so für mich engagieren?«

»In diesem Punkt habe ich besondere Vorsicht walten lassen. Sie können unbesorgt sein. Ich habe ihm zu verstehen gegeben, dass ich die Rolle eines Mäzens einnehme. Ich hoffe, das stört Sie nicht …«

»Nein, das macht mir nichts aus«, sagte ich. »Aber ist Marie denn einverstanden? Sie scheint so ein stilles, schüchternes und nach innen gekehrtes Mädchen zu sein.«

»Um die Wahrheit zu sagen, war die Tante anfangs nicht sehr begeistert, dass ihre Nichte einem Maler Modell sitzen soll. Offenbar fand sie es anrüchig und hat sich auch ziemlich unfreundlich über Ihre Zunft geäußert.«

»Macht nichts, das ist die gängige Ansicht über Künstler.«

»Aber Marie selbst stand der Sache positiv gegenüber. Sie sagte, wenn Sie sie malen wollten, würde sie sich gern als Modell zur Verfügung stellen. Und sie konnte ihre Tante überzeugen.«

Wie kam das denn? Wahrscheinlich hatte es damit zu tun, dass ich sie an die Tafel gezeichnet hatte. Aber das wollte ich Menshiki nicht sagen.

»Ist das nicht eine ideale Entwicklung?«, fragte er.

Ich überlegte. War diese Entwicklung wirklich so ideal? Menshiki schien zu erwarten, dass ich etwas sagte. »Können Sie mir noch ein bisschen ausführlicher erklären, wie Sie es dargestellt haben?«

»Das lässt sich leicht zusammenfassen. Sie suchen ein Modell für ein Bild. Und Marie Akikawa, ein Mädchen aus Ihrem Malkurs, scheint Ihnen besonders geeignet zu sein. Also fragen Sie über den Vorstand Herrn Matsushima bei der erziehungsberechtigten Tante an. Herr Matsushima bürgt persönlich für Ihre Integrität und Kompetenz. Sie haben einen untadeligen Charakter und sind ein hingebungsvoller Lehrer. Auch Ihre Fähigkeiten als Maler verheißen eine vielversprechende Zukunft. Ich trete überhaupt nicht in Erscheinung. Dafür habe ich gesorgt. Natürlich sitzt sie Ihnen angezogen Modell, und ihre Tante begleitet sie. Und es soll nicht länger als bis Mittag dauern. Das sind die Bedingungen ihrerseits. Wie finden Sie das?«

Dem Rat des Commendatore (»Das erste Angebot immer ablehnen«) folgend, beschloss ich, Menshiki ein wenig auszubremsen.

»Die Bedingungen sind kein Problem. Dennoch hätte ich gern noch mehr Bedenkzeit. Ich muss noch etwas über das Porträt an sich nachdenken.«

»Natürlich«, sagte Menshiki ruhig. »Bitte, denken Sie nach, solange Sie möchten. Es besteht ja kein Grund zur Eile. Immerhin sind Sie derjenige, der das Bild malt, und solange Ihnen nicht danach ist, kann es nicht losgehen. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass alle praktischen Dinge geregelt sind. Und noch eins, auch wenn es

vielleicht überflüssig ist: Ich möchte Ihnen noch mal ausdrücklich danken, dass Sie meine Bitte in Betracht ziehen.«

Das ging ja schnell, dachte ich. Das Projekt kam mit beeindruckender Geschwindigkeit und Effizienz ins Rollen. Wie ein Ball auf einer abschüssigen Straße … Ich stellte mir vor, wie Franz Kafka an einer Hangstraße saß und einen immer schneller werdenden Ball beobachtete. Ich musste jetzt sehr umsichtig sein.

»Würden Sie mir noch zwei Tage Zeit lassen?«, fragte ich. »Ich denke, dann kann ich Ihnen die Antwort geben.«

»Das genügt mir. Ich rufe Sie in zwei Tagen wieder an«, sagte Menshiki, und wir legten auf.

Um die Wahrheit zu sagen, hätte ich die zwei Tage gar nicht gebraucht. Denn ich war ohnehin so entschlossen, ja so erpicht darauf, Marie Akikawa zu porträtieren, dass mich niemand davon hätte abbringen können. Den Aufschub von zwei Tagen hatte ich mir nur erbeten, um nicht von Menshikis Tempo überrollt zu werden. Mein Instinkt und auch der Commendatore sagten mir, dass es besser sei, sich Zeit zu nehmen und durchzuatmen.

Da kann man ja gleich ein Sieb aufs Wasser setzen, hatte der Commendatore gesagt, und: *Etwas, das voller Löcher ist, auf dem Wasser schwimmen zu lassen, hat noch niemandem genützt.*

Er hatte mir etwas angedeutet, etwas, das kommen würde.

29 EIN UNNATÜRLICHES ELEMENT

Die folgenden zwei Tage verbrachte ich damit, mich in die beiden Bilder zu vertiefen, *Die Ermordung des Commendatore* von Tomohiko Amada und das Bild des Mannes mit dem weißen Subaru Forester, das ich gemalt hatte. *Die Ermordung des Commendatore* hing jetzt an einer Wand im Atelier, und *Mann mit weißem Subaru Forester* stand mit dem Gesicht zur Wand in einer Ecke (nur wenn ich es betrachten wollte, stellte ich es auf die Staffelei). Ansonsten hörte ich Musik, kochte, machte sauber, jätete im Garten Unkraut und ging in der Umgebung spazieren, um die Zeit totzuschlagen. Zum Malen hatte ich keine Lust. Auch der Commendatore zeigte sich nicht. Ich sah und hörte nichts von ihm.

Während ich die Pfade in der Umgebung abwanderte, hielt ich Ausschau nach Marie Akikawas Haus, aber ich konnte herumlaufen, so viel ich wollte, nirgends fand ich eine Stelle, von der aus ich es hätte sehen können. Per Luftlinie konnte es nicht weit von Menshikis Villa entfernt sein, aber die hügelige Topografie verhinderte wohl den Blick darauf. Wenn ich durch das Wäldchen ging, war ich unwillkürlich auf der Hut vor Wespen.

Beim Betrachten der Bilder wurde mir erneut klar, dass mein Gefühl mich nicht trog – bei keinem von beiden. Beide schienen mich zu bestürmen: *Die Ermordung des Commendatore* drängte mich, seine geheime Botschaft zu entschlüsseln, und der *Mann mit weißem Subaru Forester* verlangte von mir, seinem Schöpfer, dem Porträt nichts mehr hinzuzufügen. Beide Forderungen waren äußerst eindringlich – zumindest kam es mir so vor –, sodass mir nichts anderes übrig blieb, als ihnen Folge zu leisten. Ich ließ *Mann mit*

weißem Subaru Forester, wie es war (obwohl ich gern gewusst hätte, worauf seine Forderung sich gründete), und bemühte mich zugleich, die wahre Botschaft aus *Die Ermordung des Commendatore* herauszulesen. Doch das Rätsel der beiden Bilder war schwerer zu knacken als ein paar Walnüsse, und mein Zugriff war einfach nicht stark genug, um ihre harte Schale zu durchbrechen.

Wäre nicht die Sache mit Marie Akikawa gewesen, hätte ich womöglich meine restlichen Tage damit verbracht, ratlos von einem Bild zum anderen zu schauen. Doch durch Menshikis Anruf am Abend des zweiten Tages wurde der Bann gebrochen.

»Und? Sind Sie zu einem Entschluss gelangt?«, fragte Menshiki, nachdem er sämtlichen Anforderungen einer höflichen Begrüßung Genüge getan hatte. Natürlich wollte er gleich wissen, ob ich Marie Akikawa porträtieren würde.

»Ja, grundsätzlich bin ich dazu bereit«, antwortete ich. »Aber nur unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Im Augenblick kann ich nicht vorhersagen, welche Art von Bild es werden wird. Sein Stil entscheidet sich erst, wenn Marie Akikawa tatsächlich vor mir sitzt und ich den Pinsel in der Hand halte. Falls mir nichts einfällt, kann ich das Bild nicht malen. Oder ich bekomme es hin, aber es gefällt mir nicht. Oder Ihnen gefällt es nicht. Also möchte ich es ganz spontan und ohne jede Verpflichtung Ihnen gegenüber in Angriff nehmen. Kein Auftrag, keine Vorschläge.«

Nach einer kurzen Atempause tastete Menshiki sich vor. »Das heißt, Sie werden mir das Werk unter keinen Umständen aushändigen, falls Sie nicht davon überzeugt sind? Ist es das, was Sie sagen wollen?«

»Ja, diese Möglichkeit besteht. Ich möchte mir auf alle Fälle vorbehalten, was mit dem Bild geschieht. Das ist meine Bedingung.«

Menshiki dachte eine Weile nach. »Anscheinend bleibt mir gar nichts anderes übrig, als zuzustimmen, nicht wahr? Wenn ich Ihre Bedingung nicht annehme, werden Sie das Bild nicht malen.«

»Genau. Es tut mir leid.«

»Erhoffen Sie sich ohne den einengenden Rahmen eines Auftrags oder Vorschlags größere künstlerische Freiheit? Oder belastet Sie der finanzielle Aspekt, der ja auch mit hineinspielt?«

»Wahrscheinlich ist es ein wenig von beidem. Aber das Wichtigste ist für mich, emotional unbefangen und natürlich zu sein.«

»Was meinen Sie mit *natürlich*?«

»Ich möchte alles Gekünstelte, jedes *unnatürliche Element*, das ein solcher Auftrag beinhalten könnte, aus meiner Arbeit herauslassen.«

»Wollen Sie damit sagen, Sie finden an meiner Bitte, Marie Akikawa zu porträtieren, etwas Unnatürliches?«, fragte er mit einer gewissen Schärfe.

Da kann man ja gleich ein Sieb aufs Wasser setzen, hatte der Commendatore gesagt, und: *Etwas, das voller Löcher ist, auf dem Wasser schwimmen zu lassen, hat noch niemandem genützt.*

»Was ich sagen will, ist, dass ich in diesem besonderen Fall eine gleichberechtigte Beziehung wahren möchte, in der Vor- und Nachteile keine Rolle spielen. Vielleicht klingt das ein wenig unhöflich.«

»Nein, was soll daran unhöflich sein? Eine gleichberechtigte Beziehung zu pflegen ist doch selbstverständlich. Sie können mir alles sagen, was Sie denken.«

»Ich möchte das Porträt von Marie Akikawa spontan und unabhängig malen und nicht als etwas, das in erster Linie an Ihre Absichten geknüpft ist. Es würde mir an der richtigen Inspiration fehlen. Ich wäre spirituell und materiell zu stark gebunden.«

Menshiki überlegte einen Moment lang. »Ich verstehe das sehr gut. Also werde ich Ihnen die Fesseln eines Auftrags ersparen. Auch die Frage des Honorars vergessen Sie bitte ganz. Es war voreilig von mir, Ihnen Geld anzubieten. Und was wir mit dem fertigen Bild machen, entscheiden wir, wenn Sie es mir zeigen. Selbstverständlich werden Ihre Wünsche respektiert, Sie sind schließlich der Schöpfer

des Bildes. Aber wie sieht es mit meiner anderen Bitte aus? Wissen Sie, welche ich meine?«

»Dass Sie mich im Atelier besuchen wollen, wenn Marie Akikawa mir Modell sitzt?«

»Genau.«

Ich überlegte kurz. »Da sehe ich kein Problem. Sie sind mein Nachbar, wir sind befreundet, und Sie kommen am Sonntagmorgen auf Ihrem Spaziergang kurz vorbei. Wir plaudern ein wenig. Daran ist ja überhaupt nichts Ungewöhnliches.«

Menshiki schien erleichtert. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn wir das so machen könnten. Ich würde Ihnen natürlich niemals Ungelegenheiten bereiten. Ist es Ihnen recht, wenn wir konkret verabreden, dass Marie Akikawa am nächsten Sonntagvormittag zu Ihnen kommt? Herr Matsushima agiert als Vermittler zwischen Ihnen und der Familie Akikawa und wird alles regeln.«

»Ja, ist mir recht. Die beiden sollen am Sonntagvormittag vorbeikommen, und Marie wird mir Modell sitzen. Vor zwölf beenden wir die Sitzung. Das werden wir einige Wochen so fortsetzen. Vielleicht fünf oder sechs.«

»Ich sage Ihnen noch einmal Bescheid, wenn alle Einzelheiten feststehen.«

Damit hatten wir alles Notwendige besprochen, aber Menshiki fiel noch etwas ein.

»Ach ja«, sagte er. »Übrigens habe ich noch etwas über Tomohiko Amadas Zeit in Wien herausgefunden. Ich sagte doch, der Anschlag auf den hohen Nazifunktionär, in den er verwickelt war, habe unmittelbar nach dem Anschluss stattgefunden, aber es muss Anfang Herbst 1938 gewesen sein. Das heißt, etwa ein halbes Jahr nach dem Anschluss. Sie wissen sicher, was es mit dem Anschluss Österreichs auf sich hatte, nicht wahr?«

»Nicht so genau.«

»Am 12. März 1938 überschritt die deutsche Wehrmacht die Grenze, marschierte in Österreich ein und besetzte in einem

Handstreich Wien. Bundespräsident Miklas ernannte auf Druck des NS-Regimes Arthur Seyß-Inquart, Mitglied der NSDAP, zum Kanzler. Zwei Tage später traf Hitler in Wien ein. Am 10. April wurde eine Volksabstimmung über den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich abgehalten. Die Abstimmung war als frei und geheim ausgewiesen, jedoch gab es alle möglichen komplizierten Einzelheiten, und offenbar brauchte man ziemlich viel Mut, um eine Gegenstimme abzugeben. Im Ergebnis waren 99,73 Prozent für den Anschluss. Damit war Österreich in das Deutsche Reich eingegliedert und nicht mehr existent. Waren Sie schon einmal in Wien?«

Ich war noch nie außerhalb Japans gewesen, von Wien gar nicht zu reden. Ich hatte nicht einmal einen Reisepass.

»Wien ist eine unvergleichliche Stadt«, sagte Menshiki. »Man spürt es sofort, auch wenn man nur kurz dort ist. Wien ist anders als Deutschland. Die Atmosphäre ist anders, die Menschen sind anders, die Küche ist anders, die Musik ist anders. Wien ist ein besonderer Ort, an dem man das Leben genießt und die Künste liebt. Doch zu jener Zeit war Wien in Aufruhr. Der Sturm der Tyrannei wütete. Es war diese aufgewühlte Stadt, in der Tomohiko Amada lebte. Bis zu jener Volksabstimmung hatten die Nazis sich noch einigermaßen benommen, aber nachdem der Anschluss vollzogen war, gingen sie mit all ihrer Brutalität vor. Als Erstes ließ Himmler im Norden Österreichs das Konzentrationslager Mauthausen errichten. Es war innerhalb weniger Wochen fertig. Seine Errichtung war für die NS-Regierung von oberster Dringlichkeit. In kürzester Zeit wurden dort Zehntausende von Menschen wegen politischer Vergehen inhaftiert. Wer nach Mauthausen geschickt wurde, galt als unverbesserlich, das hieß ›kaum noch erziehbar‹, kriminell und asozial. Demzufolge war die Behandlung der Gefangenen äußerst grausam und brutal. Die meisten wurden hingerichtet oder verloren bei schwerster Zwangsarbeit in Steinbrüchen ihr Leben. ›Kaum erziehbar‹ bedeutete, dass, wer einmal dort gelandet war, nicht mehr lebend herauskam. Zudem wurden zahlreiche Widerstandskämpfer durch

Folter bei Verhören getötet, ohne in ein Lager geschickt zu werden, und heimlich im Dunkeln verscharrt. Das Attentat, in das Tomohiko Amada verwickelt war, fand in dem nach dem Anschluss herrschenden Chaos statt.« Schweigend hörte ich Menshiki zu. »Wie gesagt, gibt es kein offizielles Protokoll über einen Anschlag auf einen hochrangigen Funktionär zwischen Sommer und Herbst 1938 in Wien. Was bei genauerer Betrachtung einigermaßen merkwürdig ist. Denn falls es diesen Attentatsversuch wirklich gegeben haben sollte, hätten Hitler und Goebbels ihn doch bekannt gemacht und politisch ausgeschlachtet. So wie bei der Reichspogromnacht oder ›Kristallnacht‹, wie sie auch genannt wird. Sie wissen doch, was die Kristallnacht war?«

»Ja, schon«, sagte ich. Ich hatte einmal einen Film über dieses Ereignis gesehen. »Ein Angehöriger der deutschen Botschaft in Paris wurde von einem jüdischen Widerstandskämpfer angegriffen und getötet. Diesen Vorfall benutzten die Nazis, um in ganz Deutschland antisemitische Pogrome zu entfachen, zahlreiche jüdische Geschäfte wurden zerstört und viele Menschen getötet. Den Namen hat dieses Ereignis von dem zersplitterten Glas der Schaufenster, das funkelte wie Kristall.«

»Ja, das war im November 1938. Die deutsche Regierung behauptete, die Gewalt habe sich spontan ausgebreitet, aber in Wirklichkeit haben die Nazis unter der Führung von Goebbels das Attentat benutzt, um systematisch zu brutalen Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung aufzuhetzen. Der Attentäter Herschel Grynszpan hatte die Tat begangen, um sich für die grausame Behandlung seiner Familie in Deutschland zu rächen. Eigentlich hatte er den deutschen Botschafter erschießen wollen, das misslang jedoch, und er tötete den Botschaftsangehörigen Ernst vom Rath. Ironischerweise stand der getötete vom Rath wegen antinationalsozialistischer Umtriebe unter Beobachtung der Behörden. Mit anderen Worten: Eine Verschwörung gegen eine NS-Schlüsselfigur in Wien zur selben Zeit hätte zweifellos zu einer

ähnlichen Hetzkampagne geführt. Und man hätte sie als Vorwand für noch brutalere Repressalien gegen Widerständler genutzt. Zumindest wäre ein solcher Attentatsversuch auf keinen Fall vertuscht worden.«

»Sie meinen, der Vorfall wurde nicht öffentlich gemacht, weil bestimmte Umstände es verhinderten?«

»Es scheint sicher zu sein, dass er stattgefunden hat. Doch sämtliche Studenten, die mit dem Attentat zu tun hatten, wurden verhaftet und ausnahmslos hingerichtet. Mundtot gemacht. Einer Theorie zufolge war die Tochter des Funktionärs ebenfalls Mitglied der Widerstandsgruppe, was ein weiterer Grund für die Vertuschung gewesen sein könnte. Aber das ist nicht sicher. Nach dem Krieg tauchten mehrere Zeugenaussagen auf, aber ihre Glaubwürdigkeit ist nicht garantiert. Der Name der Widerstandsgruppe lautete übrigens *›Candela‹*, was auf Latein ›Kerze‹ bedeutet, also etwas, das die Dunkelheit erhellt. Das japanische Wort *›Kantera‹* – ›Handlaterne‹ – kommt übrigens auch daher.«

»Wenn alle Beteiligten ausnahmslos getötet wurden, hieße das ja, dass Tomohiko Amada als Einziger überlebt hat.«

»Scheint so. Gegen Kriegsende wurden auf Anordnung des Reichssicherheitshauptamtes alle geheimen Unterlagen zu dem Vorfall verbrannt und damit alle verbliebenen Fakten im Dunkel der Geschichte begraben. Von Tomohiko Amada, dem einzigen Überlebenden, hätte man noch etwas über die genauen Umstände erfahren können, aber auch das dürfte jetzt schwierig sein.«

Ich pflichtete ihm bei. Tomohiko Amada hatte nie etwas preisgegeben, und nun waren seine Erinnerungen im Sumpf des Vergessens versunken.

Ich bedankte mich bei Menshiki und legte auf.

Obwohl Tomohiko Amada alles genau wusste, hatte er eisern den Mund gehalten. Wahrscheinlich hatte er auch persönliche Gründe für sein Schweigen gehabt. Oder die Behörden hatten ihm strengste Geheimhaltung auferlegt, als er Deutschland verließ. Doch statt sein

Leben lang zu schweigen, hatte er *Die Ermordung des Commendatore* hinterlassen. Vielleicht hatte er dem Bild die Wahrheit über die Ereignisse anvertraut, über die er nicht hatte sprechen dürfen, oder seine Gedanken darüber.

Am nächsten Abend erhielt ich wieder einen Anruf von Menshiki. Es sei nun entschieden, dass Marie Akikawa an diesem Sonntag um zehn Uhr zu mir kommen solle. Wie besprochen, in Begleitung ihrer Tante. Menshiki würde sich an diesem ersten Tag noch nicht zeigen.

»Ich tauche erst auf, wenn einige Sonntage vergangen sind und Marie bereits an die Sitzungen gewöhnt ist. Beim ersten Mal ist sie sicher ziemlich aufgeregt, und ich sollte lieber nicht stören«, sagte er.

Menshikis Stimme klang ungewöhnlich nervös. Was wiederum mich ein wenig nervös machte. »Stimmt, das ist sicher das Beste«, antwortete ich.

»Aber wenn ich es mir recht überlege, bin ich wahrscheinlich aufgeregter als sie«, sagte er nach kurzem Zögern, als würde er mir ein Geheimnis anvertrauen. »Wie gesagt, bin ich bisher nicht ein einziges Mal in ihrer Nähe gewesen, habe sie nur aus der Ferne gesehen.«

»Aber Sie hätten doch sicher eine Gelegenheit gefunden, wenn Sie gewollt hätten?«

»Ja, natürlich, eine Begegnung wäre schon mehrmals möglich gewesen, wenn ich gewollt hätte.«

»Und warum haben Sie sie vermieden?«

Ausnahmsweise brauchte Menshiki länger, bis er die richtigen Worte fand. »Weil ich nicht vorhersehen konnte, wie ich bei einer direkten Begegnung reagieren oder was ich sagen würde. Deshalb habe ich bisher bewusst vermieden, in ihre Nähe zu kommen. Es genügte mir, sie aus der Ferne über das Tal hinweg durch mein Fernrohr zu sehen. Finden Sie diesen Gedankengang abwegig?«

»Nein, nicht besonders«, sagte ich. »Höchstens ein bisschen seltsam. Immerhin haben Sie jetzt beschlossen, ihr in meinem Haus

gegenüberzutreten. Warum gerade jetzt?«

Menshiki schwieg einen Moment lang. »Weil es durch Sie sozusagen einen Vermittler zwischen uns gibt«, sagte er dann.

»Durch mich?«, sagte ich erstaunt. »Aber warum ich? Entschuldigen Sie, das klingt vielleicht unhöflich, aber Sie kennen mich doch kaum. Und auch ich kenne Sie nicht besonders gut. Wir haben uns erst vor einem Monat kennengelernt und wohnen bloß durch ein Tal getrennt einander gegenüber. Außerdem könnten unsere Lebensumstände und unser Lebensstil nicht verschiedener sein. Warum haben Sie solches Vertrauen zu mir und weihen mich in Ihre Geheimnisse ein? Auf mich wirken Sie nicht wie ein Mensch, der sein Inneres so leicht nach außen kehrt.«

»Sie haben recht. Wenn ich ein Geheimnis habe, lege ich es in einen Tresor, schließe ihn ab und verschlucke den Schlüssel. In der Regel bespreche ich mich mit niemandem und vertraue auch niemandem etwas an.«

»Und warum sind Sie dann mir gegenüber so – wie soll ich sagen? – vertrauensselig?«

Wieder schwieg Menshiki einen Augenblick lang. »Ich kann es nicht erklären, aber ich hatte vom ersten Tag an das Gefühl, vor Ihnen nicht auf der Hut sein zu müssen. Im Grunde instinktiv. Als ich später Ihr Porträt von mir sah, bestätigte sich dieses Gefühl und wurde zu etwas Unerschütterlichem. Ich wusste, dass Sie ein Mensch sind, dem ich vertrauen kann. Der meine Sicht- und Denkweise unvoreingenommen akzeptiert. Selbst wenn diese etwas seltsam oder abseitig sind und nicht herkömmlichen Vorstellungen entsprechen.«

Etwas seltsam oder abseitig, dachte ich. »Es freut mich, dass Sie das sagen«, erwiderte ich. »Obwohl ich nicht das Gefühl habe, Sie besonders gut zu verstehen. Ihre Persönlichkeit reicht weit über meinen Horizont hinaus. Um ehrlich zu sein, erstaunt mich vieles an Ihnen so sehr, dass es mir mitunter die Sprache verschlägt.«

»Aber Sie maßen sich kein Urteil über mich an. Habe ich nicht recht?«

Was er sagte, stimmte natürlich. Ich hatte nie versucht, Menshikis Äußerungen oder seine Lebensweise nach gängigen Maßstäben zu beurteilen. Weder hatte ich ihn gelobt noch getadelt. Ich war nur hin und wieder sprachlos gewesen.

»Mag sein«, gab ich zu.

»Und wissen Sie noch, wie ich in dieser Grube saß? Ganz allein, eine Stunde lang?«

»Selbstverständlich.«

»Damals haben Sie nie daran gedacht, mich für immer in dem feuchten, dunklen Loch sitzen zu lassen. Diese Möglichkeit ist Ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen. Nicht wahr?«

»Genau. Allerdings kann ich mir kaum vorstellen, dass irgendein normaler Mensch so etwas tun würde.«

»Sind Sie sich da sicher?«

Darauf wusste ich keine Antwort. Was andere Menschen im Grunde ihres Herzens fühlten, entzog sich meiner Vorstellung.

»Ich hätte noch eine Bitte an Sie«, sagte Menshiki.

»Worum geht es?«

»Um den Besuch von Marie Akikawa und ihrer Tante am nächsten Sonntag«, sagte Menshiki. »Ich würde gern mit dem Fernrohr Ihr Haus beobachten, wenn sie bei Ihnen ist. Würde Ihnen das etwas ausmachen?«

Es mache mir nichts aus, sagte ich. Der Commendatore beobachtete mich ja sogar aus nächster Nähe beim Sex mit meiner Freundin. Warum sollte es mich da stören, wenn jemand meine Terrasse von der anderen Seite des Tals aus beobachtete?

»Ich dachte, es wäre vielleicht besser für Sie, es abzulehnen«, sagte Menshiki wie zu seiner Rechtfertigung.

Der Mann pflegte eine seltsame Form von Ehrlichkeit. Wieder einmal war ich fast ergriffen. Wir beendeten unser Gespräch und legten auf. Der obere Teil meines Ohrs schmerzte, weil ich den Hörer die ganze Zeit über so fest dagegengedrückt hatte.

Am nächsten Vormittag brachte mir die Post ein Einschreiben. Ich bestätigte dem Briefträger den Erhalt und nahm den großen Umschlag entgegen. Er versetzte mich nicht gerade in heitere Stimmung. Erfahrungsgemäß kommt es so gut wie nie vor, dass ein Einschreiben eine angenehme Mitteilung enthält.

Der Absender war eine Anwaltskanzlei in Tokio, und der Brief enthielt – als hätte ich es geahnt – Scheidungspapiere in zweifacher Ausführung. Ein frankierter Rückumschlag lag ebenfalls bei. Laut Anschreiben war alles, was ich tun musste, den Inhalt der Papiere zu lesen und, wenn ich keine Einwände hatte, ein unterschriebenes und mit meinem Stempel versehenes Exemplar zurückzuschicken. Bei etwaigen Unklarheiten solle ich mich nicht scheuen, mich an den zuständigen Mitarbeiter zu wenden. Ich überflog die Unterlagen, trug das Datum ein und setzte meinen Namensstempel darunter. Inhaltliche »Unklarheiten« waren nicht vorhanden. Keine Seite erhob finanzielle Ansprüche, ein aufzuteilendes Vermögen gab es nicht und Kinder, um deren Sorgerecht wir hätten streiten müssen, auch nicht. Eine problemlose und unkomplizierte Scheidung. Eine Scheidung für Anfänger, möchte man fast sagen. Zwei Leben hatten sich eine Zeit lang überschnitten und trennten sich nach sechs Jahren wieder. Das war alles. Ich schob die Unterlagen in den Rückumschlag und legte ihn auf den Küchentisch. Tags darauf würde ich ihn auf dem Weg zum Unterricht in den Briefkasten am Bahnhof werfen.

Im Laufe des Nachmittags blickte ich unwillkürlich immer wieder auf den Umschlag auf dem Tisch, und mir war, als hätte man mein ganzes sechsjähriges Eheleben in diesen ordinären Büroumschlag gestopft, in dem es nun mit all seinen Erinnerungen und Gefühlen langsam und qualvoll erstickte. Die Vorstellung lastete so schwer auf mir, dass ich kaum noch Luft bekam. Ich nahm den Umschlag, brachte ihn ins Atelier und legte ihn dort neben die alten, etwas schmuddeligen Glöckchen ins Regal. Dann schloss ich die Tür hinter mir, ging in die Küche zurück und goss mir ein Glas von dem Whisky

ein, den Masahiko mir mitgebracht hatte. Eigentlich hatte ich beschlossen, nicht zu trinken, solange es hell war, aber manchmal musste ich es mir doch gestatten. Es war sehr still in der Küche. Weder Wind noch Verkehrsgeräusche waren zu hören. Selbst die Vögel waren verstummt.

Das Problem war nicht die Scheidung an sich. Denn in der Praxis lebten wir ja bereits wie geschieden. Es lag auch nicht daran, dass ich einen starken emotionalen Widerstand verspürt hätte, die offiziellen Papiere zu unterzeichnen. Wenn Yuzu es so wollte, erhob ich keine Einwände. Schließlich ging es nur um eine juristische Formalität.

Aber es ließ sich nicht daraus ablesen, wie es zu dieser Situation gekommen war. Natürlich war mir klar, dass sich unsere Herzen je nach Zeit und Umständen einander annähern oder voneinander entfernen. Die Regungen des menschlichen Herzens sind etwas höchst Unbeständiges, das weder Gewohnheiten noch Gepflogenheiten noch Gesetzen unterliegt. Herzen fliegen frei, wohin sie wollen. Wie Zugvögel haben sie keinen Begriff von Grenzen.

All das waren natürlich Gemeinplätze, und dass Yuzu die Umarmungen eines anderen Mannes den meinen vorzog, war in diesem ganz individuellen Fall nicht so einfach zu verstehen. Mir erschien diese Behandlung äußerst ungerecht, grausam und schmerzhaft. Ich war nicht zornig (glaube ich). Worüber hätte ich auch zornig sein sollen? Alles, was ich empfand, war ein fundamentales Gefühl der Lähmung. Um den heftigen Schmerz zu lindern, der entsteht, wenn wir uns verzweifelt nach jemandem sehnen, aber diese Sehnsucht sich nicht erfüllen lässt, erzeugt etwas in uns wie von selbst dieses Gefühl von Betäubung. Eine Art psychisches Morphium.

Es wollte mir einfach nicht gelingen, Yuzu zu vergessen. Mein Herz verzehrte sich nach ihr. Hätte ich sie, wenn sie auf der anderen Seite des Tals gewohnt und ich ein leistungsstarkes Fernrohr besessen hätte, bei ihrem täglichen Leben beobachtet? Nein, das hätte nicht funktioniert. Unter keinen Umständen hätte ich mir

einen solchen Wohnort ausgesucht. Baute man sich auf diese Weise nicht seine eigene Folterbank?

Ein wenig benommen vom Whisky, ging ich noch vor acht Uhr ins Bett. Um halb zwei wachte ich auf und konnte nicht mehr schlafen. Die Zeit bis zur Morgendämmerung war lang und einsam, aber ich war weder in der Lage, zu lesen, noch, Musik zu hören, also saß ich allein auf dem Sofa im Wohnzimmer und starrte in die leere Dunkelheit. Vieles ging mir durch den Kopf. Zum größten Teil Dinge, über die ich eigentlich nicht hätte nachdenken sollen.

Ich wünschte, der Commendatore wäre bei mir gewesen und ich hätte mich mit ihm unterhalten können. Egal, worüber. Das Thema spielte keine Rolle. Es hätte mir schon genügt, seine Stimme zu hören.

Aber es war nichts von ihm zu sehen, und ich hatte keine Möglichkeit, ihn herbeizurufen.

30 VERMUTLICH BESTEHEN DA INDIVIDUELLE UNTERSCHIEDE

Am Nachmittag darauf schickte ich die unterschriebenen Scheidungspapiere ab. Ich warf den frankierten Rückumschlag mit den Dokumenten in den Briefkasten am Bahnhof, ohne eigens noch einen Brief beizufügen. Ich war ziemlich erleichtert, diesen Umschlag nun nicht mehr im Haus zu haben. Eine große Last war von mir abgefallen. Welchen juristischen Weg diese Unterlagen jetzt nehmen würden, wusste ich nicht, und es war mir auch egal. Sollten sie gehen, wohin sie wollten.

Am Sonntagmorgen kurz vor zehn Uhr wurde Marie Akikawa von ihrer Tante zu mir gebracht. Ihr hellblauer Toyota Prius kam beinahe lautlos den Hang hinauf und hielt sanft vor meiner Tür. Fröhlich blitzend fing der Wagen die sonntägliche Morgensonne ein. Er wirkte nagelneu, als hätte man ihn gerade erst aus der Verpackung geschält. Bei mir fuhren in letzter Zeit eine Menge unterschiedliche Wagen vor. Menshikis silberfarbener Jaguar, der rote Mini meiner Freundin, der schwarze Infiniti mit Chauffeur, den Menshiki mir geschickt hatte, Masahiko Amadas altmodischer schwarzer Volvo und jetzt der blaue Toyota Prius von Marie Akikawas Tante. Und natürlich mein eigener Toyota Corolla Kombi (der so verstaubt war, dass ich mich an seine Farbe kaum mehr erinnerte). Menschen wählen ihre Fahrzeuge aus den verschiedensten Gründen, Prinzipien und praktischen Kriterien, und natürlich konnte ich nicht wissen, warum Marie Akikawas Tante sich für einen blauen Toyota Prius entschieden hatte, einen Wagen, der eher an einen gigantischen blauen Staubsauger als an ein Fahrzeug erinnerte.

Der leise Motor des Prius verstummte, und es wurde noch stiller in der Umgebung. Die Türen gingen auf, und Marie und eine Dame, die ihre Tante sein musste, stiegen aus. Letztere war Anfang vierzig und wirkte jugendlich. Sie trug eine dunkle Sonnenbrille, ein schlichtes, hellblaues Kleid, eine graue Strickjacke, dunkelgraue, flache Schuhe, die sich gut zum Autofahren eigneten, und dazu eine schwarze Lackhandtasche. Nachdem sie den Wagen abgeschlossen hatte, nahm sie die Sonnenbrille ab und steckte sie in die Handtasche. Ihr Haar war schulterlang und gepflegt (aber nicht übertrieben, als wäre sie gerade vom Friseur gekommen). Außer einer goldenen Brosche am Kragen ihres Kleids trug sie keinen Schmuck.

Marie, die ich bisher nur in Schuluniform kannte, erschien mir in ihrem schwarzen Baumwollpullover und dem braunen, knielangen Wollrock ein wenig fremd. So nebeneinander stehend, wirkten die beiden wie Mutter und Tochter, doch ich wusste ja bereits von Menshiki, dass sie es nicht waren.

Wie es meine Gewohnheit war, hatte ich ihre Ankunft durch den Spalt der Gardine beobachtet. Als es klingelte, trat ich in den Flur, um die Tür zu öffnen.

Marie Akikawas Tante war eine gut aussehende Dame mit einer sehr sanften Art zu sprechen. Sie war keine aufsehenerregende Schönheit, hatte jedoch regelmäßige, vornehme Züge. Ihr Lächeln war so verhalten wie der bleiche Mond in der Morgendämmerung. Als Gastgeschenk brachte sie eine Schachtel Gebäck mit. Was eigentlich nicht nötig gewesen wäre, denn schließlich sollte Marie auf meine Bitte hin Modell stehen, doch sie war sicher von klein auf zu dieser Geste der Höflichkeit erzogen worden. Ich führte die beiden ins Wohnzimmer.

»Unser Haus liegt zwar kaum einen Steinwurf von hier entfernt, aber mit dem Auto ist es ein größerer Umweg«, sagte die Tante (die Shoko Akikawa hieß – *Sho* wie die Mundorgel aus Bambus). »Natürlich wusste ich, dass Professor Tomohiko Amada hier gelebt hat, aber besucht haben wir ihn nie.«

»Seit dem Frühjahr habe ich das Privileg, dieses Haus zu hüten. Umständehalber«, erklärte ich.

»Ich habe davon gehört. Dann auf gute Nachbarschaft, und wenn wir etwas für Sie tun können, sagen Sie nur Bescheid.«

Anschließend dankte mir Shoko Akikawa höflich und mit großem Ernst dafür, dass ich ihre Ziehtochter Marie im Zeichnen unterrichtete. Marie habe seither große Freude daran.

»Eigentlich ist das gar kein richtiger Unterricht«, sagte ich. »Es ist eher so, dass wir zum Spaß gemeinsam malen.«

»Dennoch sind Sie sehr gut darin, die Kinder anzuleiten. Das habe ich schon von vielen Leuten gehört.«

Ich fragte mich, wer diese *vielen Leute* sein sollten, enthielt mich jedoch jeder Bemerkung und ließ das Lob schweigend über mich ergehen. Shoko Akikawa war eine sehr wohlerzogene Dame mit vollendeten Manieren.

Als Shoko und Marie Akikawa nebeneinandersaßen, stellte ich fest, dass die beiden völlig unterschiedlich aussahen. Auch wenn sie von Weitem ein wenig wie Mutter und Tochter gewirkt hatten, war aus der Nähe keine Ähnlichkeit zwischen ihnen zu entdecken. Marie hatte sehr regelmäßige Züge, und auch Shoko besaß zweifellos ein attraktives Gesicht, aber der Eindruck der beiden Gesichter war so verschieden, dass man ihn fast als »gegensätzlich« hätte bezeichnen können. Während Shoko Akikawas Physiognomie auf Ausgewogenheit ausgerichtet war, schienen Maries Züge eher bestrebt, das in ihnen angelegte Gleichgewicht stören und seinen Rahmen sprengen zu wollen. Strebte Shokos Gesicht nach heiterer Harmonie und Stabilität, drängte Maries zur Asymmetrie. Dennoch spürte ich an der Atmosphäre zwischen den beiden, dass sie eine gesunde familiäre Beziehung verband, die, gerade weil sie nicht Mutter und Tochter waren, durch einen genau richtigen Abstand bestimmt war und so entspannter wirkte, als sie es andernfalls gewesen wäre. Zumindest war das mein Eindruck.

Natürlich konnte ich nicht wissen, warum eine so gut aussehende, kultivierte und elegante Dame wie Shoko Akikawa ledig geblieben war und sich damit zufriedengab, abgelegen in den Bergen bei ihrem Bruder zu leben. Vielleicht war sie ja die Geliebte eines Bergsteigers gewesen, der auf der schwierigsten Route den Gipfel des Chomolungma hatte erstürmen wollen, jedoch abgestürzt war, worauf sie beschlossen hatte, sein Andenken in ihrem Herzen zu bewahren und für immer ledig zu bleiben. Oder sie hatte über viele Jahre eine verbotene Liebschaft mit einem unwiderstehlichen, aber verheirateten Mann gehabt. Was auch immer es war, es war nicht mein Problem.

Shoko Akikawa trat an das westliche Fenster und betrachtete interessiert die Aussicht auf das Tal.

»Obwohl wir auf denselben Hang blicken, haben wir aufgrund der Perspektive eine ganz verschiedene Aussicht, nicht wahr?«, sagte sie nachdenklich.

Auf dem Berg glänzte Menshikis große, weiße Villa im Sonnenschein (wahrscheinlich beobachtete er uns gerade durch sein Fernrohr). Wie sie wohl vom Haus der Akikawas aus wirkte? Ich hätte mich gern darüber unterhalten, aber ich wollte kein Risiko eingehen. Der Verlauf eines solchen Gesprächs war schwierig vorherzusehen.

Um allen Gefahren aus dem Weg zu gehen, führte ich die beiden ins Atelier.

»Hier wird Marie mir Modell sitzen«, erklärte ich.

»Gewiss hat Herr Professor Amada auch hier gearbeitet, nicht?«, fragte Shoko Akikawa und schaute sich interessiert um.

»Ja, natürlich«, erwiderte ich.

»Wie soll ich sagen? Es fühlt sich sogar an, als wäre hier die Luft ein wenig anders. Finden Sie nicht?«

»Tja, ich weiß nicht, wahrscheinlich merkt man das nicht so, wenn man im Alltag hier wohnt.«

»Was meinst du, Marie?«, fragte Shoko Akikawa ihre Nichte. »Findest du auch, dass dieser Raum eine ganz eigene Atmosphäre hat?«

Marie war damit beschäftigt, sich im ganzen Atelier umzuschauen, und gab keine Antwort. Wahrscheinlich hatte sie die Frage ihrer Tante überhört. Allerdings hätte auch ich gern ihre Antwort gehört.

»Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich im Wohnzimmer warte, während Sie beide arbeiten?«, fragte mich Shoko Akikawa.

»Das hängt von Marie ab. Das Wichtigste ist, dass sie sich wohlfühlt. Für mich spielt es keine Rolle, ob Sie bei uns bleiben oder nicht.«

»Ich finde es besser, wenn meine Tante nicht hier ist.« Zum ersten Mal an diesem Tag machte Marie den Mund auf. Sie sprach leise, aber ihre Äußerung war knapp und ließ keinen Raum für Kompromisse.

»Gut, ganz wie du willst, Marie. Das dachte ich mir fast und habe vorsorglich ein Buch eingepackt«, sagte Shoko Akikawa heiter und vom strengen Ton ihrer Nichte unbeeindruckt. Vielleicht war sie daran gewöhnt und fand ihn normal.

Marie ignorierte ihre Tante und betrachtete leicht vorgebeugt Tomohiko Amadas *Die Ermordung des Commendatore* an der Wand. Ihr Blick wirkte sehr ernst. Sie studierte das Bild lange und gründlich, so als wollte sie sich sämtliche Details einprägen. Vermutlich war es das erste Mal, dass ein Mensch außer mir (und Tomohiko Amada) es sah. Ich hatte völlig vergessen, dass ich es irgendwohin hatte bringen wollen, wo man es nicht sah. Aber nun ließ es sich nicht mehr ändern, dachte ich.

»Gefällt dir das Bild?«, fragte ich.

Auch hierauf gab Marie keine Antwort. Anscheinend hatte sie mich nicht gehört, weil sie das Bild so konzentriert und angestrengt betrachtete. Oder hatte sie mich gehört und ignorierte mich einfach?

»Entschuldigen Sie. Sie ist manchmal ein bisschen seltsam« sagte Shoko Akikawa vermittelnd. »Wenn sie sich konzentriert oder von

etwas begeistert ist, geht nichts anderes in ihren Kopf. So war sie schon als Kind. Bei Büchern, Musik, Bildern und Filmen, immer das Gleiche.«

Eigenartigerweise fragten weder Shoko noch Marie, ob das Bild von Tomohiko Amada sei. Also lieferte ich keine Erklärung und verriet natürlich auch nicht, dass es *Die Ermordung des Commendatore* hieß. Auch dass die beiden es nun gesehen hatten, fand ich nicht besonders problematisch. Wahrscheinlich würden sie nie merken, dass es sich um ein noch unbekanntes Werk von Tomohiko Amada handelte. Es Menshiki oder Masahiko zu zeigen wäre etwas ganz anderes gewesen.

Von mir aus konnte Marie sich *Die Ermordung des Commendatore* nach Herzenslust anschauen. Also ging ich in die Küche, um schwarzen Tee aufzubrühen. Anschließend brachte ich die Teekanne und Tassen auf einem Tablett ins Wohnzimmer. Auch das Gebäck, das Shoko Akikawa mitgebracht hatte, legte ich darauf. Sie und ich setzten uns auf die Sessel und plauderten beim Teetrinken über das Leben auf dem Berg und das Wetter im Tal. Ein wenig lockere Konversation konnte nicht schaden, bevor ich mit der eigentlichen Arbeit anfing.

Marie Akikawa betrachtete noch eine Weile *Die Ermordung des Commendatore*, aber bald durchstreifte sie langsam und neugierig wie eine Katze das Atelier und nahm alles in die Hand, um es sich genau anzuschauen. Pinsel, Farben, Leinwand und sogar den alten Schellenstab aus der Steinkammer. Sie schüttelte ihn ein paarmal, und der übliche helle Klang ertönte.

»Was machen diese alten Glöckchen hier?«, fragte Marie, obwohl niemand im Raum war. Aber natürlich war die Frage an mich gerichtet.

»Sie stammen aus einer unterirdischen Kammer hier ganz in der Nähe«, sagte ich. »Ich habe sie zufällig gefunden. Wahrscheinlich haben sie etwas mit Buddhismus zu tun. Mönche läuten sie beim Rezitieren oder so.«

Sie läutete noch einmal damit. »Was für ein seltsamer Klang«, sagte sie.

Wieder einmal wunderte ich mich, dass das unterirdische Läuten so kleiner Glöckchen vom Wäldchen bis hierher zu mir ins Haus gedrungen war. Vielleicht gab es irgendeinen Trick, mit dem man den Stab schwingen musste.

»Lass das bitte. Es gehört sich nicht, mit den Dingen in fremden Häusern herumzuspielen«, ermahnte Shoko Akikawa ihre Nichte.

»Das macht überhaupt nichts«, sagte ich. »Es ist nichts Wertvolles.«

Doch Marie verlor sogleich das Interesse an dem Stab, legte ihn ins Regal zurück, setzte sich auf den Stuhl mitten im Raum und sah aus dem Fenster.

»Wenn du so weit bist, können wir mit der Arbeit anfangen«, sagte ich.

»Gut, währenddessen werde ich hierbleiben und mein Buch lesen«, sagte Shoko Akikawa und nahm mit ihrem anmutigen Lächeln ein dickes, in das Papier einer Buchhandlung eingebundenes Taschenbuch aus ihrer schwarzen Handtasche. Ich verließ sie, ging ins Atelier und zog die Tür zum Wohnzimmer zu. Marie Akikawa und ich waren allein.

Marie saß auf dem Esszimmerstuhl mit der Lehne, den ich für sie bereitgestellt hatte, und ich ließ mich auf meinem Hocker nieder. Zwischen uns bestand ein Abstand von etwa zwei Metern.

»Du musst jetzt eine Weile dort sitzen bleiben. Du kannst sitzen, wie du willst, und solange du deine Haltung nicht extrem veränderst, darfst du dich auch in Maßen bewegen. Du brauchst nicht total still zu sitzen.«

»Können wir reden, während Sie malen?«, erkundigte sich Marie.

»Natürlich«, sagte ich. »Lass uns reden.«

»Die Zeichnung, die Sie neulich von mir gemacht haben, war sehr gut.«

»Die, die ich mit Kreide an die Tafel gemalt habe?«

»Schade, dass sie weggewischt wurde.«

Ich lachte. »Wir konnten sie ja nicht für immer dort lassen, oder? Aber wenn dir so was gefällt, kann ich es immer wieder malen. Das geht ganz leicht.«

Darauf gab sie keine Antwort.

Ich nahm einen dicken Bleistift und benutzte ihn als Lineal, um die verschiedenen Merkmale ihres Gesichts zu vermessen. Für eine Zeichnung muss man sich mehr Zeit nehmen als für eine Skizze und die Züge des Modells ausführlicher und genauer erfassen. Ganz gleich, welche Art von Bild daraus werden soll.

»Ich finde, Sie haben wirklich Talent zum Malen«, sagte Marie ziemlich unvermittelt, nachdem sie etwas geschwiegen hatte.

»Danke«, sagte ich brav. »Es macht mir Mut, dass du das sagst.«

»Brauchen Sie denn Mut?«

»Natürlich. Jeder braucht Mut.«

Ich nahm mein großes Skizzenbuch zur Hand und schlug es auf. »Ich werde jetzt als Erstes eine Zeichnung von dir machen. Normalerweise ziehe ich es vor, mit Farbe auf die Leinwand zu malen, aber diesmal werde ich zeichnen. Denn es wird mir helfen, dich nach und nach ganz zu verstehen.«

»Mich verstehen?«

»Einen Menschen zu zeichnen heißt letztendlich, ihn zu verstehen – zu erfassen, was ihn ausmacht. Ohne Worte, nur mit Linien und Formen.«

»Ich wünschte, ich könnte mich selbst verstehen«, sagte Marie.

»Ganz meine Meinung«, pflichtete ich ihr bei. »Ich wünschte auch, ich könnte mich selbst verstehen. Aber das ist nicht so einfach. Deshalb zeichne ich.«

Ich zeichnete mit Bleistift rasch ein Brustbild von ihr. Dabei legte ich besonderen Wert darauf, ihr auf der planen Oberfläche Tiefe zu verleihen und ihre Bewegtheit im Statischen einzufangen. Die Zeichnung entschied über die Darstellung.

»Meine Brüste sind ziemlich klein, oder?«, sagte Marie.

»Mag sein«, sagte ich.

»Wie Brötchen, die nicht aufgegangen sind.«

Ich lachte. »Du bist doch gerade erst in die siebte Klasse gekommen. Die werden bestimmt noch größer. Kein Grund zur Sorge.«

»Ich brauche noch nicht mal einen BH. Alle anderen Mädchen in meiner Klasse tragen schon einen.«

Tatsächlich war unter ihrem Pullover keine Wölbung wahrzunehmen. »Wenn dich das so sehr stört, könntest du dir doch etwas unter die Kleidung stopfen«, sagte ich.

»Möchten Sie, dass ich das mache?«

»Mir ist das egal. Ich brauche nichts, um dir eine Brustwölbung zu malen. Du kannst tun, was dir gefällt.«

»Aber Männern gefallen Frauen mit großen Brüsten besser, oder?«

»Nicht ausschließlich«, sagte ich. »Als meine jüngere Schwester in deinem Alter war, hatte sie auch noch keinen Busen. Aber sie schien das nicht besonders zu stören.«

»Bestimmt hat es sie gestört, sie hat es nur nicht gesagt.«

»Das kann sein«, sagte ich. Aber vermutlich hatte Komi sich über solche Dinge kaum Gedanken gemacht, denn sie hatte andere Sorgen.

»Hat Ihre Schwester später größere Brüste bekommen?«

Geschäftig und ohne zu antworten, fuhr ich fort, den Bleistift in meiner Hand zu bewegen. Eine Zeit lang folgte Marie Akikawa den Bewegungen.

»Hat sie später größere Brüste bekommen?«, wiederholte sie ihre Frage.

»Nein«, antwortete ich resigniert. »Sie ist in dem Jahr gestorben, als sie in die siebte Klasse kam. Sie war erst zwölf Jahre alt.«

Marie Akikawa sagte zunächst nichts. »Finden Sie nicht, dass meine Tante sehr schön ist?«, wechselte sie darauf das Thema.

»Ja, sie ist sehr hübsch.«

»Sind Sie ledig?«

»So gut wie«, sagte ich. Und sobald dieser Anwalt den Umschlag bekam, war ich es wohl ganz und gar.

»Würden Sie gern mit ihr ausgehen?«

»Das würde sicher Spaß machen.«

»Sie hat auch einen großen Busen.«

»Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Außerdem sehr wohlgeformt. Das weiß ich, weil wir zusammen baden.«

Ich sah Marie Akikawa wieder ins Gesicht. »Du verstehst dich wohl sehr gut mit deiner Tante?«

»Manchmal streiten wir uns auch«, sagte sie.

»Worüber denn?«

»Über alles Mögliche. Wenn wir verschiedener Meinung oder einfach wütend sind.«

»Du bist ein merkwürdiges Mädchen«, sagte ich. »Du wirkst so ganz anders als im Unterricht. Bisher hatte ich den Eindruck, dass du sehr schweigsam bist.«

»Wenn ich nicht reden will, rede ich auch nicht«, sagte sie leichthin. »Rede ich zu viel? Soll ich lieber ruhig sein?«

»Nein, natürlich nicht. Mir gefällt es, wenn wir reden. Rede nur, das macht nichts.«

Natürlich war mir eine spontane lebhafte Unterhaltung sehr willkommen. Zwei Stunden lang schweigend zu malen wäre kaum zum Aushalten.

»Ich kann nicht anders, ich muss dauernd an meine Brüste denken«, sagte Marie gleich darauf. »Jeden Tag denke ich an fast nichts anderes. Ist das nicht seltsam?«

»Nicht besonders«, sagte ich. »Du bist eben in dem Alter. In deinem Alter habe ich wahrscheinlich auch die ganze Zeit nur an meinen Pimmel gedacht. Ob er womöglich komisch geformt ist oder zu klein oder nicht richtig funktioniert. Solches Zeug.«

»Und wie ist es jetzt?«

»Was ich jetzt von meinem Penis halte?«

»Ja.«

Ich überlegte. »Ich denke fast nie darüber nach. Ich halte ihn für ziemlich normal und insoweit ganz brauchbar.«

»Loben ihn die Frauen?«

»Gelegentlich, aber es gibt immer Leute, die alles Mögliche loben. So was kann auch nur Schmeichelei sein. Wie wenn ein Bild von mir gelobt wird.«

Marie Akikawa dachte eine Weile nach. »Ich glaube, Sie sind ein wenig eigenartig.«

»Meinst du?«

»Normale Männer würden so etwas nicht sagen. Mein Vater redet nie über so was mit mir.«

»Normale Väter wollen nicht mit ihren Töchtern über ihren Penis reden«, sagte ich, während ich weiter eifrig mit meinem Stift hantierte.

»Wie groß werden denn die Brustwarzen ungefähr?«, fragte Marie.

»Das weiß ich nicht. Schließlich bin ich ein Mann. Aber ich vermute, dass da große individuelle Unterschiede bestehen.«

»Hatten Sie als Kind eine Freundin?«

»Ich hatte meine erste Freundin mit siebzehn. Ein Mädchen aus meiner Klasse in der Oberschule.«

»Wie hieß Ihre Schule?«

Ich nannte ihr den Namen meiner Schule im Bezirk Toshima in Tokio. Vermutlich wusste niemand außerhalb von Toshima auch nur von ihrer Existenz.

»Sind Sie gern zur Schule gegangen?«

Ich zuckte die Schultern. »Nicht besonders.«

»Und haben Sie die Brustwarzen Ihrer Freundin gesehen?«

»Ja«, sagte ich. »Sie hat sie mir gezeigt.«

»Wie groß waren sie denn?«

Ich dachte an die Brustwarzen meiner Freundin. »Weder besonders groß noch besonders klein. Ich glaube, sie hatten die

normale Größe.«

»War ihr BH gepolstert?«

Ich versuchte mich an den BH zu erinnern, den meine damalige Freundin getragen hatte. Aber mehr als eine verschwommene Erinnerung war nicht geblieben. Ich wusste nur noch, dass es schwierig gewesen war, den Verschluss auf ihrem Rücken zu öffnen. »Nein, ich glaube, er war nicht gepolstert.«

»Was ist aus ihr geworden?«

Ich überlegte. Tja, was war aus ihr geworden? »Ich weiß es nicht. Ich habe sie schon sehr lange nicht gesehen. Wahrscheinlich hat sie irgendjemanden geheiratet und Kinder bekommen.«

»Warum haben Sie sie nicht mehr gesehen?«

»Weil sie mir am Schluss gesagt hat, sie wolle mich nie mehr wiedersehen.«

Marie runzelte die Stirn. »Das heißt, sie hatte irgendein Problem mit Ihnen?«

»Ja, kann sein«, sagte ich. Natürlich war es so gewesen. Kein Zweifel.

Ich hatte vor verhältnismäßig kurzer Zeit zweimal von dieser Freundin aus meiner Klasse geträumt. In dem einen Traum gingen wir an einem Sommerabend am Ufer eines großen Flusses spazieren. Doch vor ihrem Gesicht hing aus irgendeinem Grund ein Vorhang aus langem, schwarzem Haar, sodass meine Lippen ihre nicht berühren konnten. Außerdem wurde mir in dem Traum plötzlich bewusst, dass ich bereits sechsunddreißig, sie aber noch immer siebzehn war. An dieser Stelle wachte ich auf. Es war ein sehr lebhafter Traum gewesen, und ich spürte noch ihr Haar an meinen Lippen. Dabei hatte ich schon ewig nicht mehr an sie gedacht.

»Und wie viel jünger als Sie war Ihre Schwester?«, wechselte Marie plötzlich wieder das Thema.

»Drei Jahre.«

»Und sie ist zwölf Jahre alt geworden?«

»Ja.«

»Das heißt, Sie waren damals fünfzehn.«

»Ja, genau. Ich war fünfzehn und gerade in die zehnte Klasse gekommen. Sie war in der siebten. Wie du.«

Genau genommen, war Komi inzwischen vierundzwanzig Jahre jünger als ich. Durch ihren Tod vergrößerte sich der Altersunterschied zwischen uns natürlich immer mehr.

»Ich war sechs, als meine Mutter starb«, sagte Marie. »Sie bekam zu viele Wespenstiche und ist daran gestorben. Als sie einmal allein hier in den Bergen spazieren ging.«

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Sie hatte eine Allergie gegen das Gift von Wespen. Sie wurde mit der Ambulanz ins Krankenhaus gebracht, aber sie hatte bereits einen Schock, und es kam zum Herzstillstand.«

»Und seither lebt deine Tante bei euch?«

»Ja«, sagte Marie Akikawa. »Sie ist Papas jüngere Schwester. Ich wünschte, ich hätte auch einen älteren Bruder. Einen, der drei Jahre älter ist als ich.«

Ich hatte die erste Zeichnung fertig und fing mit der zweiten an. Ich hatte die Absicht, Marie aus unterschiedlichen Perspektiven zu zeichnen. Heute wollte ich auf eine besonders genaue Wiedergabe achten.

»Haben Sie sich manchmal mit Ihrer Schwester gestritten?«, fragte Marie.

»Nein, ich kann mich nicht erinnern.«

»Sie haben sich gut verstanden, oder?«

»Ja, ich glaube schon. Aber es war mir nicht einmal bewusst, ob wir uns gut oder schlecht verstanden.«

»Sie haben gesagt, Sie seien *so gut wie* ledig. Was heißt das?«, fragte Marie.

»Ich werde bald offiziell geschieden sein«, sagte ich. »Im Augenblick sind die Formalitäten noch im Gange, deshalb *so gut wie*.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Ich weiß nicht genau, was es bedeutet, geschieden zu sein. Ich kenne niemanden, der geschieden ist.«

»Ich weiß es selbst nicht genau. Ich werde zum ersten Mal geschieden.«

»Was für ein Gefühl ist das?«

»Ein ziemlich komisches Gefühl, so viel kann ich dir sagen. Als wäre der Weg, der sich bisher ganz normal vor mir erstreckte, plötzlich verschwunden, und ich müsste vorwärtstraben, ohne zu wissen, wohin, und ohne Wegweiser.«

»Wie lange waren Sie denn verheiratet?«

»Ungefähr sechs Jahre.«

»Und wie alt ist Ihre Frau?«

»Sie ist drei Jahre jünger als ich.« Wie meine Schwester, aber das war natürlich Zufall.

»Finden Sie, dass diese sechs Jahre vergeudet waren?«

Eine interessante Frage. Ich dachte nach. »Nein, finde ich nicht. Ich will auch nicht so denken. Sie waren schön, und wir hatten viel Spaß.«

»Findet Ihre Frau das auch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht. Natürlich würde ich das gern denken.«

»Sie haben sie nicht gefragt?«

»Nein. Aber ich werde sie bei Gelegenheit fragen.«

Danach sagten wir beide längere Zeit nichts. Ich konzentrierte mich auf meine zweite Zeichnung, und Marie Akikawa dachte ernsthaft über etwas nach – die Größe von Brustwarzen, Scheidungen, Wespenstiche oder irgendetwas anderes. Die Augen zusammengekniffen, die Lippen aufeinandergepresst, beide Hände auf die Knie gelegt, schien sie tief in Gedanken versunken zu sein, ganz diesem Zustand anheimgegeben. Ich hielt ihren tiefernsten Ausdruck auf weißem Papier fest.

Täglich um die Mittagszeit tönten Glockenschläge aus dem Tal herauf. Vielleicht schlug es im Rathaus zwölf, vielleicht kam es auch von einer Schule. Als ich es hörte, schaute ich auf die Uhr und beendete die Sitzung. Mittlerweile hatte ich drei Zeichnungen fertiggestellt. Jede von ihnen war bildnerisch hochinteressant und deutete etwas an, das kommen sollte. Nicht übel für die Arbeit eines Vormittags. Marie Akikawa hatte nun etwas über anderthalb Stunden Modell sitzend auf dem Stuhl verbracht. Für einen Tag war das genug. Für Menschen, die es nicht gewohnt sind – besonders Kinder im Wachstum –, ist es nicht einfach, Modell zu sitzen.

Shoko Akikawa saß mit einer Brille mit schwarzem Gestell auf dem Wohnzimmersofa und war völlig vertieft in ihr Taschenbuch. Als ich den Raum betrat, nahm sie die Brille ab, schlug das Buch zu und packte es in ihre Tasche. Die Brille hatte ihr ein sehr intellektuelles Aussehen gegeben.

»Wir sind für heute fertig«, sagte ich. »Würde es Ihnen nächste Woche wieder um dieselbe Zeit passen?«

»Ja, natürlich«, sagte Shoko Akikawa. »Aus irgendeinem Grund kann ich hier bei Ihnen sehr gut lesen. Vielleicht ist das Sofa besonders bequem.«

»Ist dir das auch recht, Marie?«, fragte ich.

Marie nickte nachdrücklich, ohne etwas zu sagen. Offenbar war es ihr recht. Vor ihrer Tante war sie ganz anders als vorhin und wurde wieder schweigsam. Vielleicht gefiel es ihr nicht, wenn wir zu dritt waren.

Die beiden stiegen in den blauen Prius und fuhren davon, während ich in der Tür stand und ihnen nachblickte. Shoko Akikawa, die jetzt eine Sonnenbrille trug, streckte die Hand aus dem Fenster und winkte mir mehrmals leicht zu. Ihre Hand war klein und weiß. Auch ich hob die Hand und winkte zurück. Marie Akikawa blickte lediglich mit eingezogenem Kinn nach vorn. Als der Wagen den Hang hinunterfuhr und meinen Blicken entschwand, kehrte ich ins Haus

zurück, das mir ohne die beiden plötzlich leer erschien. Als wäre etwas verschwunden, das selbstverständlich dorthin gehörte.

Ein seltsames Paar, dachte ich, während ich die auf dem Tisch verbliebenen Teetassen betrachtete. Irgendetwas war an den beiden nicht normal. Aber was?

Auf einmal fiel mir Menshiki ein. Vielleicht hätte ich Marie auf die Terrasse bringen sollen, wo er sie mit seinem Fernrohr hätte sehen können. Aber dann änderte ich meine Meinung. Warum hätte ich so etwas tun sollen? Er hatte mich ja noch nicht einmal darum gebeten.

Immerhin würde es ab jetzt noch mehr Gelegenheiten dazu geben. Wir hatten keine Eile. Wahrscheinlich nicht.

31 ODER VIELLEICHT WAR ES ZU PERFEKT

An jenem Abend erhielt ich einen Anruf von Menshiki. Es war schon nach neun, und er entschuldigte sich für die späte Störung. Er habe so viel zu tun gehabt, dass er bis jetzt einfach nicht zum Anrufen gekommen sei. Ich würde noch eine ganze Zeit lang nicht schlafen gehen, er brauche sich also keine Gedanken zu machen, beruhigte ich ihn.

»Wie war es denn? Ist heute Morgen alles gut gegangen?«, fragte er.

»Ja, ziemlich gut. Ich konnte mehrere Zeichnungen von Marie anfertigen. Nächsten Sonntag um dieselbe Zeit kommen die beiden wieder.«

»Das freut mich«, sagte Menshiki. »War die Tante liebenswürdig?«

Liebenswürdig? Das Wort hatte einen seltsamen Klang.

»Ja, sie wirkte sehr sympathisch auf mich. Ob man das ›liebenswürdig‹ nennen kann, weiß ich nicht. Jedenfalls verhielt sie sich nicht misstrauisch.«

Ich gab ihm eine Zusammenfassung dessen, was sich am Vormittag ereignet hatte. Menshiki lauschte beinahe atemlos, als bemühte er sich, jede auch noch so kleine Information aufzusaugen. Abgesehen von gelegentlichen Fragen – was die beiden angehabt und wie sie auf mich gewirkt hätten, was sie gesagt hätten, wie sie zu mir gekommen seien und wie ich Marie gezeichnet hätte – hielt er den Mund und hörte aufmerksam zu. Ich berichtete ihm alles so detailliert wie möglich. Nur dass Marie Akikawa sich Gedanken

machte, ob ihr Busen zu klein sei, erzählte ich ihm nicht. Wahrscheinlich war es besser, wenn das unter uns blieb.

»Meinen Sie, es ist noch zu früh, wenn ich nächste Woche auftauche?«, fragte Menshiki.

»Ihre Entscheidung. Ich kann das nicht beurteilen. Für mich ist es kein Problem, wenn Sie schon nächste Woche kommen.«

Menshiki schwieg einen Augenblick lang ins Telefon. »Ich muss darüber nachdenken. Das ist eine sehr heikle Angelegenheit.«

»Überlegen Sie in aller Ruhe. Es dauert noch, bis ich mit dem Gemälde anfange, und es wird sicher noch mehrmals Gelegenheit dazu geben. Ob nächste oder übernächste Woche, das spielt für mich keine Rolle.«

Es war das erste Mal, dass ich Menshiki so unentschlossen erlebte. Bisher war er mir wie ein Mensch erschienen, dessen hervorstechende Eigenschaft es war, in allen Dingen rasch und ohne Zögern zu entscheiden.

Ich überlegte, ihn zu fragen, ob er am Morgen mein Haus durch das Fernrohr beobachtet habe. Ob er Marie Akikawa und ihre Tante habe sehen können. Aber ich entschied mich dagegen. Solange er nicht von sich aus davon anfing, erschien es mir klüger, dieses Thema nicht anzuschneiden. Auch wenn es das Haus war, in dem ich wohnte, das er beobachtete.

Menshiki bedankte sich erneut. »Ich kann mich gar nicht genug für meine vielen zudringlichen Bitten entschuldigen.«

»Aber nein, ich mache doch gar nichts. Ich male lediglich ein Bild von Marie Akikawa. Ich will sie malen, also male ich sie eben. Es geht alles seinen ganz normalen Gang. Es gibt überhaupt keinen Grund, sich zu entschuldigen.«

»Nichtsdestoweniger bin ich Ihnen äußerst dankbar«, sagte Menshiki leise. »In verschiedener Hinsicht.«

Mir war nicht recht klar, was er mit *verschiedener Hinsicht* meinte, aber ich fragte nicht nach. Es war schon spät. Wir wünschten uns nur eine gute Nacht und legten auf. Plötzlich kam mir der

Gedanke, dass Menshiki wohl eine lange schlaflose Nacht vor sich hatte. Seine Stimme hatte angespannt geklungen. Bestimmt hatte er jetzt vieles zu bedenken.

In dieser Woche gab es keine besonderen Vorkommnisse. Der Commendatore zeigte sich nicht, und auch meine verheiratete Freundin meldete sich nicht. Es war eine sehr ruhige Woche. Unterdessen wurde es um mich herum immer herbstlicher. Die Luft war sehr klar, man konnte bis weit hinauf in den Himmel schauen, und die weißen Wolken beschrieben schöne, wie mit einem Pinsel gezeichnete Bögen.

Immer wieder nahm ich meine Zeichnungen von Marie Akikawa zur Hand und betrachtete sie. Jede Pose und Perspektive war interessant und steckte voller Potenzial. Aber ich hatte von Anfang an nicht die Absicht gehabt, eine von ihnen als konkrete Vorlage auszuwählen. Die drei Zeichnungen hatte ich mit dem Ziel angefertigt, die Persönlichkeit des jungen Mädchens als Ganzes zu erfassen, so wie ich es Marie auch erklärt hatte. Einen Teil ihres Wesens in mich aufzunehmen.

Wieder und wieder betrachtete ich die drei Zeichnungen und konzentrierte mich darauf, ihre Gestalt greifbar in mir erstehen zu lassen. Dabei hatte ich die Empfindung, dass Marie Akikawa und meine Schwester Komi in mir zu einer Gestalt verschmolzen. Ich konnte nicht beurteilen, inwieweit das passte. Aber die Seelen der beiden fast gleichaltrigen jungen Mädchen schienen einander irgendwo – vielleicht in einer Tiefe, bis zu der ich nicht vordringen konnte – zu gleichen und miteinander verbunden zu sein. Und ich vermochte sie nicht mehr zu entwirren.

Am Samstag dieser Woche erhielt ich einen Brief von meiner Frau. Es war das erste Mal in den sechs Monaten, seit ich das Haus verlassen hatte, dass sie sich bei mir meldete. Empfänger und Absender standen in ihrer vertrauten, schönen und gewissenhaften

Handschrift auf dem Umschlag. Sie trug noch meinen Namen. Vielleicht war es auch praktischer, den Namen des Mannes anzugeben, bis man offiziell geschieden war.

Ich öffnete den Umschlag sorgfältig mit einer Schere. In ihm befand sich eine Karte mit einem Foto von einem Eisbären auf einem Eisberg, auf der sie sich mit einfachen Worten dafür bedankte, dass ich die Scheidungspapiere sofort unterschrieben und zurückgeschickt hatte.

Wie geht es Dir? Bei mir gibt es nichts Neues. Ich wohne noch immer in derselben Wohnung. Vielen Dank, dass Du die Papiere so schnell zurückgeschickt hast. Sollten weitere Formalitäten zu erledigen sein, melde ich mich bei Dir.
Falls es hier noch etwas gibt, das Du gebrauchen kannst, sag mir bitte Bescheid. Dann lasse ich es Dir per Kurier schicken. Jedenfalls hoffe ich, dass wir jeder für sich etwas aus unserem neuen Leben machen werden.
Yuzu

Ich las den Brief mehrere Male und bemühte mich, zumindest ein bisschen Gefühl zwischen den Zeilen herauszulesen. Aber der Text war zu kurz, um Derartiges oder überhaupt irgendetwas anderes darin zu erkennen als die Botschaft, die er übermittelte.

Eine Sache verstand ich jedoch nicht: Warum hatte es so lange gedauert, die Scheidungspapiere vorzubereiten? So kompliziert konnte das ja nicht sein. Außerdem hatte sie unsere Beziehung doch so schnell wie möglich beenden wollen. Dennoch war seit meinem Auszug bereits ein halbes Jahr vergangen. Was hatte sie die ganze Zeit über gemacht? Was hatte sie gedacht?

Ich betrachtete das Eisbärenfoto genauer. Aber auch darin konnte ich keine besondere Absicht erkennen. Warum ein Eisbär vom Nordpol? Wahrscheinlich hatte sie die Eisbärenkarte zufällig zur Hand gehabt und deshalb benutzt. Oder sollte der Eisbär, der auf

dem kleinen Eisberg stand, eine Anspielung auf meine Zukunft sein, in der ich ziellos auf dem Meer umhertreiben würde? Nein, jetzt interpretierte ich zu viel in die Sache hinein.

Ich legte die Karte im Umschlag in die oberste Schublade des Schreibtischs. Als ich sie schloss, hatte ich den vagen Eindruck, dass sich etwas eine Stufe weiterbewegt hatte. Ein Grad auf der Skala nach oben – klack. Aber ich war nicht selbst vorgerückt. Jemand oder etwas hatte eine neue Stufe für mich vorbereitet, und ich folgte nur einem Programm.

Ich erinnerte mich, dass ich Marie am Sonntag von meinem Leben nach der Trennung erzählt hatte.

Ein ziemlich komisches Gefühl, so viel kann ich dir sagen. Als wäre der Weg, der sich bisher ganz normal vor mir erstreckte, plötzlich verschwunden, und ich müsste vorwärtstraben, ohne zu wissen, wohin, und ohne Wegweiser.

Eine Meeresströmung, deren Ziel ich nicht kannte, ein wegloser Weg – welches von beiden es war, spielte keine Rolle. Es kam auf dasselbe heraus. Jedenfalls waren das nicht mehr als Metaphern. Ich hatte echte Fakten in der Hand, und diese Fakten hatten mich praktisch absorbiert. Und außerdem – wozu brauchte man so etwas wie Metaphern?

Ich wollte einen Brief an Yuzu schreiben, in dem ich ihr möglichst im Detail die Umstände schilderte, in denen ich mich augenblicklich befand. So etwas Vages wie »Bei mir gibt es nichts Neues« konnte ich auf keinen Fall schreiben. Im Gegenteil, es gab eher zu viel, sodass fast der Eindruck entstehen könnte, ich flunkerte. Ihr ausführlich alles schildern zu wollen, was mir zugestoßen war, seit ich hier lebte, hatte überhaupt keinen Zweck. Das größte Problem war, dass ich mir selbst nicht richtig erklären konnte, was hier vorging. Gar nicht zu reden davon, es in einen schlüssigen, logischen Zusammenhang zu bringen.

Also beschloss ich, nicht auf Yuzus Brief zu antworten. Ich hatte nur die Wahl, entweder gar nichts zu schreiben oder alles, was

geschehen war, genauestens zu schildern (indem ich Logik und Schlüssigkeit ignorierte). Also entschied ich mich dafür, nicht zu schreiben. So war ich in gewisser Weise wirklich ein einsamer Eisbär, der auf einer treibenden Eisscholle festsaß. Und kein Briefkasten, so weit das Auge reichte. Wahrscheinlich warfen Eisbären sowieso keine Briefe ein.

Ich konnte mich noch gut an unsere Anfänge erinnern. An die Zeit, als Yuzu und ich uns kennengelernt hatten.

Bei unserem ersten Date gingen wir zusammen essen und redeten und redeten. Ich schien ihr sympathisch zu sein, und sie sagte, wir könnten uns wiedersehen. Wir hatten von Anfang an einen Draht zueinander. Kurz gesagt: Wir passten zusammen.

Dennoch dauerte es eine Weile, bis wir tatsächlich ein Paar wurden, weil Yuzu damals einen Freund hatte, mit dem sie seit zwei Jahren zusammen war. Allerdings war es nicht so, dass sie diesen Mann tief und unverbrüchlich liebte.

»Er sieht sehr gut aus. Er ist nur ein bisschen langweilig. Aber na ja«, sagte sie.

Ein sehr gut aussehender, aber langweiliger Mann … In meinem Umfeld gab es keinen solchen Typen, also konnte ich ihn mir nicht so recht vorstellen. Am ehesten fiel mir dazu ein verlockend angerichtetes Essen ein, das aber keinen Geschmack hatte. Doch wahrscheinlich gab es Leute, die auch an solchen Gerichten Gefallen fanden.

»Ich hatte schon immer eine Schwäche für gut aussehende Männer«, vertraute sie mir an. »Wenn ein gut aussehender Mann auftaucht, setzt mein Verstand aus. Das Problem ist mir bewusst, aber ich kann mich nicht dagegen wehren. Da bin ich unverbesserlich. Das ist meine größte Schwäche.«

»Du meinst, die Sache ist chronisch?«, sagte ich.

Sie nickte. »Ja, das mag sein. Es ist wie eine unerklärliche, unheilbare Krankheit. Chronisch.«

»Keine besonders günstige Prognose für mich«, sagte ich, denn mit gutem Aussehen konnte ich nicht gerade punkten.

Sie widersprach mir nicht und lachte nur laut und vergnügt. Zumindest langweilte sie sich nicht mit mir. Unsere Gespräche waren immer angeregt, und wir lachten viel.

Also wartete ich geduldig darauf, dass sie ihren gut aussehenden Liebhaber abservierte. (Allerdings sah er nicht nur gut aus, er hatte auch eine erstklassige Universität besucht und verdiente in einer erstklassigen Firma eine Menge Geld. Yuzus Vater gefiel er bestimmt.) Während dieser Zeit redeten wir, unternahmen viel zusammen und verstanden uns immer besser. Wir umarmten und küssten uns auch, schliefen aber nicht miteinander, denn eine sexuelle Beziehung zu zwei Männern kam für sie nicht infrage. »Was das angeht, bin ich altmodisch«, erklärte sie. Mir blieb also nichts anderes übrig, als zu warten.

So verging etwa ein halbes Jahr. Mir wurde die Zeit ziemlich lang, aber irgendwie schaffte ich es, durchzuhalten, denn ich war fest davon überzeugt, dass sie bald die Meine sein würde.

Dann endlich kam der endgültige Bruch mit dem gut aussehenden Freund (ich konnte nur vermuten, dass es ein Bruch war, da sie mir nie irgendwelche Einzelheiten erzählte), und sie entschied sich für mich, der ich nicht gerade gut aussah, von meinen spärlichen Einkünften ganz zu schweigen. Wenig später beschlossen wir zu heiraten.

Ich erinnere mich noch an das erste Mal, als wir zusammen schliefen. Wir waren in ein kleines Onsen auf dem Land gefahren, um dort unsere erste Nacht zu feiern. Alles lief geradezu perfekt. Vielleicht sogar ein wenig zu perfekt. Ihre Haut war weich, weiß und glatt. Die Feuchtigkeit nach dem heißen Bad und das helle, frühherbstliche Mondlicht trugen gewiss noch zu ihrer Schönheit und Zartheit bei. Als ich Yuzus nackten Körper umfing und zum ersten Mal in sie eindrang, flüsterte sie mir etwas ins Ohr und verkrallte sich mit ihren schlanken Fingern in meinem Rücken. All

das begleitet vom herbstlichen Zirpen der Grillen und dem frischen Rauschen eines Bergbachs. Damals nahm ich mir fest vor, diese Frau *niemals gehen zu lassen,* mich *niemals von ihr zu trennen*. Für mich war es wohl der strahlendste Augenblick meines ganzen bisherigen Lebens. Yuzu gehörte endlich mir.

Nachdem ich ihren kurzen Brief bekommen hatte, musste ich unentwegt an sie denken. An unsere erste Begegnung und an jene Herbstnacht, in der ich das erste Mal mit ihr geschlafen hatte. Und daran, dass sich an meinen Gefühlen für sie im Grunde nichts geändert hatte. Noch immer wollte ich sie nicht gehen lassen. Das war klar. Ich hatte die Scheidungspapiere zwar unterzeichnet, aber das spielte überhaupt keine Rolle. Doch ganz gleich, was ich dachte oder wollte, sie hatte sich mir nichts, dir nichts von mir getrennt. War mir fern – sehr fern. So fern, dass ich mit keinem auch noch so starken Fernrohr einen Blick auf sie erhaschen konnte.

Sie hatte wohl irgendwo ohne mein Wissen einen neuen gut aussehenden Geliebten gefunden. Und wie üblich hatte ihr *Verstand ausgesetzt*. Ich hätte es merken müssen, als sie nicht mehr mit mir schlafen wollte. Denn sie hatte *keine sexuellen Beziehungen zu mehreren Männern gleichzeitig*. Hätte ich nur ein bisschen nachgedacht, wäre mir das sofort aufgefallen.

Es war chronisch. Eine unerklärliche Krankheit, bei der es keine Hoffnung auf Heilung gab. Eine individuelle Veranlagung, die sich jeglicher Vernunft entzog.

In dieser Nacht (es war ein regnerischer Donnerstag) hatte ich einen langen, düsteren Traum.

Ich saß in der kleinen Küstenstadt in der Präfektur Miyagi am Steuer des weißen Subaru Forester (der jetzt mir gehörte). Ich trug eine alte schwarze Lederjacke und eine schwarze Golfermütze mit Yonex-Logo, war sonnenverbrannt und hatte kurz geschorenes, grau meliertes Haar. Ich war *der Mann mit dem weißen Subaru Forester* und verfolgte heimlich den Kleinwagen (einen roten Peugeot 205) des Mannes, mit dem meine Frau eine Affäre hatte. Es war auf der

Nationalstraße, die die Küste entlangführte. Ich hatte die beiden in eines dieser kitschigen »Love Hotels« außerhalb der Stadt gehen sehen. Am nächsten Tag folgte ich meiner Frau und erwürgte sie, indem ich den Gürtel eines Bademantels um ihren schlanken weißen Hals schlang. Ich bin ein starker Mann, der an harte körperliche Arbeit gewöhnt ist. Und während ich ihr mit aller Kraft die Kehle zudrückte, schrie ich mit lauter Stimme. Was ich schrie, wusste ich nicht. Es war ein reiner Wutschrei, ohne Sinn. Eine rasende Wut, wie ich sie bisher nicht gekannt hatte, beherrschte meinen Körper und meinen Verstand. Beim Schreien spritzte weißer Speichel aus meinem Mund.

Meine Frau rang verzweifelt nach Luft, ihre Schläfen zuckten. Ihre rosa Zunge rollte in ihrem Mund, schien sich zu verknoten. Blaue Adern traten auf ihrer Haut hervor wie Linien einer geheimen Landkarte. Ich konnte meinen eigenen Schweiß riechen. Wie Dampf aus einer heißen Quelle stieg er von meinem Körper auf, und ich glaubte, noch nie etwas so Ekelhaftes gerochen zu haben. Er erinnerte mich an den Gestank eines Tieres mit dickem, verfilztem Fell.

Lass mein Bild, wie es ist, befahl ich mir selbst mit erhobenem Zeigefinger im Spiegel, der an der Wand hing. *Finger weg von dem Bild!*

In diesem Moment fuhr ich aus dem Schlaf hoch.

Und mir fiel ein, wovor ich mich damals im Bett in dem »Love Hotel« in der Küstenstadt am meisten gefürchtet hatte. Tief in meinem Inneren hatte ich gefürchtet, ich könnte diese Frau (die junge Frau, deren Namen ich nicht einmal kannte) im letzten Augenblick tatsächlich erwürgen. »Du brauchst nur *so zu tun*«, hatte sie gesagt. Aber das hatte vielleicht nicht genügt. Vielleicht war es mit dem *Nur-so-Tun* nicht getan. Und die Ursache, dass es damit nicht getan war, lag in mir selbst.

Ich wünschte, ich könnte mich selbst verstehen. Aber das ist nicht so einfach.

Die Worte, die ich zu Marie Akikawa gesagt hatte. Während ich mir mit einem Handtuch den Schweiß abwischte, musste ich an sie denken.

Am Freitagmorgen hörte es auf zu regnen, und der Himmel klarte auf. Um mich von den Aufregungen der letzten Nacht zu erholen, wollte ich am Vormittag eine Stunde spazieren gehen. Ich schlenderte durch das Wäldchen, umrundete den Schrein und inspizierte zum ersten Mal seit Längerem den Zustand der Steinkammer. Mittlerweile war es Anfang November. Es wehte ein deutlich kühlerer Wind, und feuchtes Laub bedeckte den Boden. Die Grube war wie immer mit mehreren Planken abgedeckt, auf denen verfärbte Blätter und ein paar schwere Steine lagen. Allerdings kam es mir vor, als wären die Steine ein wenig anders angeordnet als bei meinem letzten Besuch. Zwar lagen sie im Großen und Ganzen genauso da, aber etwas verschoben erschienen sie mir doch.

Aber ich machte mir kaum Gedanken deshalb. Denn wer außer Menshiki und mir hätte eigens hier heraufkommen sollen? Ich hob eines der Bretter an und spähte in die Grube, in der sich natürlich niemand befand. Die Leiter stand wie zuvor an die Mauer gelehnt, und die Steinkammer lag wie üblich in tiefer Stille und Dunkelheit zu meinen Füßen. Also ließ ich das Brett wieder sinken und legte die Steine zurück.

Auch dass der Commendatore sich fast zwei Wochen lang nicht bei mir hatte blicken lassen, berührte mich kaum. Er sagte es ja selbst: Eine Idee hatte eine Menge Aufgaben zu erledigen. Aufgaben, die über Zeit und Raum hinausreichten.

Und der Sonntag stand bevor. An ihm würde vieles geschehen. Es sollte ein sehr aufregender Sonntag werden.

32 EIN SEHR BEGEHRTER BERUF

»Im Laufe unserer Unterhaltung kam ein Maler, ein Warschauer, zu uns an die Pritsche. Er war von mittlerem Wuchs, die Nase eines Geiers und ein schwarzer Schnurrbart stachen aus seinem Gesicht. [...] Seine Gestalt, die vor dem Hintergrund des Lagers lächerlich wirkte, fiel mir schon aus der Ferne ins Auge. Bereits aus der Distanz war sichtbar, dass er ein Maler war (ein sehr begehrter Beruf im Lager). Oft erzählte er mir bei unseren Gesprächen über seine Arbeit: ›Ich male Ölporträts für die Deutschen. Ich sehe ihre Familien – Frauen, Mütter, Kinder, deren Fotos sie mir bringen. Alle wollen Porträts ihrer Nächsten. Hingebungsvoll und voller Liebe erzählen mir die SS-Männer, wie ihre Angehörigen aussehen. Welche Farbe ihre Augen und ihre Haare haben. Auf der Grundlage dieser schlechten, undeutlichen Schwarz-Weiß-Fotografien male ich ihnen Familienporträts. Glaube mir, ich würde anstatt dieser Familienbilder lieber Kinder in Schwarz-Weiß malen, die in der Grube liegen, oben auf den Leichen im *Lazarett* [euphemistische Bezeichnung für eine Leichengrube im Vernichtungslager Treblinka, Anm. d. Autors]. Auf dass sie diese mit nach Hause nehmen und sie als Andenken in ihren Häusern aufhängen, diese Arschlöcher!‹«

Samuel Willenberg, ›Treblinka, Lager, Revolte, Flucht‹

QUELLENNACHWEISE

Ueda Akinari, »Die Bande über zwei Leben«, in: ders., *Erzählungen beim Frühlingsregen*. Aus dem Japanischen von Wolfgang E. Schlecht. Frankfurt am Main: Insel 1990. S. 48–53, S. 51.

Samuel Willenberg, *Treblinka, Lager, Revolte, Flucht. Warschauer Aufstand*. reihe antifaschistische texte, Bd. 22. Aus dem Polnischen von Steffen Hänschen. ISBN 978-3-89771-820-3 © UNRAST-Verlag, Hamburg/Münster, März 2009. S. 96f.

Lesen Sie wie die Geschichte des jungen Malers weiter geht!



HARUKI MURAKAMI

DIE ERMORDUNG DES COMMENDATORE BAND 2

Menshiki gibt ein zweites Bild in Auftrag: Der junge Maler soll die 13-jährige Marie porträtieren. Das Mädchen, so glaubt Menshiki, könnte seine Tochter sein. Während der Sitzungen entwickelt sich allmählich ein vertrautes Verhältnis zwischen dem Ich-Erzähler und seinem Modell. Marie ist eine aufmerksame Beobachterin, und so hat sie vieles, was sich rund um das Haus des Malers abspielt, bemerkt. Eines Tages ist Marie verschwunden. Der Ich-Erzähler ist überzeugt davon, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen ihrem Verschwinden und dem Gemälde ›Die Ermordung des Commendatore‹. Darüber könnte ihm allerdings nur der alte, demente Maler des Bildes Aufschluss geben. Wozu ist ein Mensch fähig, von dem er nichts ahnt und das er weit von sich weisen würde? Diese Frage stellt sich der junge Maler, als er erfährt, was er tun muss, um Marie zu finden. Wäre er bereit, einen Menschen zu töten?

Jetzt kaufen

Datenschutzhinweis